Überblick über aktuelle Diskussionen in der feministischen Theorie: 2 st., Kompaktveranstaltung. Beginn: Fr 24.10., 14-18; ferner: 13./14.12; 24./25.1.1998 von 10-13 und 15-18 *Maihofer*

Stillgestellte Zeit - zuviel Heimat. Fotografie für die Volks-Kunde (Projekt I): 4 st., Mo 16-20 *König*

Tanzen (Projekt II): 4 st., Mo 14-18 *Bechdolf*

Wissenschaft als Kultur (Projekt III): 4 st., Di 14-18 *Warneken*

Kolloquien

Magisterkolloquium: 2 st., Do 16-18 *Alle Lehrenden*

Institutskolloquium: Forschungsfelder der Tübinger Empirischen Kulturwissenschaft: 2 st., Do 18-20 *Alle Lehrenden*

Doktorandenkolloquium: 2 st., kompakt vom 30.1.-1.2.98 in Inzigkofen *Alle Lehrenden*

TÜBINGER KORRESPONDENZBLATT

Herausgegeben im Auftrag der
Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V.

Nr. 48 September 1997

Lupe = Projektgruppe des LUI
Untersuchtes Objekt = Schwäbisches Tagblatt

Inhalt:

PROJEKTGRUPPE DES LUDWIG-UHLAND-INSTITUTS: Medienwirklichkeit am Beispiel Lokalpresse 6

MARKUS BAUMGART: Studierende evaluieren das LUI. Ergebnisse einer Umfrage *34*

GREGOR JULIEN STRAUBE: Ortstermin Haspelturm: Rätselhafte Ritzzeichen 57

Institutsnachrichten 63

Aus dem Verein 65

Lehrprogramm im Wintersemester 1997/98 67

Redaktion: Bernd Jürgen Warneken
Vorlage der Titelmontage: Heiss/SchwäbischesTagblatt
Satz und Layout: Steffen Rompel
Druck: Gulde-Druck Tübingen

Medienwirklichkeit am Beispiel Lokalpresse[1]

Am Anfang, so wird wenigstens erzählt, stand eine Wette: Ein Lehrender des Ludwig-Uhland-Instituts, der die „Empirische Kulturwissenschaft" im Schwäbischen Tagblatt wieder einmal zu „Empirische Kulturwissenschaften" verfremdet fand, soll in Anwesenheit eines Tagblatt-Redakteurs getippt haben, daß eine einzige Lokalausgabe der Zeitung über 200 Fehler dieser und ähnlicher Art enthalte. Jedenfalls begann im Wintersemester 1995 ein Seminarprojekt mit dem Titel „Medienwirklichkeit am Beispiel Lokalpresse", das dem Problem der „accuracy", der Exaktheit von Zeitungsartikeln nachging und dabei eine Ausgabe des Schwäbischen Tagblatts zum Fallbeispiel wählte. Das zählbare Ergebnis: Die Recherchen zu den Beiträgen, die der Lokalteil des Schwäbischen Tagblatts am 8. Februar 1996 enthielt, ergaben 247 Fehlerbeanstandungen von InformantInnen und Projektmitgliedern. Soweit die gute Nachricht für den wettenden EKW-Dozenten. Die schlechte: Was ein Fehler ist, d.h. welche der Beanstandungen tatsächlich berechtigt waren, erwies sich noch häufiger als von vornherein vermutet als schwer oder gar nicht feststellbar. Doch eben dies machte die Untersuchung erst eigentlich interessant und gab ihr die im engeren Sinn kulturwissenschaftliche Dimension: Zu den Fragen nach der Menge und den Ursachen von „Fehlern" oder besser „Beanstandungen" kam die Frage nach den verschiedenen „Wahrheits"- oder besser Richtigkeitsauffassungen der Beteiligten: der JournalistInnen, der InformantInnen und der Projektgruppe selbst.

Methodologische Präambel

Schon aus Aufwandsgründen unternahmen wir von vornherein nicht den Versuch, Wirklichkeit und Medienwirklichkeit durch eigene Präsenz bei Lokal-

[1] Zur Projektgruppe gehörten: Markus Baumgart, Wolfgang Berger, Melanie Groß, Simone Heyder, Katja Hiller, Carmen Kauffmann, Dimitra Mantas, Claudia Mrosek, Andreas Radecki, Heike Roth, Elke Schönenborn, Elvira Stecher, Ferdinand Stoll, Ildikó Tenyèr-Brück und Cornelia Wunder. Seminarleiter war Bernd Jürgen Warneken, Tutorin Marion Hamm. Die Endredaktion dieses Projektberichts besorgten Markus Baumgart, Wolfgang Berger und Bernd Jürgen Warneken. Kurzdarstellungen des Projekts gab es in haspel-press Nr. 2/1997, im Schwäbischen Tagblatt vom 8.2.1997 und im Uni-Radio vom 9.2.1997.

ereignissen oder eigene Recherchen über in der Presse dargestellte Sachverhalte zu vergleichen. Wir nahmen vielmehr Zeugen zuhilfe. Zum einen wandten wir uns an InformantInnen, die in den Zeitungsartikeln selbst genannt wurden, und an AkteurInnen, über die in den Artikel berichtet wurde, und befragten sie nach „Fehlern" in der Berichterstattung (d.h. nach aus ihrer Sicht fehlerhafter Bearbeitung von Informationen ebenso wie fehlerhafter Realitätssicht der JournalistInnen). Zum anderen untersuchten wir „Sachzeugen": Wir verglichen der Zeitung zugegangene schriftliche Mitteilungen – u.a. Vereinsberichte und Leserbriefe – mit dem Zeitungstext, der sich auf diese Quellen stützte. Hinzu kam die Feststellung von sprachlichen oder Druckfehlern durch Mitglieder der Projektgruppe.

Dabei waren sich die Projektmitglieder darüber einig, daß die „Fehlermeldungen" auch der sachkundigsten InformantInnen und ZeugInnen nicht als letzte Wahrheitsinstanz gelten konnten: Sie konnten sich über ihre der Presse mitgeteilten Informationen irren und ihre Realitätswahrnehmung war ebenso subjektiv wie ihre Auffassung von realitätsadäquater Berichterstattung. Lang jedoch debattierte die Projektgruppe darüber, ob man den Fehlerbegriff überhaupt fallenlassen müsse und nur noch von „Dissens" zwischen Informanten/Zeugen und Journalisten gesprochen werden dürfe.

Die Vertreter der Meinung, daß es durchaus eindeutig feststellbare Fehler gebe, exemplifizierten dies gern an der „Rechtschreibung": „Leipzig" mit „b" zu schreiben, wie es im November 1995 in einem Tagblatt-Artikel gleich dreimal hintereinander geschehen war, sei nun eben einmal falsch. Die Anhänger der Dissens-Auffassung konterten: Dem Duden, dieser allgemein akzeptierten Autorität in Sachen Rechtschreibung zufolge, sei es korrekt, weibliche und männliche Personen unter die grammatikalisch männliche Form zu subsumieren – z.B. alle Immatrikulierten unter „Studenten". Beurteile ich einen Artikel, der dieser Rechtschreiberegel entspricht, jedoch nach feministischen oder auch nur Gleichstellungs-Normen, so müßte ich ihn für fehlerhaft erklären und für „Studenten" entweder „Studentinnen und Studenten" oder „Studierende" einsetzen. Die seither eingetretene Entwicklung – die teils akzeptierte, teils abgelehnte und zudem in manchen Fällen uneinheitlich umgesetzte Rechtschreibereform – hat diese pluralistische oder relativistische Position zweifellos gestärkt.

Umstritten war aber auch die Feststellbarkeit von „Sachverhaltsfehlern". Ein Teil der Projektgruppe stellte sich auf den konstruktivistischen Standpunkt des Publizistikwissenschaftlers Winfried Schulz, wonach der Versuch, Medienrealität falsifizieren zu wollen, „grundsätzlich ungerechtfertigt und auch unmöglich"[2]

[2] Vgl. Schulz, Winfried: Die Konstruktion von Realität in den Nachrichtenmedien. Analyse der aktuellen Berichterstattung. Freiburg und München 1976, S. 25.

sei. Andere erklärten mit Günter Bentele, der die Richtigkeit von Tatsachenbehauptungen für ein zentrales Kriterium für einen journalistischen Text ansieht, die Faktentreue von Zeitungstexten für prinzipiell überprüfbar. So könne z.B. niemand behaupten, es habe bei einem Unglück „sowohl 75 und zugleich 81 Tote" gegeben.[3] Sie widersprachen auch dem ´Hilfsargument´ von Schulz, eventuell doch feststellbare Fehler bezögen sich meist auf „periphere Facts"[4], die für die Informationsbefriedigung der LeserInnen unwichtig seien. Sie führten dabei einen Tagblattartikel vom 28.10.1995 ins Feld, in dem von einem tödlich verunglückten Drogenabhängigen die Rede war, worauf am 8.11.1995 ein Leserbrief erschien, in dem es hieß: „Hallo, hier ist das dem Unfall erlegene Opfer!! (...) Ich bin nicht dem Unfall erlegen, sondern wohlauf." (...) Ich lebe!!! Ihr Toter.„ Die Diskussion über die erkenntnistheoretische Legitimität von Fehlerbehauptungen und den Stellenwert, der dem Problem des Sachverhaltsfehlers in der Zeitungsberichterstattung zukomme, begleitete das Projekt bis zuletzt – und wird deshalb auch am Schluß des Projektberichts noch einmal aufgegriffen werden.

Fehlerforschung – Forschungsfehler

Erhebungen, die sich empirisch und ausführlich dem Problem der „Fehlerhaftigkeit„ von Presseberichten gewidmet haben, gibt es bisher vor allem in den USA. Als älteste dieser „accuracy"-Untersuchungen gilt Mitchell V. Charnleys Studie "Preliminary Notes on a Study of Newspaper Accuracy" von 1936[5]. Charnley ging es dabei um „a practicable technique for ascertaining the actual amount of error in factual reporting, and, second, of learning the kinds of error common in reporting, their frequency and their source of agent"[6]. Seine Methode bestand darin, Zeitungsartikel an Personen zu schicken, die in den Artikeln als InformantInnen genannt waren. Er bat sie, in einem beigelegten Fragebogen eventuelle „errors" aufzulisten und zu korrigieren. Dieser Fragebogen unterschied „Faktenfehler" (bei Namens-, Orts-, Datumsangaben usw.) von „errors in meaning". Aus den Fehlerangaben der InformantInnen stellte Charnley Tabellen über „inaccurate stories", „errors per story" und „frequency of different types of error" zusammen.

[3] Vgl. Bentele, Günter: Fernsehen und Realität. Ansätze zu einer rekonstruktiven Medientheorie. In: Knut Hickethier/Irmela Schneider (Hg.): Fernsehtheorien. Dokumentation der GFF-Tagung 1990, Berlin 1992, S. 45-67; hier S. 60.

[4] Schulz 1976 (wie Anm. 2), S. 26.

[5] In: Journalism Quarterly, 13. Jg. 1936, S. 394-401.

[6] Ebd., S. 394.

Mehrere spätere Untersuchungen folgten im wesentlichen diesem Konzept: Fred C. Berry[7] änderte 1967 lediglich Charnleys Begrifflichkeit und trennte in „objektive Fehler" (bei Datumsangaben usw.) und „subjektive Fehler", die er in „inaccurate headlines", „overemphasis", „underemphasis", und „omissions" unterteilte – eine Kategorisierung, die so ähnlich auch von späteren Studien praktiziert wurde. Auch William B. Blankenburg[8] unterschied in „objektive" und „subjektive" Fehler, die er als „deviation from objective fact" bzw. „mistakes of judgement" definierte[9]. Dieselben Rubrizierungen wählten 1985 Barbara Moore und Michael Singletary in einer Untersuchung über Fernsehnachrichten[10].

Das geschilderte Vorgehen, die Standardmethode der US-amerikanischen accuracy-Forschung, hat vor allem zwei Schwächen. Die eine besteht darin, die befragten InformantInnen zur Entscheidungsinstanz über „richtig" und „falsch" zu machen, die andere in der oft fragwürdigen Definition von accuracy selbst. Was ein „objective error", also ein „Faktenfehler" ist, läßt sich intersubjektiv eventuell aushandeln – z.B. wenn in einem Bericht von zwei Unfalltoten die Rede ist, Unfallzeugen, Polizei, Krankenhaus und Angehörige aber von drei Toten sprechen; ob jedoch Fragen, wie die nach „richtiger Gewichtung" oder nach „Vollständigkeit" von Information, überhaupt auf der Ebene von „inaccuracy" und „error" abgehandelt werden können oder ob hier nicht vielmehr eine legitime (und im übrigen gar nicht aufhebbare) Verschiedenheit von Perspektiven und Beurteilungen vorliegt, ist strittig.

Beide Probleme waren den amerikanischen accuracy-ForscherInnen mehr oder weniger bewußt. Schon Charnley bemerkt, man dürfe die InformantInnenmeinung bei den „errors of meaning" nicht „at face value" nehmen[11]; Blankenburg gibt zu bedenken, daß das Involviertsein der InformantInnen ihr Urteil beeinflussen könne, vor allem, wenn sie in dem Artikel schlecht wegkämen[12]; und Moore/Singletary sind sich im Klaren darüber, daß die InformantInnenklagen über „subjektive errors" von den betroffenen JournalistInnen zurückgewiesen werden könnten[13]. Keine der genannten Untersuchungen zog jedoch die Konsequenz, deshalb auf den Begriff „error" und die entsprechenden Prozentrechnungen zu verzichten.[14] Daher zielten die meisten Untersuchungen nur darauf ab, Fortschritte „toward greater elimination of error"[15] zu erwirken oder, wie Berry schreibt: „Accuracy surveys are worthwhile only if they demonstrate how inaccuracys can be reduced."[16]

Freilich finden sich auch einige differenziertere Ansätze. So kritisiert Joseph T. Scanlon[17] an der bisherigen accuracy-Forschung, daß „the researchers had to accept the respondent's word that an inaccuracy had occured"[18]. Scanlons studentische Projektgruppe wählte deshalb den Weg der eigenen Recherche: Sie befragten nicht nur die InformantInnen, sondern auch andere „ExpertInnen" zu den Inhalten der fraglichen Artikel und fällten dann selbst ein Urteil über deren accuracy. Damit wurden problematische Richtigkeits- oder Fehlerbehauptungen natürlich lediglich auf eine breitere subjektive Basis gestellt, ohne damit notwendigerweise stringenter zu werden.[19]

Dem Problem, „errors" festzustellen, gehen Phillip Tichenor et al.[20] dadurch aus dem Weg, daß sie accuracy als „communication accuracy" fassen: Gefragt wurde dort lediglich nach „the extent to which a message produces agreement between source and receiver"[21]. Zu diesem Zweck wurden Zeitungsartikel 'exemplarischen LeserInnen' vorgelegt. Sie sollten nach der Lektüre zusammenfassen, was diese Texte ihrer Meinung nach aussagten. Anschließend wurden in den Artikeln zitierte WissenschaftlerInnen gebeten, „to judge the audience statements according to their accuracy"[22]. In der Auswertung wurde dann die

7 Berry Jr., Fred C.: A Study of Accuracy in Local News Stories of Three Dailies. In: Journalism Quarterly, 44. Jg. 1967, S. 482-490.

8 News Accuracy: Some Findings on the Meaning of errors. In: The Journal of Communication, 20. Jg. 1970, S. 375-386.

9 Ebd., S. 376.

10 Scientific Sources' Perceptions of Network News Accuracy. In: Journalism Quarterly, 62. Jg. 1985, S. 816-823; hier S. 820.

11 Charnley (wie Anm. 5), S. 398.

12 Blankenburg (wie Anm. 8), S. 377.

13 Moore/Singletary (wie Anm. 10), S. 820.

14 Blankenburg rettet sich allerdings, indem er (in)accuracy doppelt definiert: „News accuracy is broadly defined as truthful reproduction of an event or activity of public interest." Da es aber „for many elements of a news story [...] no accessible independent criterion of accuracy" gebe, legt er seiner Studie eine „operationelle" Definition zugrunde: „Operationally defined, an inaccuracy is a news story error that is noted by a person who is 'significantly mentioned' in the story." (Blankenburg, wie Anm. 8, S. 376)

15 Charnley (wie Anm. 5), S. 394.

16 Berry (wie Anm. 7), S. 489f.

17 A New Approach to Study of Newspaper Accuracy. In: Journalism Quarterly, 49. Jg. 1972, S. 587-590.

18 Ebd., S. 588.

19 Einen ähnlichen Ansatz verfolgte die – unseres Wissens – einzige deutsche Studie, die sich auf empirischer und quantifizierender Basis mit journalistischer accuracy beschäftigt hat (Michael Haller: Wie wissenschaftlich ist Wissenschaftsjournalismus? Zum Problem wissenschaftsbezogener Arbeitsmethoden im tagesaktuellen Journalismus. In: Publizistik, 32. Jg. 1987, S. 305-319). Haller legte 171 Zeitungsartikel über Tschernobyl „zwei in der Sache neutralen Physikern" vor und bat sie, „sämtliche Sachverhaltsdarstellungen, Erklärungen und Deutungen in den fraglichen Texten auf ihre Richtigkeit zu überprüfen". (Ebd., S. 307)

20 Tichenor, Phillip J./Olien, Clarice N./Harrison, Annette/Donohue, George: Mass Communication Systems and Communication Accuracy in Science News Reporting. In: Journalism Quarterly, 47. Jg. 1970, S. 673-683.

21 Ebd., S. 673.

22 Ebd., S. 675.

von den WissenschaftlerInnen festgestellte größere oder geringere communication accuracy mit verschiedenen JournalistInnentypen, Wissenschaftsbereichen, Quellen- und Recherchemethoden korreliert. Problematisch hieran ist zum einen die offenbare Annahme, die InformantInnen/WissenschaftlerInnen hätten den JournalistInnen gegenüber tatsächlich adäquat ausgedrückt, was ihnen – nachträglich – als ihre Aussageintention erschien. Zum anderen vernachlässigten Tichenor et al. die Frage, ob bei den 'exemplarischen LeserInnen' womöglich Unachtsamkeiten und Fehlinterpretationen in der Rezeption vorlagen, wenn nicht gar systematische Verzerrungen, die nicht mit einer mangelnden accuracy der Botschaft, sondern mit deren – z.B. für die Rezipienten unliebsamen – Gehalt zu tun hatten.

So anregend die bisherige accuracy-Forschung für unsere eigene Studie also auch war: Übernehmen ließen sich ihre methodischen Rezepte nur begrenzt, vor allem deshalb, weil ihre theoretischen Prämissen die „konstruktivistische Herausforderung", der sich auch die heutige Zeitungsforschung zu stellen hat, nur unzureichend in sich aufgenommen hatten.

Zur Methodik der Recherche

Der Stichtag

Als Verfahren standen uns prinzipiell zwei Möglichkeiten offen: Wir hätten systematisch über einen festgelegten Zeitraum umfangreiche Artikel (z.B. Dreispalter) aus ausgewählten Themenbereichen (z.B. lokale Kultur) untersuchen können. Unsere Daten erhoben wir jedoch anhand aller Artikel einer Ausgabe des Lokalteils des „Schwäbischen Tagblatts". Wir wählten dieses Verfahren, da sich damit am ehesten ein Überblick über das Spektrum der 'Fehler' in den verschiedenen Sparten und Artikelarten bot. Nicht nur große Artikel und Reportagen gingen in die Auswertung ein, sondern auch die vielen kleinen Notizen, Veranstaltungsinformationen sowie Vereinsberichte und Leserbriefe. Als Stichtag für die Erhebung wählten wir Donnerstag, den 8. Februar 1996. Donnerstags ist die Zeitung relativ umfangreich und enthält eine Seite über die Universität, die „Audimax"-Seite. Außerdem wird sie werktags produziert, also mit voller personeller Besetzung.

Am Stichtag ermittelten wir für jeden Artikel die HauptinformantInnen der Berichte bzw. die wichtigsten Akteure, von denen die Berichte handelten. (Da beide Personengruppen sich oft überschneiden, nennen wir beide in der Folge vereinfachend „InformantInnen„.) Zumeist entnahmen wir diese Personen den Artikeln; einige wurden uns – nach einer Prüfung, ob hierbei nirgends Diskretionspflichten verletzt wurden – von den Journalistinnen genannt. Außerdem stellten uns die Redakteure die schriftlichen Vorlagen zur Verfügung, die sie für die Berichterstattung der Stichtagsausgabe verwendet hatten.

Für jede dieser Informationsquellen wurde ein Fragebogen ausgefüllt. Sofern es sich nicht um schriftliche Quellen handelte, nahmen wir umgehend Kontakt mit den InformantInnen auf. Während die US-amerikanischen Studien weitgehend postalisch arbeiteten, suchten wir die InformantInnen möglichst persönlich auf – nur in Ausnahmefällen benutzten wir Post oder Telefon. Wir baten sie, „ihren" Zeitungsartikel unter die Lupe zu nehmen und Angaben über von ihnen festgestellte Fehler in den Fragebogen einzutragen. Durch unsere Präsenz bei dieser Befragung war es leichter, ein vollständiges Ausfüllen des Fragebogens zu erreichen und dem Mißverstehen einzelner Fragen entgegenzuwirken. Zudem konnten so viele zusätzliche, über den Fragebogen hinausgehende Informationen und Eindrücke gewonnen werden.

Dieses methodische Vorgehen – die Erhebung an einem Stichtag – ist unseres Wissens neu. Wir wählten es vor allem deshalb, weil wir alle Sparten der Zeitung sowie eine möglichst großes Inhaltsspektrum erfassen wollten, um damit eventuellen Genre- und Themenspezifika von Fehlern bzw. Beanstandungen auf die Spur zu kommen. Eine solche „Vollerhebung" über mehrere Ausgaben hinweg durchzuführen, hätte unsere Arbeitskapazitäten weit überschritten. Das Problem, damit eine unrepräsentative Stichprobe zu erhalten, wurde dabei durch den Umstand verschärft, daß wir der Redaktion den Stichtag unserer Untersuchung einige Tage vorher mitteilten. Der Vorteil dieses Vorgehens bestand darin, daß wir die JournalistInnen somit bitten konnten, schriftliche Vorlagen und Vorarbeiten für die einzelnen Stichtagsartikel, die sonst in den Papierkorb gewandert wären, aufzubewahren und uns dann für die Auswertung zu überlassen. Wir nahmen an, daß sich der Nachteil der Vorankündigung in Grenzen halten werde, da die Journalisten, selbst wenn sie es beabsichtigten, ihre Arbeitsweise nicht von einem Tag auf den anderen umstellen könnten. Ob diese Unterstellung berechtigt war, ist schwer nachzuprüfen. Daß hernach alle dazu befragten Journalisten zu Protokoll gaben, daß sie für die Ausgabe vom 8.2. nicht anders gearbeitet hätten als sonst, ist natürlich kein ausreichender Indikator -zumal das Gerücht umging, ein Journalist habe in einem späteren Gespräch „eingestanden", sich für den 8.2. doch um besondere Sorgfalt bemüht zu haben. Auf der anderen Seite ist anzumerken, daß eine außerhalb der Tübinger Zentrale angesiedelte Redakteursgruppe von Projekt und Stichtag nichts erfahren hatte und auf die von dieser Gruppe verantwortete Tagblattseite eine unterdurchschnittliche Zahl von „Fehlern" d.h. Beanstandungen entfiel.

Dennoch wollten wir es nicht ganz bei der Stichprobe 8.2. belassen und führten – ohne dies der Redaktion kundzutun – zwischen 25.4. und 10.5.1996 eine wenn auch begrenzte ergänzende Erhebung durch.

Der Fragebogen

Verglichen mit den Fragebögen, welche die uns bekannten US-amerikanischen accuracy-Untersuchungen ihren InformantInnen vorlegten, war der unsrige nicht nur ausführlicher, sondern umfaßte auch mehr Problemaspekte. So differenzierten die US-Studien die möglichen Fehlerarten zumeist weniger genau. Auch erbaten sie selten eine Fehler- und Artikelbeurteilung durch die InformantInnen[23]; die von den InformantInnen vermuteten Fehlerursachen erfragten unseres Wissens nur Singletary/Lipsky[24].

In der ersten Rubrik unseres Fragebogens geht es um die Informationsquellen der JournalistInnen; hier sollen eventuelle Zusammenhänge zwischen Genres und Wegen der Informationen einerseits und Fehlern/Beanstandungen andererseits untersucht werden. In der zweiten Rubrik bitten wir um die Nennung der vorhandenen 'Fehler', wobei wir die Kategorien "Faktenfehler" und „Fehler im Informationsgehalt" unterscheiden und beide Fehlergattungen in zahlreiche Unterkategorien unterteilen. Absicht dieser breiten Auffächerung von Fehlermöglichkeiten war es, das Entdecken von Fehlern erleichtern. Die „Faktenfehler" werden dabei folgendermaßen unterteilt:

- „Überschrift„
- „Datumsangaben"
- „Uhrzeitangaben"
- „Ortsangaben"
- „Bezeichnung der Veranstaltung"
- „Altersangaben"
- „Sonstige Angaben zur Person (Beruf, Titel, Funktion, Herkunft usw.)"
- „Wiedergabe von Zitaten"
- „Falsches Bild" (= textbegleitendes Foto)
- „Falsche Angabe über das Bild"
- „Falsche Rechtschreibung"
- „Falsche Grammatik/Zeichensetzung"
- „Sonstiges"

[23] Dies geschah nur bei Blankenburg (siehe Anm. 8).

[24] Singletary, Michael/Lipsky, Richard: Accuracy in Local TV News.In: Journalism Quarterly, 54. Jg. 1977, S. 362-364.

Für „Fehler im Informationsgehalt" gibt es folgende Rubriken:

- „Sind Sachverhalte falsch wiedergegeben?"
- „Fehlen wichtige Informationen?"
- „Falsche Gewichtung?"
- „Ist die Überschrift irreführend?"
- „Enthält der Artikel falsche/ungenaue Begriffe?"
- „Sonstiges"

Zudem bitten wir die InformantInnen um eine Fehlerbewertung auf einer Skala von 1 = „sehr schwerwiegend", 2 = „schwerwiegend", 3 = „nicht so schlimm" bis zu 4 = „unbedeutend". Danach sollen die InformantInnen den Artikel im Gesamten beurteilen, wobei ihnen wiederum eine vierstufige Skala von „völlig korrekt", „im wesentlichen korrekt" und „ziemlich entstellt" bis zu „völlig entstellt" zur Verfügung steht.

In der dritten Rubrik des Fragebogens geht es um die von den InformantInnen angenommenen Gründe für die 'Fehler' im Artikel. Dies geschieht zunächst durch die offene Frage: „Falls der Artikel Fehler hat, welche Ursachen würden Sie für den/die Fehler spontan vermuten?" Danach erst präsentierten wir eine Liste mit Antwortmöglichkeiten:

„Vermuten Sie organisatorische Gründe, wie z.B.:

- Vorgabe der Artikellänge
- Überbelastung des Journalisten/der Journalistin
- Viele Zwischenstationen in der Redaktion
- Flüchtigkeitsfehler?"

„Vermuten Sie von seiten des Journalisten/ der Journalistin:

- mangelnde Recherche
- ungenügende journalistische Qualifikation
- fehlende Sachkenntnis
- Desinteresse an dem Thema
- Vorurteile
- Orientierung an der politischen Ausrichtung der Zeitung
- Sensationsmache
- absichtliche Verdrehung?"

„Gab es zwischen Ihnen und dem Journalisten/ der Journalistin

- Mißverständnisse
- persönliche Spannungen?"

„Haben Sie versehentlich fehlerhafte Angaben gemacht?"

In der nächsten Rubrik fragen wir nach mutmaßlichen Konsequenzen der beanstandeten 'Fehler': „Werden Sie wegen der Fehler etwas unternehmen? Wenn ja: Was werden Sie tun? Wenn nein: Warum nicht?" –„Welche Auswirkungen können die in dem Artikel gemachten Fehler haben?"

Die fünfte und letzte Rubrik soll einige Hinweise auf den biographischen und sozialen Kontext geben, in dem die Antworten der Informanten stehen. „Haben Sie schon für Zeitungen geschrieben? Wenn ja: Was?" Und: „Haben Sie schon früher Erfahrungen mit der Berichterstattung des Schwäbischen Tagblatts gemacht? Wenn ja: Welche?" Zudem wird am Ende des Fragebogens Beruf und Alter der Informantin bzw. des Informanten erfragt.

Rückkopplung

Anders als die US-amerikanischen Studien bezogen wir die JournalistInnen in unsere Untersuchung ein.[25] Im Anschluß an unsere Haupterhebung wählten wir mehrere Artikel aus und führten jeweils ein Interview mit deren Autorin bzw. Autor durch. Hierfür entwickelten wir einen gesonderten Fragebogen. Darin geht es zunächst, analog zum Fragebogen für die InformantInnen, um die Art, wie die JournalistInnen an ihre Informationen gelangt sind.[26] Danach werden die JournalistInnen mit den einzelnen Beanstandungen der befragten InformantInnen konfrontiert und gebeten, sich zu deren Legitimität, zur Bewertung des Schweregrades der Beanstandungen durch die InformantInnen sowie zu den von den InformantInnen vermuteten Gründen für die 'Fehler' zu äußern.[27] Zudem sollen die JournalistInnen die von den InformantInnen genannten Erfahrungen mit der Berichterstattung des Schwäbischen Tagblatts beurteilen.[28] Zuletzt werden die JournalistInnen gefragt, ob sie die „Fehler"-Zahl des betreffenden Artikels für „außergewöhnlich hoch", „durchschnittlich" oder „außergewöhnlich niedrig" halten.

---

[25] Uns ist lediglich eine andere Untersuchung bekannt, die den JournalistInnen die Möglichkeit zur Erwiderung auf die Beanstandungen der InformantInnen gibt: Lawrence, Gary C./Grey, David L.: Subjective Inaccuracies in Local News Reporting. In: Journalism Quarterly, 46. Jg. 1969, S. 753-757.

[26] „Wie bekamen Sie die Informationen zu diesem Artikel? Wie lange dauerten die Recherchen insgesamt?"

[27] „Folgendes wurde von InformantInnen an dem Artikel beanstandet: [Nennung einer der Beanstandungen]. Ist diese Beanstandung berechtigt?" – „Falls ja, welche Gründe vermuten Sie selbst für diesen Fehler?"
„Von den InformantInnen wurden (noch) folgende Gründe vermutet: [Nennung der Gründe]. Was meinen Sie dazu?" – „Falls nein, welche Gründe würden Sie für die Beanstandung vermuten?"

[28] „Von den InformantInnen wurden folgende Aussagen zur Erfahrung mit der Berichterstattung des Schwäbischen Tagblatts allgemein gemacht: [Nennung der Erfahrung]. Was meinen Sie dazu?"

Resultate

Die Basisdaten

Die Tübinger Lokalzeitung „Schwäbisches Tagblatt" vom 8. Februar 1996 enthält 123 Artikel und 15 Leserbriefe. Die Werbe- bzw. Sonderbeilagen dieser Ausgabe werteten wir nicht aus. Die redaktionellen Beiträge in dieser Ausgabe schrieben 27 Frauen und 49 Männer.

Addiert man die Zahl der Beanstandungen der InformantInnen (157), die von uns selbst festgestellten Rechtschreibe- und Grammatikfehler (69) und die von uns als „fehlerhaft" eingestuften Abweichungen von schriftlichen Vorlagen (21), so kommt man auf insgesamt 247 „Fehler". Doch diese Zahl ist, wie schon gesagt, nicht sonderlich aussagekräftig. So können wir selbst in vielen Fällen den Beanstandungen der InformantInnen nicht zustimmen -es handelt sich dabei unseres Erachtens oft um vertretbare Umformulierungen mündlicher oder schriftlicher Quellen, um legitime Kürzungen oder um diskutable Auslegungen von Sachverhalten. Dennoch sollte man auch diese Fälle nicht einfach ad acta legen, da sie auf unterschiedliche Interessen oder auch unterschiedliche Schreibkulturen von InformantInnen und JournalistInnen verweisen, die es zu untersuchen gilt.

Wie sehen nun diese Beanstandungen im einzelnen aus? Von 111 InformantInnen machen mehr als die Hälfte (62) Angaben zur Klassifizierung der „Fehler". Unter der Rubrik „Faktenfehler" wird am häufigsten die Rechtschreibung kritisiert (25 Nennungen), gefolgt von falscher Namensangabe (15 Nennungen) und unkorrekten Begriffen (13 Nennungen). Bei den „Fehlern" im Informationsgehalt rangieren an erster Stelle „Sachverhaltsfehler": 31 InformantInnen bemängeln falsche Informationen, 30 vermissen wichtige Informationen und 25 kritisieren die Gewichtung im Artikel.

Nur 34 InformantInnen stellen Vermutungen über Fehlergründe an. 42% dieser InformantInnen führen die „Fehler" auf die Funktionsweise des Systems 'Zeitungsproduktion' zurück. Dabei werden zumeist gleichzeitig Kürzungen aus Platzmangel und Flüchtigkeitsfehler aus Zeitdruck genannt. 32% nennen fehlende Sachkenntnis, 29% mangelnde Recherche. Jeweils ein knappes Viertel wirft den JournalistInnen Vorurteile oder Desinteresse vor.

Als „schwerwiegend" beurteilen die InformantInnen vor allem „Fehler" in der Gewichtung oder in der Darstellung von Sachverhalten sowie fehlende Informationen. Solche Kritik betrifft vor allem Fälle, in denen der Autor/die Autorin ihr/ihm mitgeteilte Informationen nicht in den Artikel aufnahm. Allerdings sind die InformantInnen sich z.T. darüber bewußt, daß die 'Relevanzkriterien' der JournalistInnen andere sind als ihre eigenen, und teilweise werden diese Kriterien auch akzeptiert.

Von den 85 InformantInnen, die eine Gesamtbewertung 'ihres' Artikels un-

ternahmen, beurteilt die Mehrheit (76) den Artikel als „völlig korrekt“ oder „im wesentlichen korrekt“, nur neun Personen finden ihn „ziemlich entstellt“. Diese weitgehend positive Gesamtbewertung der Artikel findet oft auch dann statt, wenn Fehler bemängelt wurden. Auch wo InformantInnen ‘Sachverhaltsfehler’ feststellen, bewerten sie den gesamten Artikel häufig als „im wesentlichen korrekt“. Bei Artikeln mit fehlenden Informationen reicht die Gesamtbeurteilung von „ziemlich entstellt“ bis „im wesentlichen korrekt“, und zwar auch dann, wenn der Fehler als „sehr schwerwiegend“ angesehen wurde.

Viele InformantInnen relativieren ihre Kritik am fraglichen Artikel durch generelle Aussagen zur Berichterstattung des Schwäbischen Tagblatts: Ein Informant, der die ungenaue Verwendung von Begriffen als schwerwiegenden Fehler bemängelt, stellt gleichzeitig fest, der betreffende Journalist, den er vom Musik- und Sportverein her kenne, sei ein „Vollblutjournalist“ – mit seiner Kritik wolle er keinesfalls dessen Kompetenz anzweifeln. Einige andere InformantInnen betonen ihre grundsätzliche Zufriedenheit mit dem Tagblatt – diesmal sei jedoch ein Fehler unterlaufen. Auch im umgekehrten Sinne wird freilich relativiert: Obwohl in der politischen Ausrichtung oder im Umgang mit Informationen grundsätzlich nicht zufriedenstellend, sei die Berichterstattung des Schwäbischen Tagblatts diesmal in Ordnung.

In Zahlen aufgeschlüsselt haben innerhalb der Gruppe derer, die nichts zu beanstanden haben, 36% eine positive, 21% eine eher negative und 11% eine neutrale Einstellung zum Schwäbischen Tagblatt. 32% der InformantInnen nehmen eine ambivalente Haltung ein, sie haben sowohl positive als auch negative Erfahrungen mit dem Blatt gemacht. In der Gruppe derer, die etwas zu beanstanden haben, ist der Prozentsatz der Personen mit positiver Einstellung mit 38,5% ähnlich hoch wie in der vorgenannten Gruppe. Der Anteil der Personen mit negativer Einstellung liegt hier dagegen mit ebenfalls 38,5% deutlich höher. Weitere 9% dieser InformantInnen bezeichnen ihre Einstellung als neutral, 14% als ambivalent.

Interessantes ergibt sich bei der durchschnittlichen „Fehler“- bzw. Artikelgesamtbeurteilung. Erstere fällt bei Personen mit positiver Einstellung zum Blatt nur wenig schlechter aus als bei denen mit negativer Einstellung (2,62 zu 2,66 , bei einer Skala von 1 = „sehr schwerwiegend“ bis 4 = „unbedeutend“). Bei der Gesamtbeurteilung der jeweiligen Artikel kehrt sich dieses Verhältnis jedoch um. Personen mit negativer Haltung zum Schwäbischen Tagblatt urteilen hier, bei einer Vorgabe von 1 = „völlig entstellt“ bis 4 = „völlig korrekt“, mit einer durchschnittlichen Wertung von 2,68 deutlich härter, als diejenigen mit positiver Haltung, bei denen sich ein Durchschnittswert von 3,06 ergibt.

Die mildeste Artikelgesamtbeurteilung geben Personen mit einer ambivalenten Haltung ab. Der Durchschnittswert liegt hier bei 3,33. Auch werden von dieser Personengruppe die einzelnen „Fehler“ mit einem Durchschnittswert von

3,2 am gelassensten hingenommen. Mit einer Gesamtbeurteilung von 2,83 liegen die Personen, die ihre Haltung als neutral beschrieben, zwischen denen mit entweder positiver oder negativer Einstellung, auch wenn sie den einzelnen „Fehler“ mit einem Durchschnittswert von 2,93 milder beurteilen als die Personen der beiden anderen Gruppen. So läßt sich resümieren, daß sowohl eine positive als auch eine negative Grundeinstellung in den meisten Fällen zu einer härteren Beurteilung führt als eine entweder neutrale oder ambivalente Haltung gegenüber dem Schwäbischen Tagblatt.

Ein starkes Viertel (69 von 247) der Beanstandungen besteht aus grammatikalischen oder orthographischen Abweichungen vom Duden (Ausgabe 1996). 41 dieser Abweichungen sind orthographische Fehler oder Fälle, in denen der falsche Kasus gesetzt wurde. Es kann sich dabei sowohl um Tippfehler als auch um Denkfehler handeln. Ob der/die Autor/in von der Richtigkeit seiner/ihrer Schreibweise überzeugt ist bzw. eine Wortschöpfung vornahm (etwa wenn er „Sinntag“ statt „Sonntag“ schrieb), überprüften wir nicht. Zwölf dieser Inkorrektheiten sind Interpunktionsfehler, vor allem bei der Kommasetzung, die restlichen 16 setzen sich zusammen aus fehlenden Wortabständen (2), Trennungsfehlern (2), falschem Satzbau (4) ungewöhnlicher bis unsinniger Wortbildung (1) und sinnwidrigen Wörtern (7).

Die Zahl von 69 Rechtschreib- und Zeichensetzungsfehlern in einer einzigen Ausgabe mag manchem recht hoch erscheinen – und läßt ihn vielleicht bedauern, daß der Arbeitsgang „Korrekturlesen“ beim Schwäbischen Tagblatt vor einigen Jahren abgeschafft wurde. Man sollte jedoch sehen, daß demnach auf zwei Artikel nur jeweils ein Fehler kommt – und nur wenige sind sinnentstellend oder machen eine Aussage teilweise unverständlich. Das scheint uns angesichts der Produktionsbedingungen einer Tageszeitung kein schlechtes Ergebnis zu sein. Im übrigen sind die Druckfehler auch ganz ungleich verteilt: In einem einzigen Artikel fanden sich 14 Fehler, d.h. fast ein Viertel der Gesamtzahl. Hier spielte entweder eine individuelle Eigenheit oder, wie wir eher vermuten, besondere Eile eine Rolle.

Nur ein Drittel der Schreibenden (oder, historisch gesehen: immerhin ein Drittel?) sind Frauen. Auch als InformantInnen sind sie weniger präsent als Männer: Von den 111 InformantInnen, die auf unsere Befragung reagierten, ist nur ein Viertel (28) weiblich. Dies könnte das Motto: „Männer befragen Männer, Frauen befragen Frauen“ und damit die männliche Vorherrschaft im Journalismus widerspiegeln. Zudem sind kommunale Schlüsselpositionen, die bei den Recherchen für eine Lokalzeitung besonders relevant sind, vorwiegend männlich besetzt.

Welchen Einfluß hat das Geschlecht auf die Urteile der InformantInnen? Unter den InformantInnen, die nichts zu beanstanden haben, sind 82% männlichen und 18% weiblichen Geschlechts. Die Gruppe der InformantInnen, die

Kritik übt, besteht zu 68% aus Männern und zu 32% aus Frauen. Anders ausgedrückt bedeutet dies, daß von sämtlichen Informantinnen 71,4% etwas auszusetzen haben, von den Informanten dagegen nur 53,1%.

Diesen Zahlen nach lesen Frauen entweder genauer oder sie haben der Beurteilung publizistischer accuracy kritischere Haltung. Dabei verbindet sich jedoch mit dem schärferen, d.h. mehr (angebliche) Unkorrektheiten entdeckenden Blick eine mildere Beurteilung dieser „Fehler": Bei der Bewertung der einzelnen „Fehler" ergibt sich, ausgehend von unserer Skala von 1 = „sehr schwerwiegend" bis 4 = „unbedeutend", bei den Männern ein durchschnittlicher Wert von 2,67, bei den Frauen dagegen ein Wert von 3,1. Ähnlich verhält es sich bei der Gesamtbeurteilung der einzelnen Artikel. Wir gaben eine Skala von 1 = „völlig entstellt" bis 4 = „völlig korrekt" vor. Auch hier fällt das Urteil der Frauen mit einem Durchschnittswert von 3,11 etwas milder aus als das der Männer mit einem Wert von 2,91.

Wir versuchten überdies, Zusammenhängen zwischen Beruf bzw. Funktion der InformantInnen einerseits und ihrer Artikeleinschätzung andrerseits auf die Spur zu kommen. Hierbei traten allerdings – jedenfalls bei den größeren, d.h. auswertbaren Gruppierungen – keine deutlichen Unterschiede zutage. InformantInnen aus freien und kaufmännischen Berufen bewerteten die accuracy der Artikel ganz ähnlich wie StadträtInnen und Verwaltungsleute – alle lagen bei ca. 3,5, d.h. zwischen „im wesentlichen korrekt" und „völlig korrekt". Ein wenig kritischer als diese Gruppen sind die Bürgermeister (igs. sieben), welche im Durchschnitt nur den Wert 3,29 vergeben.

Fehler und Kanäle

Der Kontakt zwischen den JournalistInnen des Schwäbischen Tagblatts und den InformantInnen läuft über diverse Wege oder Kanäle. In Form von schriftlichen Vorlagen, Telefongesprächen, persönlichen Gesprächen, Pressekonferenzen und persönlicher Anwesenheit oder in der Kombination dieser Wege bekommen die JournalistInnen ihre Informationen. Zu seiner Berichterstattung am Stichtag stellte uns das Schwäbische Tagblatt 78 schriftliche Vorlagen zur Verfügung. 57 Artikel entstanden ausschließlich unter Verwendung solcher Vorlagen, die die JournalistInnen von InformantInnen bekommen hatten. In einem Viertel der Stichtags-Fälle recherchierten die AutorInnen zusätzlich vor Ort.

Sortiert man die Beanstandungen nach den Wegen, auf denen die AutorInnen der Artikel zu ihren Informationen kamen, so ergibt sich folgendes Bild: Wie nicht weiter überraschend, werden bei den Artikeln, die auf einer schriftlichen Vorlage basieren, vor allem sog. „Faktenfehler" angemahnt: inkorrekte Namensangaben, Ortsangaben sowie Rechtschreibfehler; es geht also vor allem um das

Problem fehlerhaften Abschreibens. Beanstandungen im Informationsgehalt sind in dieser Artikelkategorie selten. Deutlich häufiger finden sich diese bei solchen Berichten, denen – ausschließlich oder unter anderem – ein persönlicher Kontakt zwischen InformantIn und JournalistIn zugrundelag. Das face-to-face-Gespräch scheint also keineswegs das wirksame Heilmittel gegen Fehler oder Dissens zu sein, als das ihn InformantInnen häufig zu betrachten neigen[29]. Welche Störfaktoren hierbei die wichtigste Rolle spielen, müßte in einer spezielleren Erhebung, als sie uns in diesem Punkt möglich war, geklärt werden. Vermutbar ist natürlich, daß es vor allem Zeitdruck ist, der zu ungenauem Zuhören oder Mißverstehen führt. Aber auch längere Gespräche müssen die Informationsqualität nicht verbessern. Dies nicht nur, wenn die Gesprächspartner nicht „miteinander können"; auch eine entspannte Atmosphäre kann fehlerträchtig sein, indem sie zu der u.U. illusionären Meinung verführt, man habe sich nicht nur gut, sondern auch genau verstanden.

Besondere Aufmerksamkeit sollten künftige Untersuchungen dem Telefoninterivew und dem telefonischen Informantenkontakt insgesamt widmen. Hier ergaben sich in unserer Erhebung besonders hohe Fehlerquoten: Bei fünf von acht Artikeln, für die nur über Telefon recherchiert wurde, gab es Beanstandungen; dabei wurden 22 Fehler reklamiert – sechs Fakten- und 16 Informationsfehler. Der (zumindest bislang) schnellste und bequemste Informationskanal des Lokaljournalismus hat offenbar auch die meisten Tücken.

Sparten- und Genrespezifika

Zur Beantwortung der Frage, ob Fehler in bestimmten Themenbereichen und bei bestimmten Darstellungsweisen häufiger auftreten bzw. angemahnt werden, unterteilten wir die Artikel des 8.2.1996 in Sparten und Genres. Maßgebend für die Einteilung der Sparten waren der inhaltliche Schwerpunkt oder die Institution, auf die der Artikel sich hauptsächlich bezog. Bei den Sparten entfielen die meisten, nämlich 29 Artikel auf Vereine und Verbände, 24 auf die lokale Kultur und 19 auf bereits begonnene oder geplante Bauprojekte. Dahinter folgen neun Artikel zur Universität und Hochschulpolitik, jeweils acht Artikel zur lokalen Politik sowie zu Themen aus dem Bereich Soziales und Gesundheit und sieben Artikel zu Bildung und Fortbildung. Bei den Genres fallen unserer Einteilung nach die 'Berichte' mit 52 Artikeln und die 'Veranstaltungshinweise' mit 39

[29] Vgl. auch Lawrence/Grey (wie Anm. 25), S. 755.

Beiträgen am meisten ins Gewicht, gefolgt von zehn 'Meldungen' und sechs 'Lokalen Meldungen'.[30]

Unter den Genres steht das „Feature" mit durchschnittlich 15,5 Beanstandungen Artikel an der Spitze.[31] Dabei ist zu berücksichtigen, daß die beiden unter dieses Genre subsumierten Artikel zur Sparte 'Gesellschaft und Politik' gehören, in die wir Artikel zu über den Lokalbereich hinausreichenden Fragestellungen eingeordnet haben. Am zweithäufigsten kritisiert werden die „Berichte". Bei 52 Artikeln ergibt sich ein durchschnittlicher Wert von 2,33 Einwänden pro Artikel. Allerdings ist auch diese Zahl mit Vorsicht zu genießen, da unter die Berichte erneut zwei Artikel der brisanten Sparte 'Gesellschaft und Politik' fallen. Von den insgesamt 107 Beanstandungen in diesem Genre fallen alleine 20 auf diese beiden Artikel. Zahlreiche Nennungen finden sich auch bei den Berichten in den Sparten 'Kultur' (zwei Artikel, 15 Nennungen), 'Regionale Wirtschaft' (zwei Artikel, zwölf Nennungen) und 'Lokale Politik' (vier Artikel, neun Nennungen).

Mit ebenfalls durchschnittlich 2,33 „Fehler"-Meldungen gleichauf liegt die Glosse. Von den drei Glossen beziehen sich zwei auf die Sparte 'Universität'. Sechs von den insgesamt sieben Beanstandungen fallen auf diese beiden Artikel. Ein ähnliches Verhältnis ergibt sich im Genre 'Personalie'. Hier fallen zwei von fünf Artikeln und drei von vier Beanstandungenin die Sparte 'Universität'. Beide Genres zusammengenommen ergibt dies durchschnittlich 2,25 Kritikfälle in der Sparte 'Universität' (vier Artikel) gegenüber durchschnittlich 0,5 Fällen in den anderen Sparten (ebenfalls vier Artikel). Es ist anzunehmen, daß dies ungleiche Verhältnis im Zusammenhang mit dem akademischen Status der in den Artikeln erwähnten Personen und damit InformantInnen zu sehen ist.

Weitaus gelassener werden dagegen die 'Kommentare' beurteilt: Bei drei Kommentaren wird nur einmal eine Namensangabe beanstandet. Der Kommentar als Darstellung der subjektiven Meinung der JournalistInnen scheint also völlig akzeptiert zu sein. Möglich wäre allerdings auch, daß die Themen der untersuchten Kommentare nicht von allzu großer aktueller Brisanz waren.

Unerwartet niedrig war die Fehlerquote bei den 'Veranstaltungshinweisen': Bei insgesamt 39 solcher Hinweise traten nur 18 Beanstandungen auf, damit durchschnittlich 0,47 pro Artikel. Dies ist bemerkenswert, da zwei der Artikel in die Sparte 'Kalender' fallen, d.h. etwa eine halbe Zeitungsseite lang nur Angaben zu Uhrzeiten, Namen, Veranstaltungsorten und -titeln („Stickstoff-Fixierung mit Molybdän- und alternativen Nitrogenasesystemen...") aufgelistet sind. Auch die ausformulierten Veranstaltungshinweise enthalten Unmengen solcher Datenangaben. Daß hier nur 18 Beanstandungen festzustellen waren, ist eine Leistung, die unbedingt anzuerkennen ist.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Sparten. Von der Anzahl der Artikel her liegt die Sparte 'Vereine und Verbände' vorne. Durchschnittlich ergaben sich hier 0,67 Beanstandungen pro Artikel. Uneinigkeiten traten hier selten auf, was darauf zurückzuführen ist, daß viele der Artikel auf Vorlagen der SchriftführerInnen der jeweiligen Vereinigungen basieren. Diese Vorlagen wurden eher zurückhaltend gekürzt und nachredigiert. Trat Dissens auf, bezog sich dieser zumeist auf solche Bearbeitungen.

Weit vorne auf der Kritikliste steht auch, gleich hinter der bereits erwähnten Sparte 'Gesellschaft und Politik' (51 „Fehler" in vier Artikeln = 12,6 pro Text), die Sparte 'Bau und Bauvorhaben' (15 Artikel) mit durchschnittlich 1,93 Kritikpunkten pro Text. Die Sparten 'Lokale Politik' (acht Artikel) und 'Kalender' (sechs Artikel) folgen mit jeweils durchschnittlich 1,5 Nennungen pro Artikel auf Platz zwei. Daß die Sparte 'Bau' weit vorne rangiert, hat sicherlich damit zu tun, daß öffentliche Bauprojekte stets ein heikles Thema sind: Es geht dabei um wirtschaftliche Interessen, oft auch um öffentliche Gelder, zudem materialisieren sich Bauten sichtbar in der alltäglichen Umwelt und können so leicht zu „Steinen des Anstoßes" werden. Das Ergebnis der Sparte 'Lokale Politik' wiederum läßt sich vermutlich damit erklären, daß die politischen Präferenzen der Zeitung (linksliberal bis rotgrün) bekannt sind und in politischen Kreisen relativ gelassen damit umgegangen wird. Deutlich wird dies u.a. daran, daß die ohnehin schon niedrige Zahl der Beanstandungen sich auf nur einen Artikel bezieht, der ein brisantes kommunalpolitisches Thema betraf und zudem im politisch eher konservativen Rottenburg verortet war.

In der Sparte 'Kultur' findet sich bei 24 Artikeln ein durchschnittlicher Wert von 1,14 Beanstandungen pro Artikel. Den Spitzenplatz nimmt hier eine Konzertkritik ein, der von einem Informanten 13 Unrichtigkeiten angekreidet wurden. Ein Grund dafür ist zweifellos, daß es zwischen der Journalistin und dem betreffenden Orchester in der Vergangenheit bereits mehrfach zu Auseinandersetzungen gekommen war; zudem prallen bei Konzert- wie auch Theaterkritiken, obwohl oder besser eben weil hier das Prinzip „Über Geschmack läßt sich nicht streiten" heißt, die Meinungen oft sehr unversöhnlich aufeinander.

Die weitere Reihenfolge der Fehler-Meldungen: 'Universität und Hochschulpolitik' und 'Tourismus' mit jeweils durchschnittlich einer Nennung pro Artikel, die Sparte 'Öffentliche Ordnung' mit durchschnittlich 0,75 Nennungen, 'Bildung und Fortbildung' mit 0,67 Nennungen und 'Soziales und Gesundheitswesen' mit 0,43 Nennungen pro Artikel. Eine Sonderstellung nimmt dabei ein – den genannten Sparten nicht zuordenbarer – Artikel über einen in Tübin-

[30] „Meldungen" unterscheiden sich von den „Berichten" dadurch, daß die JournalistInnen in ihnen ausschließlich Fakten, zumeist einer schriftlichen Vorlage entnommen, in aller Kürze ohne zusätzliche Ausführungen zusammenfassen. Als „Lokale Meldungen" wurden Artikel klassifiziert, die unter einer Kolumne mit dem Titel „Aus dem Oberen Gäu" subsumiert sind.

[31] Verstöße gegen den „Duden" wurden in diese Darstellung der genre- und spartenspezifischen accuracy nicht aufgenommen.

gen veranstalteten „umbrisch-provenzalischen Markt“ ein (Aix en Provence und Perugia sind Partnerstädte), der allein zwölf Beanstandungen auf sich zog. Der Grund dafür könnte darin liegen, daß er vor allem auf telefonischen Recherchen beruhte, die, wie schon erwähnt, besonders fehler- bzw. dissensträchtig zu sein scheinen.

Gekränkte KorrespondentInnen

Die Hälfte der InformantInnen beantwortet die Frage „Haben Sie schon für Zeitungen geschrieben?“ mit „Ja“. Knapp die Hälfte von ihnen (24) hat als RedakteurInn oder als Freie MitarbeiterIn gearbeitet; die anderen haben gelegentlich Pressemitteilungen oder Fachartikel geschrieben, zum Teil sind sie nur leserbriefschreibend tätig gewesen.

Auf den ersten Blick kommt das Schwäbische Tagblatt bei Personen mit ‘Schreiberfahrung’ schlechter weg als bei solchen, die noch nie für die Presse geschrieben haben: Der Anteil der Personen mit ‘Schreiberfahrung’ liegt in der Gruppe derer, die Kritik üben, mit 58% deutlich höher als in der Gruppe der Nichtschreiber (39%), und die Schreiberfahrenen bewerten die „Fehler“ auch deutlich härter – nämlich mit dem Wert 2,67 gegenüber 3,17 in der Vergleichsgruppe.

Bei der Gesamtbeurteilung der Artikel wandelt sich das Verhältnis jedoch. Der von den InformantInnen mit eigener Schreiberfahrung vergebene Durchschnittswert liegt hier bei 3,0 (also „nicht so schlimm“), in der anderen Gruppe bei 2,71 (also etwas näher bei „schwerwiegend“). Man könnte dies Ergebnis dahingehend interpretieren, daß die eigene journalistische Erfahrung einerseits die Wachsamkeit gegenüber „Fehlern“, vor allem gegenüber dem eigenen Text angetane Veränderungen, schärft, andererseits aber doch ein gewisses Verständnis für die generelle „Fehlbarkeit“ der JournalistInnen fördert.

Da sich annehmen ließ, daß viele der Befragten nicht nur für die Ausgabe vom 8.2.1995 als InformantInnen fungiert hatten, erkundigten wir uns auch nach eventuellen früheren Erfahrungen mit dem Schwäbischen Tagblatt. Dabei ergab sich eine verbreitete Unzufriedenheit mit der Art und Weise, wie die Zeitung mit den schriftlichen Vorlagen umgegangen sei, die man ihr geliefert habe: 18 mal ist vom Streichen wichtiger Informationen oder anderen als ungerechtfertigt angesehenen Textveränderungen die Rede. Geäußert wird diese Kritik zumeist von PressesprecherInnen, Vereins- und Verbandsmitgliedern.

Eingriffe in die Textvorlage kränken zum einen den Stolz der KorrespondentInnen oder verletzen ihr Stilempfinden. So beklagt sich ein Vereinsschriftführer, das Schwäbische Tagblatt demontiere seine „individuellen Berichte“ zu einem „Standardgeschreibsel“. Zum andern geht es um die vom Autor vertretenen Gruppeninteressen: Die Eingriffe der Redakteure beschneiden die

angestrebte Selbstdarstellung u.U. nicht nur durch Kürzungen, sondern auch durch eine weniger an der Vereinsperspektive orientierte Darstellungsweise.

Einige InformantInnen meinen, andere Zeitungen in der Region griffen weniger in ihre Texte ein als das „Schwäbische Tagblatt“. Die Schriftführerin eines Vereins z.B. führt den „Schwarzwälder Boten“ als positives Beispiel an und fügt bekräftigend hinzu „Das sagen alle“; ein anderer Vereinssprecher sagte über seinen vom Tagblatt zusammengestrichenen Text: „Im Kiebinger Mitteilungsblatt erscheint alles in voller Länge.“ Nur einer der betroffenen Autoren, ein Vereinsvorsitzender, erklärt die redaktionelle Überarbeitung seiner Pressemitteilungen – unter der Voraussetzung, daß der ursprüngliche Sinngehalt erhalten bleibe – für konstruktiv. Mit stilistischen Veränderungen hat er die Erfahrung gemacht, daß der Text so „verständlicher rüberkommt“. Zudem habe er ein gutes Verhältnis zur Redaktion: „Man muß die Leute dort kennen und sagen: So will ich’s haben.“

In all diesen Statements klingt an, welche große Rolle die Lokalpresse für Vereine und Verbände spielt. Es geht dabei um wechselseitige Interessen: Die Vereinskorrespondenten versorgen die Zeitung mit für diese unerläßlichen Informationen – es wäre der Presse unmöglich, zu allen Vereinsveranstaltungen, zu denen vor allem Sportveranstaltungen gehören, eigene Reporter zu schicken; gleichzeitig profitieren die Vereine von ihrer Korrespondententätigkeit, bei der sich Information und Eigenwerbung verbinden läßt. Für das „Schwäbische Tagblatt“ bedeutet dies eine Gratwanderung: Die Zeitung will einerseits ihre VereinsinformantInnen und ihre Vereinsleserschaft nicht verprellen, andererseits aber doch nicht zum Schwarzen Brett für alle möglichen Interessen und Interessengruppen werden. Schließlich weiß man um die häufige Schwäche solcher Fremdbeiträge: „Sie sind einseitig in der Aussage, unkritisch und meinungsarm. (...) Man erkennt Elemente unterschwelliger Werbung oder einseitiger Imagepflege bzw. -werbung.“[32] Schließlich heißt es im Ehrenkodex des Deutschen Presserats: „Die Verantwortung der Presse gegenüber der Öffentlichkeit gebietet, daß redaktionelle Veröffentlichungen nicht durch private oder geschäftliche Interessen Dritter beeinflußt werden. Verleger und Redakteure wehren derartige Versuche ab.“[33] Der relativ große Dissens zwischen Vereinskorrespondenten und Redaktion, auf den wir stießen, ist also kein Indiz für mangelnde accuracy, sondern für einen in der heutigen Organisationsform der Lokalpublizistik vorprogrammierten Interessenkonflikt.

---

[32] Grimm, Hans-Georg: Fremdbeiträge- Wie gehen Redaktionen damit um? In: Claudia Mast (Hg.): Journalismus für die Praxis. Ein Leitfaden für die Redaktionsarbeit. Universität Hohenheim, Fachgebiet Kommunikationswissenschaften/Journalismus 1991, S. 153-155; hier S. 154.

[33] Zitiert nach: Mast, Claudia (wie Anm. 32), S. 88.

Nachdem die Ergebnisse der InformantInnen-Befragung vorlagen, konfrontierten wir zehn Tagblatt-JournalistInnen mit der Kritik, die gegen ihre Artikel vorgebracht worden war. Für diese Rückkoppelung – die in der bisherigen accuracy-Forschung meist unterlassen wurde – wählten wir sinnvollerweise solche Fälle aus, in denen die InformantInnen überdurchschnittlich viele oder aber heftige Beanstandungen vorgebracht hatten. Dabei ging es uns zum einen um potentielle Unterschiede in der Feststellung und in der Gewichtung von „Fehlern", zum andern um Aussage über vermutete Fehler- oder aber Beanstandungsgründe.

Von insgesamt 60 „Fehlern", die in den Rückkoppelungsinterviews zur Sprache kamen, fielen 26 in die Kategorie „Faktenfehler" und 34 in die Kategorie „Fehler im Informationsgehalt". Die Mehrzahl der Vorwürfe von „Faktenfehlern", nämlich 14, erkannten die AutorInnen als „berechtigt" an, die Mehrzahl der den Informationsgehalt betreffenden Beanstandungen, nämlich 20, stuften sie als „nicht berechtigt" ein. Acht der ihnen vorgeworfenen „Fehler" im Informationsgehalt werteten sie als „Ansichtssache„, bei sieben anderen vermuteten sie, der/die InformantIn habe den – von ihnen richtig dargestellten – Sachverhalt gegenüber dem Projektteam zum eigenen Vorteil verdreht. Beurteilten die InformantInnen einen Artikel in ihrer Gesamtbeurteilung als „völlig entstellt", so bezeichnen die JournalistInnen dies entweder wiederum als „Ansichtsache" oder als „Falschinformation des Informanten". Einen weiteren Grund für Dissens sehen die befragten JournalistInnen darin, daß die InformantInnen sich z.T. nicht der Natur der einzelnen journalistischen Darstellungsformen bewußt seien: Ein nüchterner, alle Seiten ausgewogen darstellender Bericht unterscheide sich von einem durch persönliche Eindrücke gefärbten Feature.

Auf die Frage nach den Gründen für Fehler, deren Vorhandensein sie konzediert hatten, wiesen die befragten JournalistInnen vor allem auf organisatorische oder situative Umstände hin. Angeführt werden vor allem „Platzbeschränkung" durch Vorgabe der Artikellänge sowie „Stress in der Redaktion„ und „Zeitmangel". Nur zwei der AutorInnen ließen Kritik an ihrer eigenen Leistung oder gar Kompetenz zu. Im ersten Fall stimmte die Journalistin mit den InformantInnen überein, daß bei zehn Faktenfehlern u.a. „fehlende Konzentration" eine Rolle gespielt habe. Im zweiten Fall handelt es sich um drei Fehler im Informationsgehalt, die vom Autor auf „fehlende Sachkenntnis", „eigene Überbelastung", „einen Übertragungsfehler vom Gespräch zur Notiz" und auf „Nichterkennen der Essenz des Themas" zurückgeführt werden. Der Journalist betont am Ende des Interviews, daß es ihm nicht gelungen sei, die brisanten Sachverhalte des Themas herauszufiltern: Ihm habe der „rote Faden" gefehlt. Insgesamt ergibt sich also eine geringe Neigung zu selbstkritischen Überlegungen und ein geringes Verständnis für die InformantInnen, welche die accuracy von Berichten bemängelt hatten.

Die Nachrecherche

Aus bereits erwähnten Gründen kannte die Redaktion des Schwäbischen Tagblatts den Tag unserer Hauptrecherche. Ungeachtet der Vorteile dieses Verfahrens hielten sich in der Projektgruppe Zweifel an dieser Vorgehensweise. Die JournalistInnen, so die Sorge, könnten am Stichtag sorgfältiger gearbeitet haben als unter «normalen» Bedingungen. Um die Aussagekraft unseres Datenmaterials besser einschätzen zu können, entschieden wir uns für eine Nachrecherche, von der wir die JournalistInnen nicht informierten. Diese zusätzliche Stichprobe bestand aus 16 längeren, d.h. mindestens dreispaltigen Artikeln, davon je vier bis fünf aus den Bereichen Gemeindepolitik, Sozialpolitik und je einem aus den Bereichen Kultur, Universität und Justiz, die in zwei Stichprobenwochen (Ende April/Anfang Mai 1996) erschienen waren.

Verglichen mit einer Zufallsstichprobe von 28 drei- und mehrspaltigen Artikeln des 8. Februar 1996, wiesen die Artikel vom April/Mai genau dieselbe Beanstandungsquote auf, nämlich vier „Fehler"-Anzeigen pro Text. Allerdings konnten bei der Nachrecherche nicht ebensoviele InformantInnen pro Artikel befragt werden wie bei den Vergleichsartikeln vom 8. Februar, nämlich nur 1,7 gegenüber seinerzeit 2,2. Man könnte also unterstellen, daß die Nachrecherche bei gleicher InformantInnenquote mehr Beanstandungen erbracht hätte. Auch dann ließe sich jedoch nicht folgern daß die JournalistInnen im Mai/Juni eben doch „schlampiger" gearbeitet hätten. Denn bei den Beanstandungen innerhalb der Nachrecherche ging es häufiger als bei den Artikeln vom 8. Februar um Probleme des Informationsgehalts und seltener um die eindeutigeren sogenannten Faktenfehler. Hinzu kommt, daß bei den 16 Texten vom Mai/Juni ein gutes Drittel der Beanstandungen auf einen einzigen Artikel fällt. Nimmt man all diese Faktoren zusammen, so läßt sich resumieren, daß die unangesagte Fehlersuche letztlich keine Indizien dafür beigebracht hat, daß die Redaktion am 8. Februar anders bzw. besser als sonst gearbeitet hat.

Zwei Fallbeispiele

Der Sachverhalt, über den in einem Artikel berichtet wird, die privaten, politischen und beruflichen Ansichten von InformantInnen und JournalistInnen, die Entstehungsbedingungen des Artikels, die Fehlerbeanstandung der InformantInnen, die Meinung der InformantInnen über die Zeitung und die Beurteilung der Beanstandungen durch die JournalistInnen stehen in einem sich wechselseitig bedingenden, sehr komplexen Verhältnis zueinander.

Um diese Zusammenhänge besser analysieren zu können, wählten wir zwei bei den InformantInnen besonders umstrittene Artikel aus, bei denen wir die

Aussagen der InformantInnen und der JournalistInnen auführlicher darstellen und vergleichen wollen.

Beispiel 1: „Ein milder alter Herr. Die Tragik des Hans Karl Filbinger"

In diesem Artikel ging es um eine Veranstaltung der Landsmannschaft Ulmia, die den ehemaligen Ministerpräsidenten und Marinerichter im Dritten Reich Hans Karl Filbinger zu einem Vortrag über die Europäische Union eingeladen hatte.

Der Bericht wurde von einer freien Mitarbeiterin des Schwäbischen Tagblatts verfaßt. Er fällt unter das Genre "Feature", das den Ausdruck der persönlichen Meinung der Berichterstattenden einschließt. Damit war im vorliegenden Fall ein Konflikt geradezu programmiert, denn die politischen Ansichten und die Interessen der Autorin und der für die Veranstaltung Verantwortlichen hätten kaum konträrer sein können. Während die Landsmannschaftler Filbinger die Gelegenheit bieten wollten, seine Ansichten zur Europäischen Union publik zu machen, wollte die Journalistin nicht zuletzt verdeutlichen, daß dieser "milde alte Herr" ein ehemaliger Marinerichter sei, der noch nach Kriegsende Todesurteile gegen Soldaten verhängt habe. Wie brisant das Ergebnis war – die Verfasserin selbst spricht davon, ihr Feature habe in der Tagblattausgabe vom 8. Februar 1996 eine „sehr exponierte Stellung eingenommen" – zeigt allein schon die Tatsache, daß es zwei Leserbriefe nach sich zog.

Wir kontaktierten drei im Artikel genannte Personen – zum einen den Referenten Hans Karl Filbinger, einen der Organisatoren, der zugleich Mitglied der Landsmannschaft ist und einen Gast der Veranstaltung –, und baten sie, den Fragebogen auszufüllen. Sie taten das jeweils sehr ausführlich und monierten zusammen nicht weniger als 20 Fehler. Hans Filbinger bewertet den Artikel insgesamt als „völlig entstellt", der befragte Landsmannschaftler als „ziemlich entstellt"; der dritte Befragte, ein Mitglied der Grünen, bezeichnet ihn hingegen als „im wesentlichen korrekt". Alle drei Befragten geben als Gründe für die von ihnen apostrophierten Fehler unter anderem Vorurteile der Journalistin und ihre Orientierung an der politischen Ausrichtung der Zeitung an. Filbinger selbst schreibt hierzu: "Die Verfasserin vermittelt den Eindruck, daß sie gegen ein Feindbild anschreibt, das für sie durch freiheitlich-konservative Personen und Richtungen verkörpert ist."

Nur in einem, vom Kritiker selbst als „unbedeutend" eingestuften Fall akzeptierte die Verfasserin eine Fehlermeldung als berechtigt: Sie hatte – mit der Korporiertenkultur wenig vertraut – „Fuchs" statt „Fux" geschrieben. In einem anderen Fall zog der Informant eine Kritik wieder zurück: Er erinnerte sich wieder, daß er einen Veranstaltungsteilnehmer tatsächlich, wie zunächst abgestritten, als „links und ökobewegt" bezeichnet habe. In allen anderen Streitpunkten blieb es beim Dissens.

So wurde von zwei der Informanten dem Artikel eine falsche Themengewichtung vorgeworfen und diese als „schwerwiegender" Fehler eingestuft. Dabei wurde kritisiert, daß die Journalistin fast nichts zu Filbingers Vortrag geschrieben habe, dafür umso mehr über seine Vergangenheit im Dritten Reich. Diesen Einwand wies die Autorin zurück: In einem Feature gehe es nicht um eine möglichst objektive Form der Berichterstattung, sondern sei es durchaus legitim, eigene Schwerpunkte zu setzen und die eigene Auffasssung einzubringen.

Alle drei Befragten bemängelten die Formulierung, daß sich Filbinger, der sich als Widerstandskämpfer bezeichne, "höchstens gegen die Weimarer Republik im Widerstand" befunden haben könne, und beurteilten diesen „Fehler" zweimal als „schwerwiegend" und einmal als „sehr schwerwiegend". Die Verfasserin meinte hierzu, daß ihre Aussage keine Feststellung, sondern eine Vermutung sei, und demzufolge auch kein Fehler sein könne.

Ebenfalls als „schwerwiegenden" Fehler bezeichnete einer der Befragten, daß ein Veranstaltungsteilnehmer als "kurzgeschorener Aktiver" bezeichnet werde: Der fragliche Student sei nämlich nicht Mitglied der Landsmannschaft Ulmia. Auch diese Kritik wies die Autorin zurück: Mit der Bezeichnung „Aktiver" habe sie nicht die Zugehörigkeit zur gastgebenden Ulmia festgestellt, sondern nur dieTatsache, daß der Betreffende in einer Verbindung aktiv sei.

Als falsch und überdies „schwerwiegend" befand einer der Befragten auch die Behauptung des Artikels, Filbinger habe wegen der von ihm im Dritten Reich ausgesprochenen Todesurteile zurücktreten müssen. Tatsächlich seien nicht die drei Todesurteile selbst zum Problem geworden, sondern das Bekanntwerden der Tatsache, daß sie sofort vollstreckt werden sollten. Die Autorin sah auch hier keine Veranlassung zur Selbstkritik: Diese womöglich richtige Konkretisierung ändere nichts an der Korrektheit ihrer Formulierung.

Ein Dissens blieb auch in der Frage, ob man – wie die Autorin es getan hatte – die Landsmannschaft Ulmia als „Burschenschaft" bezeichnen dürfe. Ein Befragter monierte dies als falsch und wies darauf hin, daß die Landsmannschaften im Gegensatz zu den Burschenschaften nicht in der Öffentlichkeit tätig seien. Die Journalistin nannte diese Unterscheidung „Augenwischerei"; sie habe zudem bewußt nicht das Wort „Landsmannschaft" gewählt, um Verwechslungen zu vermeiden, da auch einige Vertriebenenverbände sich so nennen würden.

Die Liste der Beanstandungen ließe sich weiter fortsetzen. Klar wird aber schon an den ausgewählten Beispielen, daß es oftmals nicht entscheidbar ist, inwieweit ein Vorwurf berechtigt ist. In einigen Fällen wäre eine Entscheidung arbiträr, in anderen müßte der Entscheidung eine zeitintensive Nachrecherche vorausgehen. Dies gilt zum Beispiel für die Frage, ob Filbingers Todesurteile für die Verurteilten tatsächlich nicht mehr gefährlich werden konnten. Vielleicht

hat die Journalistin gerade deshalb die Form des Features gewählt, die eine persönliche Stellungnahme legitimiert.

Beispiel 2: „Kritik am Deponie-Vertrag"

Der zweite von uns ausgewählte Artikel behandelt die Debatte über ein im Gemeinderat behandeltes Thema. Dabei ging es um einen Vertrag der Gemeinde mit dem Landkreis über die kreisweite Nutzung der gemeindeeignenen Erdeponie.

Zu diesem Artikel wurden sieben InformantInnen befragt sowie ein Rückkopplungsgespräch mit dem Autor geführt. Zwei der InformantInnen hatten keine Beanstandungen, die anderen nannten insgesamt neun Fehler, wobei es sich achtmal um Fragen des Informationsgehalts handelt. Die Bewertung der Fehler lautete einmal „unbedeutend", sechsmal „nicht so schlimm" und zweimal „schwerwiegend".

Die folgende Auswertung konzentriert sich auf drei Punkte. Zum einen fragen wir nach Korrelationen zwischen der generellen Meinung der InformantInnen über das „Schwäbische Tagblatt" und ihrer Artikelbewertung. Des weiteren geht es uns um Motive, die dem Urteil der InformantInnen zugrundeliegen. Schließlich soll untersucht werden, wie es zum Dissens in der Fehlerbeurteilung zwischen InformantInnen und JournalistIn kommt.

Zum Zusammenhang von Zeitungs- und Fehlerbewertung

Korreliert man die Einschätzung des „Schwäbischen Tagblatts" mit den fallbezogenen Angaben der InformantInnen, so ergibt sich bei der Zahl der Fehlernennungen und der Bewertung der Fehler kein signifikanter Zusammenhang, wohl aber bei den Annahmen über die Fehlerursachen.

So beanstandete ein Informant, der CDU-Gemeinderat ist, daß der Zeitungsbericht eine kritische Einlassung der CDU unerwähnt gelassen habe. Als Grund für die Auslassung vermutete der Informant Vorurteile des Autors gegenüber der CDU und eine Orientierung an der politischen Ausrichtung der Zeitung. Er kritisiert beim „Schwäbischen Tagblatt" eine einseitige Berichterstattung, welche die Sichtweise der konservativeren bürgerlichen Seite zu wenig berücksichtige.

Eine SPD-Gemeinderätin wiederum kritisierte, der Gemeinderatsbericht habe nicht deutlich gemacht, daß die CDU in jener Sitzung lediglich einen „Schaukampf" geführt habe. Über den Vertrag mit dem Landkreis sei schon in den Haushaltsverhandlungen der Gemeinde ausgiebig debattiert und entschieden worden. Zudem sei der Vertrag im Kreisrat, dem auch CDU-Gemeinderatsmitglieder aus der betreffenden Gemeinde angehörten, beschlossen worden. Insofern habe die CDU dem nun von ihr kritisierten Vertrag längst zugestimmt

gehabt. Als Ursache für die Auslassung dieses Sachverhalts im „Tagblatt" vermutete die SPD-Politikern allerdings nicht die politische Ausrichtung der Zeitung, sondern die Vielfalt der im Gemeinderat verhandelten Themen, welche eine angemessene Wiedergabe durch den Journalisten erschwert hätte. In ihrer Bewertung des „Tagblatts" geht die Informantin nicht auf die politische Ausrichtung der Zeitung ein; sie bemerkt nur, daß sie zwar noch keine negativen Erfahrungen mit deren Berichterstattung gemacht habe, ihrer Meinung nach jedoch oft Sachverhalte etwas verkürzt wiedergegeben würden.

Es läßt sich folgern, daß in Fällen, in denen die Zeitung als den eigenen politischen Einstellungen nahestehend angesehen wird, die Ursachen für eine fehlerhafte Berichterstattung eher bei der Komplexität eines Themas oder der zeitlichen Überlastung der Journalisten vermutet werden, während Informanten, welche die Zeitung eher im Lager ihrer politische Gegner verorten, die Fehlerursachen eher in einer bewußten, Tatsachen verzerrenden Parteilichkeit der JournalistInnen vermuten.

Motive der Artikelbeurteilung

Die Überlegungen, die InformantInnen dazu führen, etwas korrekt oder falsch zu finden, können mit politischer Parteilichkeit zu tun haben, sie können vom Wunsch nach der umfassenden Darstellung eines ihnen wichtigen Themas geprägt werden oder umgekehrt vom Interesse an einem Ausblenden oder mindestens Harmonisieren von Konflikten in ihrer sozialen Umgebung, deren Veröffentlichung sie für schädlich halten. Der Grad ihrer accuracy-Zumessung hat also nicht nur etwas mit objektiven Tatsachen zu tun, sondern auch mit den eigenen Zielen.

So beurteilt zum Beispiel der Oberbürgermeister, der ja auch dem Gemeinderat vorsteht, den fraglichen Bericht wohl deshalb als korrekt, weil dieser nicht den Eindruck eines schwerwiegenden Konflikts im Gemeinderat vermittelt und so dem von ihm gewünschten Arbeitsklima nicht entgegenwirkt.

Ein CDU-Gemeinderat wiederum hält die Berichterstattung möglicherweise deshalb für angemessen, weil die kritische Haltung der CDU gegenüber dem Landkreis – in „Verteidigung" von Gemeindeinteressen – zumindest in Ansätzen zum Ausdruck kommt.

Die oben bereits zitierte SPD-Gemeinderätin jedoch ist, wie bereits dargestellt, der Ansicht, daß die landkreiskritischen Äußerungen der Gemeinde nur lokalpatriotischer Lippendienst gewesen seien – in Wahrheit hätten sie dem zur Dikussion stehenden Vertrag ja bereits zugestimmt. Es ist gut möglich, daß diese Sichtweise berechtigt ist; hierfür spricht u.a., daß sie von einem relativ unbeteiligten Mitglied der Stadtverwaltung geteilt wurde. Es ist aber auch denkbar, daß es vor allem das Unbehagen an einer positiven Darstellung der CDU ist,

welche hier zur Artikelkritik geführt hat. Diese Möglichkeit, daß Artikel, die nicht die eigenen Interessen bedienen, unabhängig von ihrem tatsächlichen Korrektheitsgrad als unkorrekt beurteilt werden, liegt nahe, kann aber mit unserem Material nicht zweifelsfrei bewiesen werden.

Ursachen für Dissens

Zentral für den Dissens zwischen InformantInnen und JournalistInnen sind die unterschiedlichen Kriterien, aufgrund derer beide Gruppen die Zeitungsartikel bewerten. Die InformantInnen beurteilen, wie oben beschrieben, die Berichterstattung unmittelbar nach den Folgen, die diese für ihre politischen Ziele haben könnte. Für die JournalistInnen hingegen sind auch professionelle Kriterien wie die Genreadäquanz der Faktenbehandlung im Spiel. Sie müssen sich vor dem Schreiben für eine bestimmte Artikelgattung entscheiden: Sie können einen Bericht schreiben, in dem sie einige für sie wesentliche Fakten resumieren, sie können eine Reportage schreiben, in der verschiedene Facetten des behandelten Themas gewissermaßen mit „subjektiver Kamera" veranschaulicht werden dürfen, oder sie können sich für einen Kommentar entscheiden, in dem sie das Vorgefallene und verschiedene Haltungen dazu diskutieren. Diese Genres sollten möglichst nicht vermischt werden; zudem verbindet sich mit ihnen die Wahl eines bestimmten Artikelumfangs.

Im Fall des Gemeinderatsberichts bedeutete dies z.B., daß die Journalisten einige inhaltliche Anliegen der InformantInnen prinzipiell anerkannten, sie jedoch mit dem Hinweis auf journalistische Verfahrensregeln und Verfahrensspielräume als im konkreten Fall inadäquat zurückwiesen. So ordnete der Journalist den Vorwurf, dem Bericht habe ein Hinweis auf den Schaukampfcharakter des CDU-Verhaltens gefehlt, auf dem Fragebogen als „berechtigt" ein. Im Gespräch legte er jedoch dar, daß es sich bei dem im Gemeinderat verhandelten Thema um einen komplizierten Sachverhalt mit einer längeren Vorgeschichte gehandelt habe; es hätte einer weiteren Recherche bedurft, um sich über den strittigen Punkt hinreichend kundig zu machen, und man hätte dann eine Reportage schreiben müssen, um den entsprechenden Kritikpunkt in der Zeitung behandeln zu können.

Auch bei der Kritik eines anderen Informanten, der Artikel übergehe die Tatsache, daß ein CDU-Gemeinderat eine populistische Rede gehalten habe, was ein SPD-Gemeinderat auch in der Sitzung angemerkt habe, meinte der Journalist, daß die Beanstandung teilweise berechtigt sei. Unberechtigt sei jedoch das Ansinnen, solche Verhaltensbewertungen durch den Journalisten in einen Gemeinderatsbericht zu packen. Für solche Zwecke sei man auf das Genre Kommentar verwiesen. Kommentare, so läßt sich ergänzen, können in einer Tagesausgabe höchstens einmal Platz finden; für die meisten der berichteten Ereignisse muß also das Bedürfnis nach einer expliziten wertenden Einordnung durch die Tageszeitung unerfüllt bleiben.

Fehler und Dissens. Ein Resümee

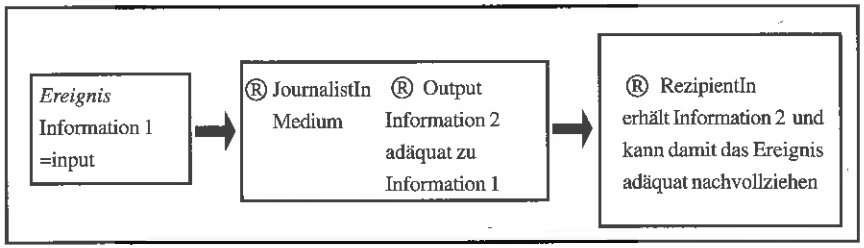
Die accuracy-Forschung, so wie sie von Mitchell V. Charnley initiiert wurde, weist Parallelen zur klassischen Auffassung von Publizistik auf. Ihr zufolge steht es den Medien nicht zu, eine eigene Wirklichkeit zu produzieren; vielmehr haben sie eine allgemeine Zugangsmöglichkeit zu gesicherten Informationen zu schaffen und damit allen Interessierten die Chance zur Weiterbildung in z.B. politischen Fragen und öffentlichen Angelegenheiten zu eröffnen. Die Medien sollen das gesellschaftliche Geschehen transparent machen und so die Basis liefern, auf der jedes sich seine Meinung bilden kann. Damit diese Meinung gewissen rationalen Kriterien standhalten kann, einigermaßen objektiv und damit grundsätzlich diskutabel ist, muß sie auf überprüfbaren Tatsachen beruhen. Daher sollen publizistische Informationen den RezipientInnen ausführlich, unverzerrt und ausgewogen zur Verfügung stehen.

Dieses Ideal setzt eine ganz bestimmte Sichtweise auf die Kommunikationsvorgänge innerhalb des Gefüges Wirklichkeit/Medienwirklichkeit voraus, die sich in dem „naiv-realistischen" oder dem differenzierteren „rekonstruktiven" Ansatz der Kommunikationsforschung widerspiegelt.[34] Diesen Ansätzen zufolge hat ein Beobachter die Möglichkeit, einen objektiven Einblick in ein Ereignis zu bekommen. JournalistInnen, die die Informationen, die sie von einem solchen Beobachter bekommen, ohne Verzerrung in einem Artikel verarbeiten, können ein Ereignis adäquat abbilden oder zumindest adäquat rekonstruieren. Das, was über ein Ereignis berichtet würde, entspräche damit in der Retrospektivität dem Ereignis. Somit wäre es tatsächlich der Informationsfluß zwischen Quellen und gewissenhaft arbeitenden JournalistInnen, der die wichtigste Rolle in der Übermittlung wahrer Tatsachen an die RezipientInnen spielte. Wenn dieser reibungslos funktionierte, wäre davon auszugehen, daß die Medien ihrer Aufgabe der Vermittlung gerecht werden können.

Naiv-realistische und rekonstruktive Ansätze arbeiten mit einem unmittelbaren input-output-Kommunikationsmodell, das die diversen individuellen

[34] Vgl. Günter Bentele: Fernsehen und Realität. Ansätze zu einer rekonstruktiven Medientheorie; in: Knut Hickethier und Irmela Schneider (Hg.): Fernsehtheorien. Dokumentation der GFF-Tagung 1990, Berlin 1992, S. 45-67.

Rezeptionsebenen nicht mitberücksichtigt. Der Kommunikationsprozeß verläuft in diesem Modell stringent kausal:



In diesem Kommunikationsmodell erhalten die RezipientInnen am Ende der Kette durch das Medium (d.h. die JournalistInnen) retrospektiv ein realistisches, objektives Bild des Ereignisses. Ebenso kausal wie die Kette bis zu den RezipientInnen verläuft, ließe sie sich von diesen aus weiter fortsetzen. Der Artikel ist als Information 2 zugleich ein input in die RezipientInnen. Würde man sie um ein output bitten, also um eine Darstellung des Ereignisses, wie es sich ihnen nach der Lektüre des Artikels darstellte, wäre die Information 3 im Idealfall ebenfalls adäquat zum ursprünglichen Ereignis. So betrachtet funktionieren Medien und Rezipienten als einfache, triviale Maschinen. Jede Abweichung in der Adäquatheit der Darstellungen wäre damit als technische Störung zu betrachten.

Solche technischen Störungen zu minimieren, hat sich die accuracy-Forschung, zumindest ursprünglich, zum Ziel gesetzt. Zum Zwecke der dazu notwendigen 'Kanalreinigung' wird auf die InformantInnen und LeserInnen zurückgegriffen. Diese, so die Annahme, hätten eine direkte und objektive Einsicht in das zugrunde liegende Ereignis und wären somit befähigt, die Berichterstattung mit der Wirklichkeit abzugleichen. Somit können sie zum Hebelarm der accuracy-Forschung werden.

Auch bei unserer Erhebung spielten die InformantInnen eine zentrale Rolle. Sie waren am Ort des Geschehens bzw. Akteure bei einem Geschehen, ihre Sachkenntnis war genutzt, ihre Aussagen waren zitiert worden. Wir sahen sie als eine für jede accuracy-Prüfung unentbehrliche, jedoch keineswegs als hinreichende und schon gar nicht als „reine" Quelle an. Dementsprechend war unser Verfahren, wie eingangs dargestellt, doppelbödig: Wir befragten die InformantInnen nach „Fehlern" und erstellten eine ihren Angaben entsprechende „Fehlerliste", behandelten aber gleichzeitig ihre Angaben genauso kritisch wie die Texte der JournalistInnen. Das hieß, daß wir alle Fälle von Beanstandung zunächst nicht als Beweis für journalistische inaccuracy, sondern nur als Hinweis auf einen Dissens zwischen InformantInnen und Textaussage rubrizierten. In einem zweiten Schritt versuchten wir freilich, diese relativistische Sichtweise zu relativieren und unserer Ansicht nach berechtigte Beanstandungen von unklärbaren

oder unberechtigt erscheinenden zu unterscheiden. Dabei bildete sich - nicht gänzlich, aber weitgehend einvernehmlich - etwa die folgende Position heraus:

Bei der Analyse der Beanstandungen gingen wir von der Definition aus, ein Fehler sei ein nicht willentlich (sonst müßten wir von einer „Lüge" sprechen) herbeigeführter Verstoß gegen allgemein anerkannte Regeln. Es ist also notwendig, bei einer Beurteilung der Beanstandungen auf solche Regeln Bezug zu nehmen.

Sinnvoll schien dabei eine Trennung in Faktenfehler und in Sachverhaltsfehler. Die Faktenfehler, die F.C. Berry als „objektive Fehler" bezeichnet[35], schließen u.a. Fehler bei Datums-, Namens- und Ortsangaben, aber auch Rechtschreib- und Grammatikfehler ein. Diese Fehlerarten entstehen zum Großteil aus einem Verstoß gegen die immanente Logik eines benutzten Regelsystems. Ein Rechtschreibfehler z.B. verstößt gegen die Rechtschreibregeln und kann mit Hilfe einer übergeordneten Instanz, im Fall der deutschen Sprache dem Duden, als solcher erkannt und bewertet werden. Daß allerdings auch hierbei Schwierigkeiten auftreten können, haben wir bereits gezeigt. Auch sind solche Regelsysteme Wandlungen unterworfen, wie die Diskussionen um die Rechtschreibreform zeigen.

Eine notwendige Komponente solcher Regelsysteme ist die Nachprüfbarkeit. Dadurch kann der Informant bei dieser Art von Fehlern entbehrlich werden. Instanz für die Bewertung ist ein Regelsystem, das sowohl InformantInnen, JournalistInnen als auch wir benutzen und akzeptieren. Wie die Rückkoppelung zeigte, wurden Beanstandungen unter der Rubrik „Faktenfehler" von den JournalistInnen selbst überwiegend als gerechtfertigt anerkannt, was darauf hinweist, daß es sich hier um ein 'allgemeines Richtigkeitsverständnis' handelt.

Ähnlich verhält es sich bei einem Teil der Sachverhaltsfehler. Ist im journalistischen Text zu lesen, ein Haus sei bis auf die Grundmauern eingestürzt, weist dieses aber in Wirklichkeit keine allzu großen Schäden auf, kann die Schilderung des Sachverhalts zweifellos als fehlerhaft bezeichnet werden. In diesem Fall ist dies möglich, da die Aussage sich eindeutig auf eine Kerninformation zwischen den beiden Extremen „eingestürzt" und „nicht eingestürzt" festlegt. Wie beim Faktenfehler gibt es hier einen allgemeinen Konsens darüber, was „richtig" ist; auch hier läßt sich der Sachverhalt nachprüfen, indem man beispielsweise das „eingestürzte" Haus inspiziert. Schwieriger wäre es bereits, würde man bei einer solchen Inspektion tatsächlich Einsturzschäden feststellen. Ab welchem Grade von Beschädigung wäre es dann legitim, von „bis auf die Grundmauern eingestürzt" zu sprechen? Wieweit kann man in einem solchen Fall einen allgemeinen Konsens voraussetzen, der quasi als normatives Regelsystem dient?

---

[35] Vgl. Anm. 7.

Auch bei Beanstandungen von Zitaten kann man den Verstoß gegen ein Faktum konstatieren, wenn außer dem Informanten und dem Journalisten ein weiterer Zeuge die eine oder andere Version bestätigen kann. Fehlt jedoch diese dritte Instanz, steht also Wort gegen Wort, so können wir nur einen Dissens feststellen. Daß ein solcher Dissens allerdings auch bei korrekter Zitatwiedergabe auftreten kann, zeigt folgendes Beispiel: In einem Artikel wird ein Informant mit den Worten „Wir wissen ja" zitiert. Obwohl der Informant genau diese Worte benutzte, bewertete er sie als Fehler. Als Begründung gab er an, daß er vor dem Zitat als Parteimitglied „der Grünen" vorgestellt wurde. Das „wir" könnte auf „die Grünen" bezogen werden, obwohl die Allgemeinheit gemeint war. Deshalb sollte das Zitat richtig lauten: „Nicht nur die Grünen wissen ja".

Es scheint, daß wir hier vor einem Dilemma stehen. Das Zitat ist formal einwandfrei, der Informant beanstandet gerade, daß er wörtlich zitiert wurde. Er hat die Sorge, von den Lesern falsch verstanden zu werden, da der aus dem Kontext gerissene Satz seine ursprünglich intendierte Aussage verfehle. Während sich die Faktenfehler in der Vergangenheits- und Gegenwartsdimension befinden, kommt bei dieser Art von Dissens der Zukunftsdimension eine ganz besondere Rolle zu. Bezeichnend ist, daß im Genre Politik die Beanstandungen dieser Art sehr häufig sind. Denn gerade im politischen Zusammenhang, denken wir z.B. an die Zeit vor den Wahlen, ist die vermutete Wirkung des Textes auf die LeserInnen von außerordentlicher Wichtigkeit.

Das Dilemma wird um so größer, je subjektiver eine Beanstandung wird. So dürfte nicht immer ein eindeutiger Konsens darüber herrschen, was eine wichtige Information ist und welche Information eher als peripher betrachtet werden kann. Eine Person, die direkt an einem Ereignis teilhat, wird sicher andere und vermutlich umfangreichere Schwerpunkte setzen als JournalistInnen, die von außen kommend über dieses Ereignis berichten. Da die JournalistInnen nicht jede Information wörtlich in den Artikel übernehmen können und aus der Vielzahl von Informationen auswählen müssen, müssen sie beim Schreiben eines Artikels z.B. einen Filter „allgemeines Interesse" zwischenschalten. Ein solcher Filter kann sehr schnell wieder zum Anlaß von Dissens werden, bis hin zur Beanstandung der „falschen Gewichtung im Artikel" und dem Vorwurf unausgewogener Berichterstattung.

Die accuracy-Forschung greift also immer dort, wo wir es mit Fakten wie einem Namen, einer Zeitangabe, einem relativ eindeutigen Sachverhalt oder einem verbürgten Zitat, zu tun haben. Wird hier ein Fehler festgestellt, kann er, wenn es sich nicht um einen Flüchtigkeitsfehler, z.B. ein zufälliges Vertippen, handelt, auf eine Störung innerhalb des Übertragungskanals zurückgeführt werden. Hier kann 'Kanalreinigung' Abhilfe schaffen. Je weniger eine Beanstandung aber mit Hilfe eines normativen Regelsystems geklärt werden kann und je subjektiver eine Kritik an einer Information in einem Artikel wird, desto mehr können wir nur noch einen Dissens feststellen, dem mit 'Kanalreinigung' nicht

mehr beizukommen ist. Denn bei einem Dissens handelt es sich um eine intersubjektive Differenz, die nicht zwangsläufig auf eine technische Störung in der Kommunikation zurückzuführen ist, sondern auch auf diverse Ansichten und Interessenlagen in Bezug auf einen Sachverhalt.

Wie unsere Untersuchung zeigte, fallen die klärbaren Beanstandungen weitgehend unter die Kategorie „Faktenfehler", während die Beanstandungen in der Kategorie „Fehler im Informationsgehalt" zumeist als Dissens stehenbleiben mußten.[36] Die Fehler, die unter die erste Kategorie fallen, hätten also eindeutig nicht passieren müssen. Hier ist ein Appell an die JournalistInnen zu richten, sorgfältiger zu arbeiten. Ein zweiter Blick auf eine Vorlage, ein kurzes Nachfragen hätte vermutlich oft genügt, einen Fehler zu verhindern.
Und dennoch ist unser Appell ein doppelter. Der zweite richtet sich nämlich an die Leser, nicht jeden Fehler so furchtbar ernst zu nehmen, daß sie sich darüber ärgern müßten. Eine Zeitung ist nicht so bedeutsam, daß jeder Fehler schlimm wäre. Man darf einen Zeitungstext sozusagen nicht à la lettre nehmen. Das hieße, ihm zuviel Bedeutung beizumessen. Es gilt zu bedenken, daß er einen Kompromiß zwischen Aktualität und Exaktheit darstellt. Da der Wunsch besteht, die Nachrichten stets aktuell zu erhalten, muß eine Zeitung an einem halben Tag, und dies jeden Tag aufs neue, hergestellt werden. In diesem Arbeitsprozeß muß daher manchmal eine effektive Arbeitsweise an die Stelle minutiöser Genauigkeit gesetzt werden.

Und noch mehr: Was Beanstandungen in der Kategorie „Informationsgehalt" angeht, so könnte auch mehr Zeitaufwand für die 'Kanalreinigung' wenig zur Verringerung von Dissens beitragen. Selbst wenn man jeden Informanten und jede Informantin Korrektur lesen lassen würde, könnten viele dieser Fälle nicht bereinigt werden. Vielmehr würde der Dissens bereits in den Diskussionen um einen Artikel vor seinem Erscheinen auftreten und der Artikel würde vermutlich nie erscheinen, da sich die „Lektoren" nicht einig werden könnten.

Etwas anderes kommt hinzu: Wollte man die Fälle von Dissens minimieren, dürften weder brisante noch umstrittene Themen aufgegriffen werden. Damit müßte man auch Genres wie Kommentare oder Features, in die per Definition bereits die Meinung von JournalistInnen einfließt, aus einer Zeitung verbannen. Die Zeitung könnte dann der Kontrollaufgabe, die sie als „vierte Macht im Staat" erfüllen sollte, nicht mehr gerecht werden. So gesehen könnte man ein hohes

[36] Projektmitglieder, denen die Aufgabe übertragen wurde, eine Meinung über Dissensfälle auf der Ebene des Informationsgehalts abzugeben, stuften eine knappe Hälfte der Beanstandungen als unberechtigt ein und lagen damit näher an der Einschätzung der bei der Rückkopplung befragten JournalistInnen als an der der InformantInnen. Doch natürlich ist auch diese „Wissenschaftler-Meinung" keine objektive Instanz, was sich schon daran zeigte, daß zahlreiche Fallbeurteilungen unter den Projektmitgliedern selbst umstritten waren.

Ausmaß an Dissens, der sich an einer Zeitung festmacht, sogar als Qualitätsbeweis werten. Im Vergleich mit einer Zeitung, welche die Pressemitteilungen und Statements ihrer lokalen Klientel möglichst unbesehen 1:1 wiedergibt, ist uns ein meinungsfreudiges und deshalb dissensträchtiges Blatt noch allemal lieber.

MARKUS BAUMGART

Studierende evaluieren das LUI

Ergebnisse einer Umfrage

Im Wintersemester 95/96 fand, angeregt durch einige Lehrende des Hauses, eine ausführliche Umfrage zur Lebens- und Studiensituation der LUI-Studierenden statt. Ein sechsseitiger Fragebogen wurde mit der Bitte um gewissenhaftes Ausfüllen verteilt und auf den 15. Februar 1996 hin wieder eingesammelt. Die nun hiermit vorliegende, überarbeitete Auswertung basiert großteils auf den von Christine Köber erstellten Listen und ersten Berechnungen. Als Vergleichsmaterial wurden die Daten der 14. Erhebung des Deutschen Studentenwerks von 1994 herangezogen. Für Deutschland sind diese veröffentlicht in dem Band "Das soziale Bild der Studentenschaft in der Bundesrepublik Deutschland", Bonn 1995, hg. vom Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie. Die Tübinger Daten finden sich gesondert in einer Broschüre des Studentenwerks Tübingen (A.d.ö.R.): Berner, Hermann und Raaf, Eberhard: Studieren in Tübingen. Tübinger Ergebnisse der 14. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks (DSW), Datengrundlage 1994; Tübingen 1996.

Zu Beginn ein Wort zur Sprachregelung im folgenden Text: Unter dem Begriff „Studierende" sind beide Geschlechter subsumiert; ist entweder von „Studentinnen„ oder „Studenten" die Rede, so ist nur das jeweilige Geschlecht gemeint. Weiterhin ist öfters anstatt von den „befragten LUI-Studierenden" vereinfacht von den „LUI-Studierenden" die Rede. Das Wort „befragt" ergibt sich dabei aus dem Kontext und ist bitte jeweils mitzudenken.

Von den verteilten Fragebögen wurden 102 ausgefüllte Bögen zurückgegeben, 67 Bögen davon, also 65,7%, von Studentinnen und 35, das sind 34,3%, von Studenten. Die Studierendenzahlen am LUI für das Sommersemester 1996 lauteten: Von insgesamt 519 eingeschriebenen Studierenden waren 347/66,9% weiblich und 172/33,1% männlich. Unter dem geschlechtsspezifischen Aspekt gesehen können die Zahlen der LUI-Umfrage also durchaus als repräsentativ gelten. (Der statistische Anteil an Studentinnen beträgt für die Tübinger Universität insgesamt übrigens 45,3%.)

Eine weitere Einteilung wurde vorgenommen in Hauptfach (HF) und Nebenfach (NF): HF 80 Antworten/78,4%, NF 22 Antworten/21,6%. Auch hier die LUI-Vergleichszahlen vom Sommer 96: HF: 355 Studierende/68,4%, NF: 164 Studierende/31,6%. Hier ergibt sich ein gewisses Mißverhältnis zwischen Umfrage und reellen Zahlen. Eine Deutungsweise hierfür wäre, daß die Hauptfachstudierenden weitaus mehr an den internen Verhältnissen im LUI interessiert sind, da sie sich über ihren Studienschwerpunkt enger mit dem LUI verbunden fühlen. So betrachtet kann der hohe Rücklauf an Antworten von Hauptfachstudierenden als Wunsch, an den Institutsstrukturen, der Atmosphäre und den Arbeitsbedingungen teilzuhaben, gesehen werden.

Die dritte Einteilung, die vorgenommen wurde, war die zwischen niedriger (nS) und hoher (hS) Semesterzahl, wobei die hohe Semesterzahl ab dem siebten Semester angesetzt wurde. Somit ergeben sich für die Semester 1-6 43 Bögen/ 42,2% und ab dem 7. Semester 59 Bögen/57,8%. Die Gesamtzahlen für das LUI: 194 Studierende, also 37,4%, im ersten bis sechsten Semester, 325 Studierende, damit 62,6%, ab dem siebten Semester. Das Gefälle der Umfrage verschiebt sich damit leicht zu Gunsten der niedrigeren Semester, die gemessen an ihrem prozentualen Anteil an allen LUI-Studierenden zu einem höheren Prozentsatz geantwortet haben.

Die Lebenssituation der Studierenden

Das Durchschnittsalter der befragten LUI-Studierenden liegt bei 27,16 Jahren (Studentinnen: 27,17 Jahre, Studenten: 27,14 Jahre). Das Durchschnittsalter der Tübinger Studierenden liegt bei „nur" 25,6 Jahren. Der Unterschied könnte sich hier z.B. daraus ergeben, daß 27,5% der LUI-Studierenden, und damit mehr als im Tübinger Durchschnitt, bereits eine Ausbildung vor dem Studium abgeschlossen haben (s.u.).

Von den befragten Studierenden sind 4,9% verheiratet und 2,9% geschieden, wobei alle verheirateten Studierenden männlich und alle geschiedenen Studierenden weiblich sind. Hier scheint sich eine Tendenz widerzuspiegeln, die auch

aus den Tübinger Zahlen abzulesen ist. Zwar sind in Tübingen 8,1% der Studierenden verheiratet, doch hat der Anteil der verheirateten Studentinnen gegenüber 1991 erheblich abgenommen: von 14,9% auf 7,8%. Die LUI-Zahlen entsprechen damit offensichtlich einer zunehmenden Neigung der Studentinnen zu außerehelichen Beziehungsformen.

Damit im Zusammenhang könnte stehen, daß von den Studentinnen mit Kind(ern) der LUI-Umfrage alle alleinerziehend sind, die Studenten dagegen nicht (ein Fall ungeklärt). Die Zahlen zu den Studierenden mit Kindern lauten ganz allgemein:

	insgesamt	weiblich	männlich
LUI Anzahl	10 (von 102)	3 (von 67)	7 (von 35)
LUI in %	9,8%	4,5% der Studentinnen	20% der Studenten
Tü 1994 (BRD 1994)	4,9% (7%)	– (8%)	– (6%)

Beim Vergleich der Wohnverhältnisse ergab sich ein Resultat, das gegenläufig zu den Vergleichszahlen ist: Sechs Studentinnen, damit 6% aller befragten LUI-Studierenden und 9% der befragten Studentinnen gaben an, bei den Eltern zu wohnen, dagegen nur ein Student (1% aller LUI-Studierenden/3% der Studenten). Die LUI-Gesamtquote für bei den Eltern Wohnende beträgt damit 7% und liegt so weit unter den Daten für Tübingen (18%) und der BRD (23%). Dabei neigen innerhalb Tübingens allerdings eher die Studenten dazu, weiterhin bei den Eltern zu wohnen (23% gegenüber 13% der Studentinnen).

Zum Thema Finanzierung des Studiums wurde bei der LUI-Erhebung erfragt, zu wieviel Prozent die Studierenden sich aus verschiedenen Quellen finanzieren. Leider wurde nicht ermittelt, wieviel Geld den Studierenden tatsächlich monatlich zur Verfügung steht. Die Prozentzahlen, die sich aus den Antworten ergaben, wurden von mir an Hand des 1994 für Tübingen ermittelten durchschnittlichen monatlichen Einkommens der Studierenden von DM 1297,– umgerechnet, um so einen Vergleich mit den Tübinger Zahlen zu ermöglichen. Allerdings sagt dieser Wert nichts aus über den den LUI-Studierenden tatsächlich monatlich zur Verfügung stehenden Geldbetrag, zumal obiger Durchschnittswert deutlich über dem Zentralwert liegt: 1994 wurde für Tübingen ein Zentralwert von DM 1150,– ermittelt. Dieser Zentralwert ist der reale und nicht der rechnerische Mittelwert der monatlichen studentischen Einkommen in Tübingen. Da dieser Wert vermutlich auch für die LUI-Studierenden ein realistischeres Bild abgibt, habe ich die Prozentzahlen nochmals an Hand dieses Zentralwerts umgerechnet und in Klammern gesetzt:

	weiblich (65) in DM	männlich (34) in DM	insegesamt in DM		Tübingen 1994, *
Eltern	589,- (522,-)	501,- (444,-)	558,- (495,-)		680,-DM
Jobs	440,- (390,-)	646,- (573,-)	511,- (453,-)		338,-DM
BAföG	193,- (171,-)	101,- (90,-)	161,- (143,-)		117,-DM
Ersparnisse	45,- (40,-)	22,- (20,-)	36,- (32,-)		
PartnerIn	10,- (9,-)	22,- (21,-)	14,- (13,-)	**addiert:**	
Sonstiges	21,- (18,-)		14,- (13,-)	**64,- (58,-)**	162,-DM

* Bezogen auf das durchschnittliche Einkommen der Tübinger „NormalstudentInnen" (ledig, nicht bei den Eltern wohnend, im Erststudium) von 1297,– DM.

Spalte eins und zwei geben die Einkommen (unter oben beschriebenem Vorbehalt) der LUI-Studierenden geschlechtsspezifisch berechnet an, Spalte drei das durchschnittliche Einkommen pro Quelle bezogen auf alle LUI-Studierenden und Spalte vier die Vergleichszahlen für Tübingen 1994. Ganz offensichtlich ist, daß sich die LUI-Studierenden weitaus mehr selbständig finanzieren als die Tübinger Studierenden, die mehr Geld von ihren Eltern erhalten. Dies begründet sich sicherlich mit dem höheren Lebensalter der LUI-Studierenden und deren Lebenssituation bzw. bisherigem Ausbildungsweg (s.u.). Weiterhin fällt auf, daß die LUI-Studierenden durchschnittlich mehr BAföG bekommen (26,5% gegenüber 18,2% aller Tübinger Studierenden).

Ob die durchschnittliche BAföG-EmpfängerIn am LUI allerdings mehr oder weniger BAföG erhält als die durchschnittliche Tübinger BAfög-EmpfängerIn, läßt sich nicht genau sagen, da der Wert je nach vorausgesetztem Gesamteinkommen erheblich schwankt. Setzte man voraus, daß das Einkommen von BAföG-EmpfängerInnen weitgehend in den unteren Einkommensschichten angesiedelt ist, würden die BAföG-EmpfängerInnen am LUI eher weniger BAföG erhalten. Andererseits bekommt die/der durchschnittliche LUI-Studierende allgemein mehr BAföG als die/der Tübinger Durchschnittsstudierende. Vermutlich sind daher die Beträge ähnlich hoch.

Während des Semesters arbeiten 74 der LUI-Studierenden, das sind 72,5% der Studierenden, während der Semesterferien 76 (74,5%). Von den Tübinger Studierenden jobben 68,3%, um ihr Studium mitzufinanzieren. Laut der Bro-

schüre „Studieren in Tübingen“ wäre vermutlich auch diese Zahl höher, gäbe es ein größeres Angebot an Jobs (Berner/Raaf, a.a.O., S.58). Die höhere Zahl an jobbenden LUI-Studierenden könnte also dafür sprechen, daß LUI-Studierende durch ihren Studiengang leichter einen Job finden. Immerhin gaben 57,5% der jobbenden LUI-Studierenden an, ihr Job hätte einen Bezug zum Studium. Bei den Tübinger Studierenden ist nur zu 42% ein „enger“ oder „überwiegender Bezug“ zum Studium gegeben. Die höhere Jobber-Quote könnte aber auch einfach an der hohen Zahl von LUI-Studierenden mit bereits abgeschlossener Ausbildung vor dem Studium liegen.

Ein Vergleich der durchschnittlichen Wochenarbeitsstundenzahl zeigt, daß diese bei den befragten LUI-Studierenden weitaus höher liegt als bei den erwerbstätigen Studierenden in Tübingen oder der BRD.

durchschnittliche Wochenstunden-zahl	erwerbstät. LUI-Studen-tinnen	erwerbstät. LUI-Studenten	erwerbstät. LUI-Stud.	erwerbstät. Stud. in Tübingen	erwerbstät. Studierende in der BRD
im Semester	13,5 h	13,1 h	13,4 h	6,7 h *	7 h *
Semesterferien	17,7 h	25,2 h	20,3 h	* vermutl. Jahresdurchschnitt	

Hier bestätigt sich die Neigung der LUI-Studierenden zur eigenständigen Studiums- und Lebensfinanzierung. Allerdings scheinen mir die Zahlen nur mit Vorsicht genießbar. So ist die Diskrepanz bei den durchschnittlichen Wochenarbeitsstunden zwischen LUI-Studierenden und Tübinger Studierenden doch sehr groß, und vor allem weitaus größer als die zwischen den Finanzanteilen am Gesamteinkommen der Studierenden (LUI: 511,– DM/Tü: 338,– DM). Man sollte sie also nur als Tendenzen sehen, sonst müßte man annehmen, daß die LUI-Studierenden äußerst unterbezahlten Jobs nachgehen.

Angefügt sei noch, daß 74,5% der befragten Studierenden am LUI einen eigenen PC besitzen (77,1% der Studenten und 73,1% der Studentinnen). Weitere 17,6% gaben an, immerhin ständigen Zugang zu einem PC zu haben. Bei den restlichen 7,9% fanden sich keine Angaben dazu, bei ihnen scheint also weder das eine noch das andere vorhanden zu sein (8,6% der Studenten und 7,5% der Studentinnen).

Soziale Herkunft

41,2% der LUI-Studierenden haben den größten Teil ihrer Schulzeit in einem Ort unter 10.000 Einwohnern gewohnt, weitere 24,5% in einem Ort bis 50.000 Einwohner. 18,6% kommen aus einem Ort bis 100.000 Einwohner, annähernd der gesamte Rest (13,7%) wiederum aus einem Ort mit mehr als 250.000 Einwohnern. Deutlich überwiegt hier die Sozialisation in einer Kleinstadt.

Die Daten zur Ausbildung der Eltern der LUI-Studierenden gebe ich an dieser Stelle weitgehend unkommentiert in Tabellen wieder.

Mutter	% von 67 Studentinnen	% von 34 Studenten	% von 101 Studierenden
Volks-/Hauptschule	44,8%	44.1%	14,9%
Real-/Mittelschule	25,4%	29,4%	9,9%
Abi/Fachabitur	9%	11,8%	4%
Uni/FH	20,9%	14,7%	5%

Vater	% von 67 Studentinnen	% von 34 Studenten	% von 101 Studierenden
Volks-/Hauptschule	39,4%	38,2%	13%
Real-/Mittelschule	15,2%	29,4%	10%
Abi/Fachabitur	9,1%	2,9%	1%
Uni/FH	36,4%	29,4%	10%

Sofort auffällig ist, daß mehr Mütter einen Volks-/Hauptschulabschluß haben und mehr Väter einen Uni- oder Fachhochschulabschluß. Ebenfalls interessant ist, wie aus der dritten Tabelle leicht ersichtlich, daß auch die Zahl der Abitur-/Fachabitur-Abschlüsse, die keinen Uni- oder Fachhochschulabschluß nach sich zogen, bei den Müttern höher ist als bei den Vätern (9,9% zu 7%). Weiterhin ist schnell zu erkennen, daß mehr LUI-Studentinnen als LUI-Studenten aus einem akademischen Elternhaus kommen (was offensichtlich sowohl den Tübinger als auch den Zahlen für die BRD entspricht; vgl. Berner/Raaf, a.a.O., S.24).

Um die LUI-Zahlen mit bundesrepublikanischen Statistiken vergleichen zu können, mußte der jeweils höhere Abschluß des Elternpaares errechnet werden.

Dieser ist in der dritten Tabelle in der dritten Spalte angegeben. Die Vergleichszahlen für die BRD stehen in der vierten Spalte. Die LUI-Zahlen beim Abitur/Fachabitur liegen hier etwas höher als die für die BRD.

Interessant ist auch der Vergleich bei den Abitursabschlüssen zwischen den Vätern und Müttern der LUI-Studierenden und denen der Tübinger Studierenden allgemein (siehe die Zahlen im Fettdruck in den Spalten zwei, drei und sechs).

Mutter & Vater	Mutter insg. LUI-Studiernde		Vater insg. LUI-Studierende		jeweils höherer Abschluß des Elternpaares (LUI)		BRD 1994 jeweils höherer Abschluß des Elternpaares*	Vater der Tübinger Studierenden
Volks-/Hauptschule	44,6%		39%		29,7%		28%	28,5%
Real-/Mittelschule	26,7%		20%		23,8%		28%	18,6%
Abi/Fachabitur	9,9%	**28,8%**	7%	**41%**	5,9%	**46,5%**	44%	**47,8** Mutter: **25,5%**
UNI/FH	18,9%		34%		40,6%		52%**	

* Zusammen ergeben sich über 100%, da in der Studie Schulabschluß und Ausbildungsabschluß getrennt berechnet wurden.
** Setzt sich zusammen aus 34% Hochschulabschluß und 18% Abschluß an einer Fach- oder Ingenieurschule.

Der Ausbildungsweg

Ich erwähnte bereits oben die hohe Zahl LUI-Studierender, die vor dem Studium eine Ausbildung abgeschlossen hat. Werfen wir an dieser Stelle einen ausführlicheren Blick auf die Tätigkeiten der Studierenden vor dem Studium:

	weiblich	männlich	% insg. von 102
Uni direkt nach Abi	16,4%	2,,9%	11,8%
berufl. Ausbildung*	41,8%	22,9%	35,3%
anderes Studium*	20,9%	34,3%	25,5%
Berufstätigkeit	34,3%	25,7%	31,4%
Wehrdienst	–	8,6%	–
Zivild./soz. Jahr	11,9%	65,7%	30,4%

(Durch Mehrfachnennungen ergeben die Summen mehr als 100%.)
* Sowohl abgeschlossen als auch nicht abgeschlossen

Wirklich interessant werden diese Zahlen , wenn man die Ausbildungsabschlüsse vergleicht:

Vergleichszahlen	LUI insg.	LUI weibl.	LUI männl.	Tü. ges.	Tü. weibl.	Tü. männl.
abgeschl. Ausb.	27,5%	31,3%	20%	17,1%	21,6%*	13,5%**
Zweitstudium	4,9%	4,5%	5,7%	13,6%	15,9%	11,9%
Studienwechsle-rInnen***	16,7%	11,9%	25,7%	27,8%	31,7%	14,4%

* Setzt sich zusammen aus 12,9% Lehre, 4,4% schulische Berufsausbildung und 3,3% „andere Berufsausbildung.
** Setzt sich zusammen aus 7,9% Lehre, 2,3% schulische Berufsausbildung und 3,3% „andere Berufsausbildung".
*** Alte Bundesländer: 18,9%

Im Vergleich zum Tübinger Durchschnitt absolvieren relativ wenig Studierende am LUI ein Zweitstudium. Auch die Zahl der StudienwechslerInnen ist am LUI vergleichsweise gering, wobei die Zahl für Tübingen hier im Vergleich zu den alten Bundesländern extrem hoch liegt. Relativ viele Studierende scheinen sich also von Beginn an für ein EKW-Studium zu entscheiden. Eine gewisse Diskrepanz besteht zwischen der Prozentzahl derjenigen, die vor dem EKW-Studium bereits ein anderes Studium begonnen hatten (25,5%) und der Summe aus Zweitstudium und StudienwechslerInnen (21,6%). Die 3,9% Differenz könnten durch Studierende, die ein Parallelstudium absolvieren, zustande kommen, müssen u.U. aber auch zusätzlich den StudienwechslerInnen zugeschlagen werden; was an den Verhältnissen allerdings nicht sehr viel ändern würde und eher bestärkt, daß die LUI-Zahl im Durchschnitt der alten Bundesländer liegt. Im Gegensatz zu Tübingen sind es am LUI sehr viele Studenten, die den Studiengang gewechselt haben, sie absolvieren aber gleichfalls öfter als die Studentinnen ein Zweitstudium am LUI. Etwa im Tübinger Schnitt liegt das Verhältnis von Studentinnen und Studenten am LUI, die bereits eine Berufsausbildung vor dem Studium abgeschlossen hatten. Hier ist die Zahl der Studentinnen sehr viel höher. Das gleiche ist der Fall für die Berufstätigkeit vor dem Studium. In Übereinstimmung mit diesen Zahlen kann man feststellen, daß 14,9% der LUI-Studentinnen über den zweiten Bildungsweg kommen, dagegen aber nur 5,7% der Studenten.

Betrachten wir nun die angegebenen Gründe für das EKW-Studium:

	insg. 102	weibl. 67	männl. 35	hoh. S. 59	nied. S. 43
Berufsziel	17,6%	16,4%	20%	19,9%	18,6%
kein konkr. Berufsziel einfach umsehen	14,7%	10,4%	22,9%	6,8%	25,6%
Interesse an kulturellen & kulturgesch. Fragen	86,2%	89,6%	80%	88,1%	83,7%
Weiterbildung	23,5%	20,9%	28,6%	22%	25,6%
Gesellschaftskritik	46,1%	49,3%	40%	39%	55,8%
Institutsatmosphäre	38,2%	34,3%	45,7%	27,1%	53,5%
freies Arbeiten	43,1%	43,3%	42,9%	42,4%	44,2%

(Durch Mehrfachnennungen ergeben die Summen mehr als 100%)

Bemerkenswert ist hier u.a. daß ein höherer Anteil der Männer das EKW-Studium ohne konkrete Berufsziele beginnt und als Weiterbildung betrachtet. Dies könnte mit der höheren Zahl an Studenten im Zweitstudium zusammenhängen. Erstaunlich hoch ist der Anteil an Hauptfachstudierenden, die mit dem Anspruch „sich einfach weiterzubilden, auch ohne dabei an einen bestimmten Beruf zu denken" (so in etwa die Ausgangsfragestellung der Umfrage) in das EKW-Studium gegangen sind.

Weiterhin von Interesse ist, daß die Gesellschaftskritik sowohl bei den Frauen als auch bei den niedrigen Semestern stärker ausgeprägt zu sein scheint. Dagegen wird die Institutsatmosphäre weitaus mehr von den Männern, von den niedrigen Semestern und von den Nebenfachstudierenden geschätzt. Die Hauptfachstudierenden loben hinwieder die Möglichkeit zum freien und eigenständigen Arbeiten im Fach EKW.

Nun zu den Berufszielen der LUI-Studierenden:

	insg. 102	weibl. 67	männl. 35	hoh. S. 59	nied. S. 43
Wissenschaft/Uni	20,6%	17,9%	27,7%	18,6%	23,3%
Archiv	10,8%	9%	14,3%	11,9%	9,3%
Kulturmanagement	28,4%	29,9%	25,7%	27,1%	30,2%
Fernsehen/Radio	27,5%	20,9%	40%	13,6%	46,5%
Verlag	33,3%	35,8%	28,6%	25,3%	44,2%
Museum/Ausstellungswesen	38,2%	35,8%	42,9%	39%	37,2%
Kulturarbeit	46%	44,8%	48,6%	47,5%	44,2%
Kulturaustausch	24,5%	29,9%	14,3%	23,7%	25,6%
Presse	28,4%	26,9%	31,4%	20,3%	39,5%
Tourismusbereich	12,7%	14,9%	8,6%	6,8%	20,9%
keine Vorstellung	7,8%	4,5%	14,3%	10,2%	4,7%

(Durch Mehrfachnennungen ergeben die Summen mehr als 100%)

Hervorheben möchte ich an dieser Stelle nur die Zeile „keine Vorstellung". Der hohe Prozentsatz an Männern scheint die Zahlen in der vorigen Aufstellung zu bestätigen. Interessant ist aber vor allem, daß sowohl die Hauptfachstudierenden als auch die hohen Semester in höherem Maße keine (noch keine oder keine mehr?) Berufsvorstellung haben. Möglicherweise bietet das Fach auch die Gelegenheit, sich in ihm zu verlieren oder, positiv ausgedrückt, sich endlos darin zu vertiefen. Ich studiere, also bin ich.

Freilich absolvieren die LUI-Studierenden auch Praktika. Die Palette an Bereichen, in denen dies geschieht, ist erdenklich breit, sie reicht von Menschenrechtsarbeit und Computerfirma über die Werbebranche und Marktforschung bis hin zu angestammten Feldern wie Museum, Presse und Verlag. Zeitlich bewegen sich die Praktika zumeist zwischen zwei und acht Wochen. Aus den Angaben, die gemacht wurden, lassen sich etwa bei zwei Dritteln vage Rückschlüsse auf die Bezahlung ziehen. Demnach dürfte ungefähr die Hälfte der Praktika entweder unbezahlt sein oder zumindest unter DM 400,– im Monat liegen und die andere Hälfte über DM 400,– im Monat.

Insgesamt haben 53 von den 102 befragten Studierenden bereits ein oder mehrere Praktika absolviert. Die Gesamtzahl der Praktika liegt bei 98, d.h. es wurden im Durchschnitt 1,8 Praktika pro StudentIn absolviert. (Bei solchen Rechnungen werden hier und im folgenden nur die 53 Studierenden gerechnet, die angaben, bereits ein Praktikum absolviert zu haben.) Betrachten wir im folgenden die Zahlen nach den Kategorien, in die die Fragebögen eingeteilt wurden:

- Studentinnen – Studenten:
  55,2% der Studentinnen und 45,7% der Studenten haben bereits ein Praktikum absolviert. Ebenfalls höher liegt die Anzahl der Praktika pro Studentin mit 2,1 gegenüber 1,3 Praktika pro Student.
- Hauptfach – Nebenfach:
  47,5% der Hauptfachstudierenden absolvierten ein Praktikum oder mehrere, dagegen 68,2% der Nebenfachstudierenden. Die Werte für die Anzahl der Praktika liegen mit 1,9 Praktika pro HauptfachstudentIn und 1,7 Praktika pro NebenfachstudentIn fast gleichauf.
- Niedriges Semester – hohes Semester:
  Hier liegen die hohen Semester mit 61% deutlich vor den niedrigen Semestern mit 39,5%. Die Anzahl der Praktika sind dagegen wiederum nicht so sehr voneinander entfernt: 1,9 Praktika pro StudentIn im hohen Semester und 1,6 pro StudentIn im niedrigen Semester.

Bewertung der Studieninhalte

Im Fragebogen wurde gebeten, diverse vorgegebene Studieninhalte nach den Kategorien „zu viel", „ausgewogen" oder „zu wenig" zu beurteilen bzw. eigene Vorschläge und Wünsche anzugeben. Ein „zu viel" an Studieninhalten kannten die befragten LUI-Studierenden dabei kaum. Die Zahl der Nennungen dieser Kategorie liegt pro Studieninhalt zwischen null („wissenschaftliche Arbeitstechniken" und „freies Schreiben") und acht („Fachgeschichte" und „klassischer volkskundlicher Kanon"). Bei zwei Studieninhalten übertrifft das „zu wenig" das „ausgewogen" („Arbeiten mit [hist.] Quellen" und „freies Schreiben") in einem Fall liegen diese Kategorien gleichauf („wissenschaftliche Arbeitstechniken"). In allen anderen Fällen überwiegt das „ausgewogen" mehr oder weniger das „zu wenig".

Im folgenden gebe ich eine detaillierte Aufstellung der zur Beurteilung vorgegebenen Studieninhalte, sortiert in absteigender Folge nach dem jeweils prozentualen Anteil der Nennungen des Bewertungskriteriums „ausgewogen". Dabei will ich kurz auf bemerkenswerte Auffälligkeiten der Beurteilungen im Zusammenhang mit den Kategorien, in die die Fragebögen eingeteilt wurden (weiblich-männlich, HF-NF, nS-hS), eingehen:

- „Kulturgeschichte":
  Mit 73,6% der Studierenden steht die Kulturgeschichte an der Spitze der Ausgewogenheits-Skala. 2,2% der Studierenden (nur Studenten) sehen sie als zu viel behandelt, 24,2% als zu wenig (25,9% Studentinnen zu 21,2% Studenten). Ein großer Überhang beim „zu wenig" findet sich dagegen bei den Studierenden im höheren Semester (32,1% zu 11,4% nS).
- „Klassischer volkskundlicher Kanon":
  Der volkskundliche Kanon wird von 67,8% der Studierenden als ausgewogen vertreten beurteilt. Allerdings wird er von 8,9% als zu viel vertreten angesehen und nur von 23,3% als zu wenig. Studierende im Hauptfach bemängeln interessanterweise eher ein zu viel (9,7% zu 5,6% NF) wobei sie beim „zu wenig" fast gleichauf mit den NebenfächlerInnen liegen (23,6% HF, 22,2% NF). Beim „zu wenig" gibt es einen leichten Überhang bei den hohen Semestern (26,3% zu 18,2% nS). Größere Differenzen bestehen zwischen Studentinnen und Studenten. Den Studentinnen wird der klassisch volkskundliche Kanon zu 27,6% zu wenig und nur zu 6,9% zu viel behandelt, den Studenten hingegen nur zu 15,6% zu wenig und zu 12,5% zu viel.
- „Klassische kulturtheoretische Ansätze":
  67,7% der Studierenden sind der Meinung, daß dieser Studieninhalt ausgewogen angeboten wird, 27,1% wird er zu wenig angeboten und 5,2% zu viel. Auffällig hoch ist das 'zu viel' bei den Studierenden niederen Semesters im Nebenfach (16,7% sowohl weiblich als auch männlich); und überhaupt sind die niederen Semester dieser Meinung (7,7% zu 3,5% hS). Im Gegenzug

setzt sich das 'zu wenig' aus 31,6% hS und nur 20,5% nS zusammen.

- „Fachgeschichte":
  Die Fachgeschichte sehen 63,8% ausgewogen behandelt, 27,7% zu wenig, 8,5% zu viel. Besonders Studierende im Hauptfach sehen die Fachgeschichte zu wenig vertreten (30,7% zu 15,8% NF), gleichzeitig aber auch zu viel (9,3% zu 5,3% NF). Ein Manko stellen primär höhere Semester fest: Studierende im hohen Semester sehen die Fachgeschichte zu 31% zu wenig und nur zu 5,2% zu viel behandelt; ganz anders die niedrigen Semester (22,2% zu wenig und 13,9% zu viel). Geschlechtsspezifisch gerechnet ergibt sich ein ähnliches Verhältnis wie beim klassisch volkskundlichen Kanon: 31,1% der Studentinnen wird die Fachgeschichte zu wenig und nur 6,6% zu viel behandelt, den Studenten hingegen zu 21,2% zu wenig und zugleich zu 12,1% zu viel.
- „Geschlechterforschung":
  60,8% der Studierenden sind der Ansicht, daß die Geschlechterforschung ausgewogen angeboten wird, 21,6% ist es zu viel und 17,5% zu wenig. Hier haben wir es mit dem einzigen Studieninhalt zu tun, bei dem das „zu viel" das „zu wenig" überwiegt. Hierbei sind zwar deutlich mehr Studenten (27,3%) vertreten, aber auch die Zahl der Studentinnen, die dieser Meinung sind, ist recht hoch (18,8%). Allerdings überwiegt die Zahl der Studentinnen, die die Geschlechterforschung zu wenig angeboten sehen, mit 25% weit die der Studenten (3%). Ein weiteres Ungleichgewicht herrscht zwischen Studierenden im Hauptfach und im Nebenfach: Studierende im Hauptfach meinen zu 20,8% „zu viel" und zu 19,5% „zu wenig", Studierende im Nebenfach zu 25% „zu viel" und nur zu 10% „zu wenig".
- „Arbeiten mit Interviews":
  58,1% der LUI-Studierenden meinen, Interviews würden ausgewogen berücksichtigt, 34,4% wird zu wenig mit Interviews gearbeitet und 7,5% zu viel. Daß zu wenig mit Interviews gearbeitet würde, beklagen vor allem Studierende im Hauptfach (37% zu 25% NF) und Studierende im niedrigen Semester (42,1% zu 29,1% hS). Die Verteilung zwischen weiblich (34,5%) und männlich (34,3%) ist hingegen äußerst ausgewogen.
- „Museumstheorie":
  Diese wird nach Meinung von 55,6% der Studierenden ausgewogen behandelt, von 3,3% (alles Hauptfachstudierende) zu viel und von 41,1% zu wenig. Letzteres finden vor allem Studierende im niedrigen Semester (51,5% zu 35,1% hS) und die Studentinnen (44,8% zu 34,4% Studenten).
- „Feldforschung":
  55,2% der Studierenden geht die EKW ausreichend ins Feld, nur 3,1% zu viel, 41,7% hingegen zu wenig. Unter denen, die ein Manko beklagen, befinden sich erstaunlicherweise viele Studierende niedrigen Semesters (48,7%

zu 36,8% hS) und mehr NebenfächlerInnen als Studierende im Hauptfach (45% NF zu 40,8% HF). Unter Umständen läßt sich dies aber auch mit dem Projekt erklären, an dem erst die Hauptfach-Studierenden im Hauptstudium teilnehmen, die hier dann auch verstärkt ins Feld gehen.

- „Neue kulturtheoretische Ansätze":
  Dieser Studieninhalt wird von 52,1% als ausgewogen empfunden, von 43,6% als zu wenig und von 4,3% als zu viel behandelt. Das 'zu wenig' setzt sich hier zusammen aus 47,4% Studierenden niedrigen Semesters und 41,1% hohen Semesters und steht damit im Gegensatz zu den Zahlen des Studieninhalts 'klassische kulturtheoretische Ansätze'. Hier kommt noch hinzu, daß 50% der Studierenden im Nebenfach gegenüber 41,9% derjenigen im Hauptfach dies so empfinden.
- „Medien- und Kommunikationstheorien":
  Diesen Studieninhalt finden 51% der Studierenden ausgewogen vertreten, 44,8% zu wenig und 4,2% zu viel. Zu wenig angeboten wird dieser Studieninhalt eher den Studenten (54,3% zu 39,3% Studentinnen) und den Studierenden im niedrigen Semester (53,7% zu 38,2% hS).
- „Wissenschaftliche Arbeitstechniken":
  Hier haben wir es mit einem Verhältnis von 50% „ausgewogen" gegenüber 50% „zu wenig" zu tun. „Zu wenig" angemahnt wird v.a. von den Studentinnen (53,2% zu 43,8% männlich), den Studierenden im Hauptfach (54% zu 33,3% NF) und im hohen Semester (60% zu 28,2% nS). Hier bemerken anscheinend gerade Studierende, die auf das Ende ihres Studiums zugehen und EKW als einen Schwerpunkt gesetzt haben, ein Manko.
- „Arbeiten mit (hist.) Quellen":
  42,6% empfinden diesen Inhalt als ausgewogen, 51,1% empfinden ein Manko und 6,4% ein „zu viel". Das Manko sehen 56,7% der Studentinnen (gegenüber 41,2% der Studenten), 54,7% der HauptfächlerInnen (zu 36,8% NF) und 55,4% der Studierenden im hohen Semester (zu 44,7% nS). Zu viel mit Quellen gearbeitet wird primär NebenfächlerInnen (15,8% zu 4% HF) und niedrigen Semestern (10,5% zu 3,4% hS).
- „Freies Schreiben":
  Auch dieser Studieninhalt wird nur 42,6% der Studierenden in ausgewogenem Maße angeboten, die restlichen 57,5% sind der Meinung, er werde zu wenig angeboten. Hierbei dominieren erneut, wie bei den wissenschaftlichen Arbeitstechniken, Studierende im Hauptfach (61,3% zu 42,1 NF) und im höheren Semester (60% zu 53,8% nS). Sehr ausgewogen ist das Verhältnis zwischen Studentinnen (57,4%) und Studenten (57,6%).
- Die freien Kommentare zu den Studieninhalten bekräftigen den Befund, daß den Studierenden praxisnahe Studieninhalte wie z:B. das freie Schreiben am meisten fehlen. Denn auch hier wird in der Hauptsache eine fehlende Praxisnähe beklagt, die sich auf praktische Übungen und Seminare bzw. auf Seminare mit bezug auf die Berufspraxis, die dabei z.B. einen Austausch mit 'Praktikern' bieten, bezieht. Insgesamt zwölfmal wurde dies angemerkt, davon neunmal von Hauptfachstudierenden bzw. achtmal von Studierenden im höheren Semester. Ebenfalls interessant ist, daß diese fehlende Praxisnähe insbesondere von Studentinnen bemängelt wird, was unter Umständen damit in Verbindung steht, daß mehr Studentinnen vor dem Studium bereits eine Berufsausbildung abgeschlossen hatten bzw. über den 2. Bildungsweg kommen.

Praxisferne wurde auch im Zusammenhang mit diversen Themenbereichen bemängelt. Wieder wurde im Fragebogen gebeten, vorgegebene Themenbereiche und die Auseinandersetzung im Studium damit nach den Kategorien „zu viel", „ausgewogen" und „zu wenig" zu bewerten. Auch hier ist es die Auseinandersetzung mit zukünftigen Berufsfeldern, an der es nach Meinung der Studierenden am meisten mangelt:

- „Zukünftige Berufsfelder":
  Für 86,9% der Studierenden beinhaltet das Studium zu wenig Auseinandersetzung mit zukünftigen Berufsfeldern, 13,1% empfinden dieses Thema als ausgewogen im Studium behandelt. Auch hier beklagen eher Studentinnen einen Mangel (97% zu 81,8% Studenten).
- „Politische Themen":
  Eine Auseinandersetzung mit politischen Themen findet 55,2% der Studierenden zufolge zu wenig und 44,8% zufolge ausgewogen statt. Die Auseinandersetzung vermissen vor allem Studierende im niedrigen Semester (65% zu 48,2% hS), Studierende im Hauptfach (57,3% zu 47,6% NF) und die Studentinnen (57,8% zu 50% Studenten).
- „Neue Medien":
  46,4% der Studierenden sind der Ansicht, neue Medien als Thema kämen zu kurz, 49,5% finden das Thema ausgewogen vertreten und 4,1% (alles Hauptfachstudierende) zu viel. Auch hier vermissen die Auseinandersetzung eher die Studierenden im niedrigen Semester (61% zu 35,7% hS) und die Studentinnen (49,2% zu 40,6% Studenten), im Gegensatz zu den politischen Themen aber auch die Studierenden im Nebenfach (60% zu 42,9% HF).
- „Aktuelle wissenschaftliche Themen":
  Nur 32,3% der Studierenden sind hier der Meinung, eine Auseinandersetzung würde zu wenig geführt, 66,7% finden, daß eine solche ausgewogen vorhanden sei. Mehr Auseinandersetzung damit wünschen sich die Studentinnen (39% zu 18,8% Studenten), Studierende im Hauptfach (36% zu 19% NF) und Studierende im hohen Semester (36,2% zu 26,3% nS).

Das Projektseminar

Das Projektseminar im Hauptstudium wird zu 83,3% befürwortet, 15,7% der Studierenden wissen es nicht so recht, 1% ist dagegen. Bei diesen Antworten sind allerdings auch Studierende im Nebenfach dabei, für die das Projekt keine Pflichtveranstaltung darstellt. Unter Umständen wollten diese aber mit ihrer Zustimmung ihr Interesse an einem Projekt auch für Nebenfachstudierende bekunden (68,2% der Nebenfachstudierenden hätten dies dann gewählt, 31,8% zeigten Unentschlossenheit). Rechnet man nur die Hauptfachstudierenden, kommt man auf einen Prozentsatz von 87,5% Befürwortung, 11,25% Unentschlossenheit und 1,25% Ablehnung. Die Zustimmung zum Projekt seitens der Hauptfachstudierenden ist also sehr groß, wenn auch die hohe Zahl der Unentschlossenen etwas überrascht. Allerdings ergibt sich diese vor allem durch die Studierenden niedrigen Semesters.

62,5% der Hauptfachstudierenden hatten bereits ein Projekt besucht oder besuchten es zum Zeitpunkt der Umfrage gerade. Der Projektbesuch begann durchschnittlich im sechsten Semester, das Projekt dauerte durchschnittlich drei Semester. Die durchschnittliche Dauer eines Projektes sollte nach Ansicht der Hauptfachstudierenden bei 2,46 Semestern liegen, nach Angabe von Nebenfachstudierenden bei 2,22 Semestern.

Die Erwartungen der Hauptfachstudierenden an das Projekt sind, in absteigender Reihenfolge nach Prozenten (Prozentzahlen der potentiellen Erwartungen von Nebenfachstudierenden in Klammern):

- „Praktische Umsetzung von Forschungsergebnissen in Buch und/oder Ausstellung“: 82,5% (NF: 60%)
- „Empirisches Arbeiten in größerem Rahmen, als es alleine möglich ist“: 81,25% (NF: 80%)
- „Gemeinsames Aushandeln aller Schritte“: 68,75% (NF: 60%)
- „Gemeinsames Lernen und Forschen in einer Gruppe“: 63,75% (NF: 85%)
- „Veröffentlichung eines Beitrags, der einem bei späteren Bewerbungen hilft“: 36,25% (NF: 50%)
- „Klare Vorgaben und Strukturierung von seiten der/des Lehrenden, damit das Projekt möglichst reibungslos und termingerecht durchgeführt werden kann“: 21,25% (NF: 10%)
- An freien Nennungen unter „Sonstiges“ gab es
  - Siebenmal den Wunsch, über die Uni hinaus und in die Praxis hinein zu gehen („Ernstfall Beruf“)
  - Fünfmal den Wunsch, wissenschaftlich zu arbeiten und gelernte Theorien umzusetzen
  - Viermal den Wunsch, Erfahrungen für das weitere wissenschaftliche Arbeiten zu sammeln

  - Zweimal den Wunsch, die eigene Reife zu testen
  - Je einmal den Wunsch, eigene Projektvorschläge zu verwirklichen bzw. aktuelle Themen aufzugreifen

50% der Studierenden, die bereits ein Projekt besucht hatten oder dieses gerade besuchten, gaben an, ihre Erwartungen hätten sich erfüllt, 34% verneinten dies, 16% machten keine Angaben dazu, teilweise wohl, weil das Projekt erst begonnen hatte.

An Gründen für nicht erfüllte Erwartungen wurden genannt:

- Neunmal die unbefriedigende (inhaltliche) Zusammenarbeit im Projekt
- Viermal die fehlende Struktur in der Projektarbeit
- Viermal die Länge des Projekts bzw. das unnötige Vertun von Zeit

Positiv wurde dagegen in zwei Fällen die Redaktionsarbeit bei Projektpublikationen hervorgehoben.

Das Institutskolloquium

Das Institutskolloquium wurde eher kritisch gesehen. 63 der Befragten (in der Hauptsache Hauptfachstudierende) haben bereits ein Institutskolloquium besucht bzw. sich zumindest ausführlicher dazu geäußert. Davon haben 55 Befragte eine Meinung zur Frage nach einer Kompaktveranstaltung im Rahmen des Kolloquiums: 28 sind dafür, 27 dagegen.

Die Erwartungen an das Institutskolloquium lauteten, votiert nach den Vorgaben:

- „Informationsveranstaltung über neue Forschungsansätze im Fach mit eingeladenen Referenten; Berichte über eigene Projekte“ (61,9%; erfüllt zu 53,8%)
- „Liberales Diskussionsforum für alle Angehörigen des Fachs; fester Bestandteil im Studienalltag als ‘Seele’ des Instituts“ (52,4%; erfüllt zu 52,8%)
- „Themenbezogene Seminarveranstaltung zu fachübergreifenden Problemen und Gegenwartsfragen unter starker Mitgestaltung der TeilnehmerInnen“ (30,2%; erfüllt zu 57,9%)

Die Erfahrungen mit dem Kolloquium lauten, ebenfalls votiert nach den Vorgaben:

- „Ausgehen von einem vermeintlichen gemeinsamen Nenner, der nicht mehr zur Diskussion steht; keine wirklich offene Diskussion“ (57,1%)
- „Abgehobene Diskussion der Uralt-EKWler und Lehrenden unter sich, um sich zu profilieren“ (57,1%)
- „Mehrzahl der TeilnehmerInnen wird nicht da abgeholt, wo sie sind“ (42,9%)
- „Sammelsurium von Themen ohne roten Faden“ (20,6%)
- „Abzusitzende Pflichtveranstaltung“ (12,7%)

(Die Prozentzahlen beziehen sich auf 63 Studierende gleich 100%; die Prozentzahlen zu den erfüllten Erwartungen auf die Zahl derjenigen, die diese Erwartung geäußert haben.)

Weiterhin wurden zum Thema Institutskolloquium folgende freie Erwartungen und Kommentare geäußert:

- Es sollten verstärkt ansonsten zu kurz kommende und aktuelle Themen behandelt werden (fünfmal).
- Eine offene Debatte über Forschungsansätze von VolkskundlerInnen innerhalb und außerhalb des Hauses wäre wünschenswert (viermal).
- Es sollten sowohl fachübergreifende als auch EKW-spezifische Themen verhandelt werden (dreimal).
- Vorträge und Redebeiträge sollten stets verständlich sein (zweimal).

Leistungsnachweise für einen Kolloquiumsschein werden in dieser Abfolge für angemessen gehalten: Referatsgruppe (57,1%), Klausur (44,4%), Hausarbeit und Protokoll (jeweils 28,6%), Journal (27%).

Seminarkritik

Die Befragten sollten bis zu drei ihnen als besonders positiv oder negativ im Gedächtnis gebliebene Seminare nennen. Unter „positiven Seminaren" wurden 229 Angaben gemacht, das sind 2,25 Seminarangaben pro StudentIn, unter negativen nur 92 und damit 0,9 Seminarangaben pro StudentIn. Daraus könnte man Unterschiedliches schließen. So haben die LUI-Studierenden entweder tatsächlich wenig Anlaß zu klagen oder aber sie sind sehr nachsichtig. Eine dritte Möglichkeit wäre, daß sie die negativ empfundenen Seminare schlichtweg ganz schnell wieder vergessen bzw. verdrängt haben. Möglicherweise sind sie aber auch einfach zu höflich oder zu scheu, negative Kritik zu äußern. Im übrigen geben die Antworten zu diesem Komplex verstärkt ein Bild von Hauptfachstudierendenseite her ab. Diese nannten 2,4 positive und ein negatives Seminar pro StudentIn, Nebenfachstudierende nur 1,6 positive und 0,5 negative Seminare pro StudentIn.

Bei den als positiv empfundenen Seminaren habe ich Seminare aufgenommen, die entweder zu einem bestimmten Pflichtbereich gehören oder aber Spezialseminare, die mindestens dreimal genannt wurden. Bei den als negativ empfundenen Seminaren habe ich auch Veranstaltungen aufgeführt, die nur zweimal genannt wurden.

Als positiv empfundene Seminare:

- Sechsunddreißigmal wurde „Kulturtheorien" und dreimal das Tutorium dazu genannt.

- Zweiundzwanzigmal wurde die Einführungsvorlesung und fünfmal das Tutorium dazu angeführt.
- Seminare, die zum Bereich „Empirische Verfahren" gehören, konnten 20 Nennungen auf sich vereinigen, darunter explizit genannt zwölfmal „Feldforschung", dreimal „Religiöse Sachkultur" und zweimal „Sachkulturforschung".
- Elfmal wurden Grundzüge-Seminare („Grundzüge historisch-sozialwissenschaftlichen Argumentierens") genannt, explizit dreimal „Universitäre Bräuche und Rituale", je zweimal „Kulturgeschichte des Gartens" und „Zur Geschichte des Mannweibes und der Geschlechtsverkehrung" und je einmal „Der deutsche Wald" und „Abtreibung".
- Neunmal wurde ein Projekt positiv hervorgehoben, darunter explizit zweimal "Deutsche und Franzosen in Tübingen" und je einmal „Tüftler" und „Einkaufen".
- Achtmal wurden Seminare aus dem Komplex der miteinander zusammenhängenden Seminare „Gewalt im Blick: Geschlechtsverhältnisse im Film", „Ein anderer Blick? Geschlechtsverhältnisse in Filmen von Frauen" und „Der andere Blick – praktische Folgen: Einführung in die Videoproduktion" genannt. Unter Umständen sind hier noch drei Nennungen „Filmseminare" ohne weitere Titelangaben hinzuzurechnen.
- Siebenmal wurde „Kulturanalyse" und sechsmal „Kulturschreiben" angeführt.
- Ebenfalls sechsmal wurde das Propädeutikum („Techniken wissenschaftlichen Arbeitens") genannt.
- Je viermal wurden die Seminare „Kulturhektik und Gelassenheit" und „Unterhaltung im NS" positiv hervorgehoben.
- Je dreimal wurden die Seminare „Sexualität(en) und Geschlecht", „Geschichte und Gegenwart der Medienkritik" und „Weltuntergang und Weltrettung in der populären Philosophie" genannt und außerdem das Institutskolloquium (zweimal davon „Medienforschung und EKW").

An Begründungen dafür, warum ein Seminar als positiv empfunden wurde, wurden angegeben:

- Achtzehnmal Themen und Inhalte: In der Veranstaltung wurden interessante Themen behandelt, das Thema wurde inhaltlich gut vertieft oder aber es wurde ein guter Überblick über ein Thema gegeben.
- Fünfzehnmal die Didaktik: Gelobt wurde die durchsichtige Struktur des Seminars oder die gute Seminarleitung durch die/den Lehrenden.
- Elfmal positiv hervorgehoben wurden engagierte, gut vorbereitete Studierende bzw. die gute studentische Zusammenarbeit und im Zusammenhang damit zweimal, daß das Seminar sehr klein gewesen sei.
- Neunmal wurde die Praxisnähe des Seminars bzw. die Möglichkeit zur eigenen praktischen Tätigkeit innerhalb des Seminars positiv hervorgehoben.

Als negativ empfundene Seminare:

- Siebzehnmal wurden Seminare aus dem Komplex Grundzüge genannt, darunter explizit sechsmal „Farben", dreimal „Der deutsche Wald", zweimal „Zum Wunder" und je einmal „Lachen" und „Der Mensch und seine Ausscheidungen".
- Vierzehnmal wurde „Kulturtheorien" angeführt.
- Dreizehnmal wurde das Institutskolloquium genannt, darunter dreimal „Neue theoretische Ansätze in den Kulturwissenschaften", zweimal „Eros und Thanatos" und je einmal „Medienforschung und EKW" und „Zwanzig Jahre EKW. Vom Aufstand zum Stillstand?". (Zehn der dreizehn Nennungen kamen hier von Studentinnen.)
- Neunmal wurden die „Empirischen Verfahren" negativ hervorgehoben, dabei viermal „Quellen zur jüdischen Lokal- und Religionsgeschichte. Einführung in die archivalische Forschung", dreimal „Microhistorie" und zweimal „Das qualitative Interview".
- Sechsmal wurde die Einführungsvorlesung angeführt und einmal das zugehörigen Tutorium.
- Je zweimal genannt wurden das „Magisterkolloquium", das Propädeutikum, der Soziologieschein und das Seminar „Gewalt gegen Frauen in der Rechtsprechung".
- An Begründungen dafür, warum ein Seminar als negativ empfunden wurde, wurden abgegeben:
- 14 mal die Didaktik: Es fehlte die Struktur und Logik des Seminars oder die Lehrleistung war unbefriedigend.
- Elfmal Themen und Inhalte: Das jeweilige Thema war zu speziell, Inhalte wurden nicht auf den Punkt gebracht oder das Seminar war gekennzeichnet durch Zusammenhanglosigkeit der einzelnen Themen bzw. Texte. (Dieser Kritikpunkt wurde an anderer Stelle, wie oben gesehen, allerdings auch positiv als „guter Überblick" genannt. In beiden Fällen wurde mit dieser Kritik häufig auf die Kulturtheorien und die Grundzüge Bezug genommen.)
- Zehnmal wurden unbefriedigende studentische Leistungen in Referaten und Beiträgen angeführt.
- Fünfmal wurde beklagt, das Seminar sei zu voll gewesen.
- Fünfmal wurde speziell auf die Grundzüge eingegangen: Es habe sich dabei eher um ein Spezialseminar gehandelt und nicht um ein wissenschaftskritisches/textkritisches Seminar, es sei letztlich nicht klar gewesen, warum das Seminar als Grundzügeseminar laufe.

Bei diesen Aufstellungen ist unschwer zu erkennen, daß es einige äußerst umstrittene Komplexe gibt, die sowohl in der Liste der positiven als auch der negativen Seminare auftauchen. Daher habe ich diese Nennungen im folgenden nochmals auf die gesamten positiven bzw. negativen Nennungen hochgerechnet, um festzustellen, zu welcher Seite hin sie tatsächlich tendieren (positive Seminare: 229 = 100%, negative Seminare: 92 = 100%):

- Am schlechtesten weg kommen dabei wohl die Grundzügeseminare, sie machen 18,5% der negativen und nur 4,8% der positiven Seminare aus. (Man kann dies wohl als Aufforderung an die Lehrenden verstehen, sich einmal wieder über Sinn und Inhalt der Grundzügeseminare zu verständigen.)
- Dicht darauf folgen die Institutskolloquien (14,1% der negativen und 1,3 der positiven Veranstaltungen).
- Im Bereich der häufigen Nennungen und schwer umstritten sind die Kulturtheorien mit 15,7% der positiven und 15,2% der negativen Seminare.
- Positiv fallen die Zahlen für die Einführungsvorlesungen aus (9,6% der positiven und 6,5% der negativen Veranstaltungen).

Lehr- und Arbeitsformen, Notengebung

Eine weitere Frage betraf die Lehr- und Arbeitsformen in den Veranstaltungen. Vorgegebene Formen des Lehrens und Arbeitens sollten mit den Kategorien „bringt nichts", „bringt wenig", „akzeptabel" und „bringt viel" bewertet und dann kommentiert werden. Mehrheitlich mit „bringt viel" bewertet wurden dabei die „Beiträge der Lehrenden" (54,9%), die „Gruppenarbeit" (49%), „Medieneinsatz" (45,1%) und „Diskussionen" (41,2%). Als immerhin „akzeptabel" gelten die Referate (46%), die nur zu 23,5% mit „bringt viel" bewertet wurden.

Zu diesem Themenkomplex wurde in den Kommentaren folgendes hinzugefügt:

- Fünfmal wurde angemerkt, daß schlechte Referate keine Diskussionsgrundlage bieten würden. Damit im Zusammenhang ist zu sehen, daß viermal eine Abkehr von Formen der Frontalpräsentation als Hauptarbeitsform gewünscht wurde.
- Ebenfalls fünfmal wurden Anmerkungen zur Strukturierung des Seminars gemacht: Dreimal wurde dabei gewünscht, daß unstrukturierte Referate von den Lehrenden nochmals zusammengefaßt würden, und zweimal, daß Seminarabschnitte durch eine Zusammenfassung von seiten der/des Lehrenden abgeschlossen würden.
- Je fünfmal wurde angemahnt, mehr Augenmerk auf die Pflichtlektüre zu richten, und beklagt, in Diskussionen würde zu oft vom Thema abgewichen.
- Je zweimal wurde desto mehr Gruppenarbeit gefordert, je größer ein Seminar sei, und beklagt, der Medieneinsatz sei oft zusammenhanglos.
- Einmal wurde Rhetorik als Pflichtveranstaltung im ersten Semester verlangt.

Für eine stärkere Notendifferenzierung bei den Scheinen sind 25,5% aller Studierenden, gegen eine solche sind allerdings deutliche 63,7%. An Kommentaren wurde hierzu folgendes abgegeben:

- Neunzehnmal wurde ein Kommentar zur Leistung von seiten der Lehrenden gewünscht bzw. als sinnvoller angesehen.
- Fünfmal wurde für eine Notendifferenzierung gestimmt, da sie die Leistung besser einschätzbar mache.
- Viermal wurde dagegen angemerkt, Noten sagten sowieso nichts über die Leistungen aus.
- Je einmal wurde angemerkt, die Präsentation solle bei der Note berücksichtigt werden, die Noten seien letztlich von den Lehrenden abhängig, und sowieso sei das Fach EKW für eine stärkere Differenzierung zu schwammig.

Mehr Seminare als notwendig belegen 71,6% der Studierenden, in freien, selbstorganisierten Gruppen arbeiten 24,5% mit. Autonome Seminare werden von 46,1% der Studierenden gewünscht, 13,7% sind dagegen und 40,2% scheint es egal zu sein.

Verschiedenes

Freie Kommentare wurden gegen Ende des Fragebogens zu folgenden Sachverhalten abgegeben:

- Kritisch betrachtet wird die Bibliothek; 16 Nennungen sind zu verzeichnen, die sich auf die Enge und Ungemütlichkeit der Bibliothek bezogen, auf die Unruhe, die herrsche, auf Öffnungszeiten und Fragen der Ausleihe. Einmal wurde dagegen positiv der Bestand hervorgehoben. In drei Fällen wurden Probleme mit dem Kopierer angesprochen.
- Mehr Exkursionen wünschen sich zehn Studierende, zum einen der Scheine, zum anderen aber auch des Lerneffekts wegen; über die einzelnen vorherigen Fragen hinweg wurde dieser Wunsch übrigens weitere fünfmal geäußert.
- Viermal wurde die Atmosphäre am Institut als positiv hervorgehoben; allerdings wurde weitere zweimal negativ von einer 'geschlossenen Gesellschaft' gesprochen.
- Viermal wurde fehlende Wissenschaftlichkeit beklagt.
- Zweimal wurden mehr Blockseminare gewünscht.
- Mehrmals gab es Lob für die Umfrage und den Fragebogen.

Einmal wurde übrigens auch vorgeschlagen, eine solche Befragung im geringeren Umfang öfters durchzuführen. In diesem Zusammenhang soll auf die Frage nach einer regelmäßigen Seminarevaluation eingegangen werden. Es wurde gefragt, ob eine solche am Ende eines Semesters als sinnvoll erachtet würde: 65,7% der Studierenden sind dafür, 18,6% dagegen, weiteren 15,7% scheint es egal zu sein. Interessant ist, daß 73,1% der Studentinnen für eine Evaluation sind (dagegen: 13,4%), aber nur 51,4% der Studenten (dagegen: 28,6%). Auch sind mehr Nebenfachstudierende für eine Evaluation 68,2% (HF: 65%). Von den Studierenden im hohen Semester sprechen sich 64,4% für und 13,6% gegen eine Evaluation aus, von den Studierenden im niedrigen Semester sind sowohl mehr für (67,4%) als auch gegen (25,6%) eine Evaluation.

Am Ludwig-Uhland-Institut ist den Studierenden ein weitgehendes Mitbestimmungsrecht durch die Institutsvollversammlung und mehr noch über den Institutsrat eingeräumt. In der Institutsvollversammlung wird jedes Semester durch die Anwesenden über das kommende Semesterlehrprogramm abgestimmt. Im Institutsrat, der zu 50% durch Studierende, gewählt für ein Jahr von der Studierendenvollversammlung, besetzt ist, können diese u.a. über Mittelbau- und HiWi-Stellen (inkl. Tutorien), Raumfragen und Sonderausgaben mitbestimmen sowie an der Vorbereitung des Lehrprogramms, das dann in der Institutsvollversammlung zur Abstimmung gebracht wird, mitarbeiten. Natürlich ist „mitbestimmen" in Anführungszeichen zu lesen, denn es handelt sich um keine Mitbestimmung im juristischen Sinne, da diese per Gesetz ausgeschlossen ist, sondern formalrechtlich gesehen nur um ein Meinungsbild von Studierendenseite.

In der Umfrage wurde nun auch untersucht, wieweit ein Wissen über diese Möglichkeiten der Mitwirkung in der Studierendenschaft vorhanden ist. Hierzu äußerten sich 64 der 102 Studierenden. Bei den Antworten, die auf diesen Fragenkomplex gegeben wurden, dominieren eindeutig die Hauptfachstudierenden im hohen Semester. Ihnen ist es dann auch zu verdanken, daß sich die erbetene Angabe über die Studierendenquote im Institutsrat im Durchschnitt einigermaßen der Realität annähert. Es finden sich hierzu 34 Zahlenangaben von 5% bis 50%, aus denen sich ein Durchschnitt von 38,8% errechnet. Mit 43,2% liegt die Durchschnittszahl nur von Hauptfachstudierenden im hohen Semester dabei noch näher an der Realität von 50%.

Bei den Mitbestimmungsmöglichkeiten im Institutsrat wurden vierundzwanzigmal „alle Belange des Instituts" in dieser oder ähnlicher Formulierung mit Bestimmtheit genannt, wobei dann doch zweimal Unsicherheit ob der Personalfragen herrschte. Zwölfmal wurden Berufungen bzw. Stellenbesetzungen angeführt, siebenmal die Vorbereitung des Lehrangebots. Je dreimal wurden Finanzfragen genannt bzw. daß über fast nichts mitbestimmt werden könne.

Zu den Mitbestimmungsmöglichkeiten in der Institutsvollversammlung wurde siebenundfünfzigmal die Mitbestimmung über das Semesterlehrangebot genannt, also eine sehr realistische Einschätzung gegeben. Darüber hinaus wurde je dreimal spekuliert, daß über alle Belange des Hauses bzw. die Berufungen/Dozenten abgestimmt werden könne. Zweimal wurde kritisch bemerkt, daß man „viel vorschlagen" dürfe, aber „nichts bestimmen", bzw. daß es sich um eine „Pseudodemokratie" handle.

Eine weitere Frage, die hier abschließend angesprochen werden soll, war das Problem des SieDuzens am Institut. Von den Lehrenden mit Vornamen und Du angesprochen zu werden, wünschen sich 56,9% der Studierenden, für Vornamen und Sie plädieren 15,7% und Nachnamen und Sie bevorzugen 16,7%. Andersherum wünschen sich 51% der Studierenden, die Lehrenden mit Vornamen und Du anzusprechen, 7,8% mit Vornamen und Sie. 31,4% plädieren hier für Nachnamen und Sie. Dem 'Du' wird also weitgehend der Vorzug gegeben, allerdings haben daran primär die Studenten Anteil. Geschlechtsspezifisch gesehen bevorzugen es nur 49,3% der Studentinnen, geduzt zu werden, und 43,3% zu duzen, dagegen 71,4% bzw. 65,7% der Studenten. Dafür, daß das 'Du' nicht generell als Ansprache gewünscht wird, sprechen auch die Kommentare zu diesem Problem. Sowohl bei Studentinnen als auch bei Studenten, egal, welche Anspracheform sie bevorzugen, finden sich häufig Meinungen wie:

- Das Sie oder Du sei abhängig von der/dem jeweiligen Lehrenden und deren/dessen Alter.
- Das Sie oder Du sei abhängig von der Beziehung zu der/dem jeweiligen Lehrenden.
- Das Du müsse sich ergeben, auf freier Abmachung basieren.
- Eine Abmachung solle zu Beginn eines jeden Seminars gefunden werden.
- Für alle solle die gleiche Anrede gelten.
- Die Konstellation sei egal, Hauptsache, es herrsche endlich Klarheit.

Daß eine wirklich für alle befriedigende Lösung in absehbarer Zeit zu erreichen wäre, scheint bei der Vielzahl der Meinungen (die bis zu: „Warum soll ich fast Fremde duzen?" reichen) also nicht gerade wahrscheinlich zu sein.

GREGOR JULIEN STRAUBE

Ortstermin Haspelturm: rätselhafte Ritzzeichen

Am 5. VII. 1996 besuchten die Teilnehmer des Praktikums „Obertägige Überreste des Mittelalters als Quellen archäologischer Forschung" bei Prof. Dr. Barbara Scholkmann (Ur- und Frühgeschichte, Archäologie des Mittelalters) die unteren Gewölbe des Haspelturms.

Der Termin ist für 12.oo Uhr angesetzt. Die Sonne brennt entsetzlich[1]. Um so glücklicher sind wir, als Herr Karwei erscheint, um uns ins kühle Souterrain des Schlosses zu führen.

Schon seit fast zweihundert Jahren ist Hohentübingen im Besitz der Universität. Dennoch ist die Baugeschichte des Schlosses nie abschließend erforscht worden[2]. Die Besichtigung der Haspelturmkeller war notwendig geworden, um die strittige Frage zu klären, ob nun Haspelturm oder Kalte Herberge baugeschichtlich älter seien. Zwar ragt die Kalte Herberge in den oberen Stockwerken in den Haspelturm hinein (was eigentlich dafür spricht, daß der Haspelturm jünger ist [A]), doch überragt sie ihn auch, und so wäre nämliche Mauerecke in den unteren Stockwerken, die wir nun besichtigen wollen, als Stützmauerwerk auch für eine später hinzugefügte Kalte Herberge notwendig (B).

Abb. 1: Die zwei Hypothesen zum relativen Baualter der beiden Gebäude vor ihrer Besichtigung (Skizze).

[1] Im Moment kaum vorstellbar.

[2] Zu den Ergebnissen einer frühen archäologischen Untersuchung vgl. Albert Koch: Beiträge zur Geschichte des Schlosses Hohentübingen. In: Württ. Vierteljahreshefte zur Landesgeschichte NF VI, 1897, p. 192 ff. Zu weiteren baugeschichtlichen Hinweisen vgl. Ulla Steuernagel: Der Rittersaal wird statischer. In: Schwäbisches Tagblatt Jg. 43, Tübingen, den 11. VIII. 1987. Vgl. Vortrag von Heinz Haas anläßlich des „Tags der offenen Tür" am 2. VII. 1992 auf Schloß Hohentübingen. Vgl.

Als uns Herr Karwei die alte Holztür im Durchgang unter dem LUI aufschließt (a), liegt ein grobbehauener Aufgang vor uns, eine Treppe, der man ansieht, daß sie in heutiger Zeit nur noch selten benutzt wird.

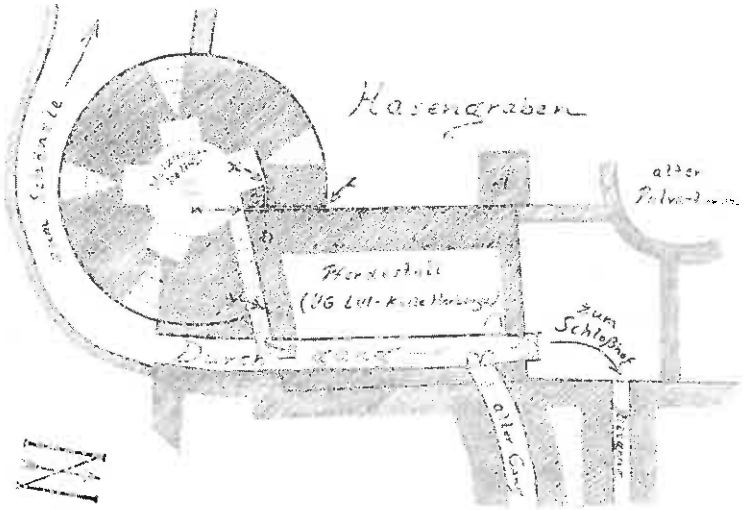


Abb. 2: Lageplan

Rohre, Kessel, Ventile, Hähne. Sie führt in einen als Heizungskeller genutzten Raum, der sich hinter den von außen gut sichtbaren Kanonenscharten befindet (die Bibliothek liegt hinter den kleinen Scharten, die früher möglicherweise als Rauchabzüge für den aufsteigenden Pulverdampf gedacht waren).

Zunächst sieht es hier so aus, als würde Möglichkeit B zutreffen, da die (innere Schale der) Außenmauer des Turms bei x durchzulaufen scheint, während die Mauer der Kalten Herberge (b, c) bei x von ersterer unterbrochen zu sein scheint. Der Blick von außen (Hasengraben) auf die Kante von Kalter Herberge

Ulrike Pfeil: Archäologie – ein Fach mit Aussicht. In: Schwäbisches Tagblatt Jg. 48, Tübingen, den 3. VII. 1992. Vgl. Universität Tübingen – Schloß Hohentübingen. Hrsg. vom Finanzministerium Baden-Württemberg Stuttgart. Tübingen 1994. Vgl. Helmuth R. Eisenbach – Manfred Hantke – Traugott Kümmerle et al.: Das Schoß Hohentübingen. Umbau und Sanierung 1970 - 1994. Sonderbeilage Schwäbisches Tagblatt Jg. 50, Tübingen, den 14. X. 1994. Vgl. Michael Weiß: Das Tübinger Schloß. Von der Kriegsfeste zum Kulturbau. Tübingen 1996. Vgl. Referat von Ulrike Schell und Margot Jäschke im Rahmen des Praktikums „Obertägige Überreste des Mittelalters als Quellen archäologischer Forschung" am 3.V. 1996 auf Schloß Hohentübingen. Vgl. Erwin Haas: Festung Hohentübingen. In: Ders.: Die sieben württembergischen Landesfestungen. Reutlingen 1996, p. 126 - 191.

und Haspelturm bei z zeigt jedoch überraschenderweise genau das Gegenteil. Die Außenmauer der Kalten Herberge läuft durch, die des Haspelturms bricht ab. (Bei y sieht es genauso aus, die Mauer der Kalten Herberge läuft durch). Die Lösung dieses etwas irritierenden Problems bot sich dann bei w an. Hier konnten wir eine Mauerfuge erkennen. Das bedeutet, daß Mauer b in der Südwestecke der Kalten Herberge, innerhalb des Haspelturms, eine zweite Mauer (c) vorgeblendet ist.

Vielleicht hilft uns ja die kleine Luke in der Mitte des Raumes, die ja offensichtlich in ein tieferes Stockwerk führt, weiter. Frau Scholkmanns Frage „Können wir da hinunter?" beantwortet Herr Karwei mit: „Ja nur, wenn sich da einer runterseilt."

Da tauchen sie wieder auf, die Legenden, die ich von Bekannten immer wieder erzählt bekommen habe, von einem finsteren Kerker, einer Haspel[3], mit der Gefangene dort hinuntergelassen wurden, von Ritzzeichnungen eben jener Gefangenen und nur wenigen, die diesen Kerker lebend wieder verlassen haben...

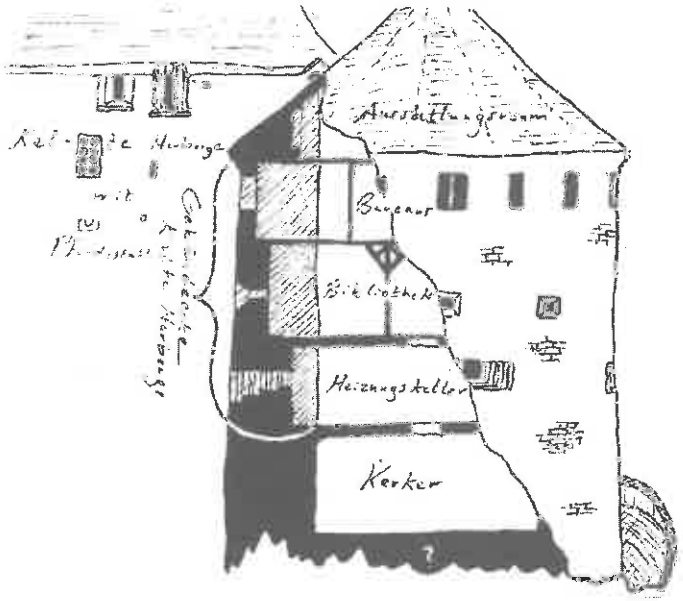


Abb. 3: Blick von Westen auf den Haspelturm (Skizze)

[3] Seilwinde mit Knoten

Die Spannung steigt. Da es keine Treppe gibt, bleibt uns nur der Blick von oben in das düstere Loch, unterstützt von einer Lampe, die Herr Karwei mitgebracht hat. Enttäuschte Gesichter. Die Frage nach dem relativen Alter der Gebäude läßt sich hier nicht klären, da der untere Raum zwar rund und tief, aber noch schmaler als der obere ist. Die Gebäudeecke der Kalten Herberge ist also nicht zu sehen. Ich möchte mir den Blick hinunter dennoch nicht entgehen lassen und leuchte hinein. Plötzlich meine ich Ritzzeichen an der Wand zu sehen, wenngleich ich sie auch nicht genau erkennen kann. In der Hoffnung, daß der Blitz heller als die Lampe ist, mache ich ein Foto. Wir verlassen den Turm wieder und wenden unser Interesse den vielen längst vergessenen Gängen zu, die vom LUI ins Schloßinnere führen. (Keine Sorge, im Fledermauskeller waren wir nicht !)

Als ich eine Woche später die entwickelten Fotos abhole, ist meine Verblüffung groß. Statt politischer Parolen, letzten Worten oder Strichlisten (wie auch, wenn es dort unten doch eh immer finster ist) sehe ich geritzte Herzchen mit Monogrammen und Jahreszahlen aus der Zeit von 1921 bis 1929.

Abb. 4: Die Ritzzeichen an der Wand des „Kerkers" im Haspelturm. Es darf mitgeraten werden.

Was hat sich an diesem düsteren und unwirtlichen Ort abgespielt ?

Nun ist nicht auszuschließen, daß einige der Zeichen (nicht bei allen ist der Sinn klar zu erkennen) älteren Ursprungs sind, die meisten stammen aber mit Sicherheit aus den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts.

Mutproben? Tête-à-têtes? Waren hier Burschenschaftler am Werk? oder Bauarbeiter?

Abb. 5: Mitglieder des Deutschen Städtetags vor Kalter Herberge und Haspelturm, 1924. (Sitzend, Mitte: Oberbürgermeister Böß, Berlin. Stehend, 5. v.r.: Carl Flammer, Großvater von Bernd Jürgen Warneken)

Der Umbau des Haspelturms fand erst zwischen 1934 und 1937 statt[4]. Es könnten sich also vorher Abenteuerlustige durch eine morsche Tür[5] oder, wenn der Körperumfang dies zuließ, mit Enterhaken über die Kanonenscharten Zugang zum späteren Heizungskeller verschafft haben.

Wieder sind neue Fragen aufgeworfen. Aber das macht die Archäologie ja auch so spannend.

---

4 Vgl. Markus Baumgart – Nina Hrubesch – Simone Langenstein – Andrea Löffler – Katrin Weber: Grundzüge der Institutsgeschichte. In: Jüngstes Gerücht. Wo bin ich ? oder: „Eine kleine Einführung in die Empirische Kulturwissenschaft am Ludwig-Uhland-Institut zu Tübingen". Wintersemester 1996/ 1997. Herausgegeben von der Fachschaft EKW an der Ernst-Bloch-Uni Tübingen. Sonderausgabe Oktober 1996. Tübingen 1996, p. 7 - 12.

5 Gottfried Korff wußte um die Existenz einer Fotografie aus den 20er Jahren , die diese These stützt. Damals war der Haspelturm ungenutzt, Fenster und Dachgauben offensichtlich unverglast.

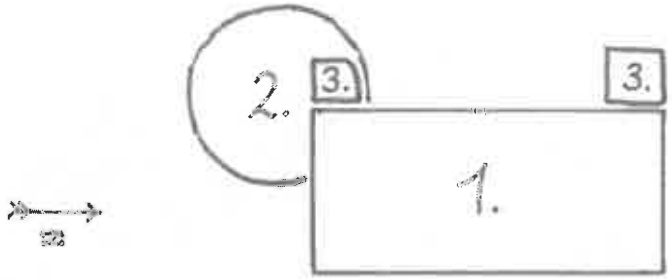


Abb. 6: These relativen Alter der Gebäude nach der Besichtigung (Skizze)

Für die Baugeschichte läßt sich mit einiger Sicherheit folgendes sagen: Wahrscheinlich ist die Kalte Herberge älter. Der Haspelturm wurde später angefügt. Aufgrund der baulichen Instabilität der Kalten Herberge wurden ihr nachträglich die Stützmauer d im Nordwesten und wohl auch die Mauer c im Südwesten, innerhalb des Haspelturms vorgeblendet.

Institutsnachrichten

Da die Besetzung der C-4-Professur am Institut (Nachfolge von Konrad Köstlin) noch immer nicht geklärt ist, werden den Institutsmitgliedern immer wieder besorgte Fragen über seinen inneren Zustand gestellt, die manchmal fast eine Kondolenzform annehmen. Bulletins von unserer Seite, daß der Patient nicht nur recht munter, sondern eigentlich gar kein Patient sei, helfen dagegen nur bedingt. Verzichten wir also auf ein (notwendig subjektives) Hologramm und beschränken wir uns auf einige harte Fakts:

In der Tat wurde die Besetzung der C-4-Stelle vom Ministerium bis auf weiteres (anno 2001?) verschoben. Zwar einigte sich die Universität mit großer Mehrheit auf eine Berufungsliste, doch der Minister folgte dem Vorschlag nicht; er berief niemand von der Dreierliste. Die Funktion des Institutsdirektors nimmt – dennoch und deshalb – weiterhin Gottfried Korff wahr. Das Institut hat somit derzeit nur drei Prüfungsberechtigte – bei ca. 550 StudentInnen wahrlich wenig. Allerdings rechnen wir fest damit, im April 1998 eine C-2-Dozentur (Laufzeit: fünf Jahre) besetzen zu können.

Die rigiden Sparmaßnahmen, die das Land Baden-Württemberg in der Hochschulpolitik praktiziert, sind der Grund auch für eine weitere Vakanz. Nicht wieder besetzt wurde nämlich die Leitung der Tübinger Arbeitsstelle „Sprache in Südwestdeutschland" (TA), nachdem Dr. Arno Ruoff im Juni 1995 in den Ruhestand ging. Dies ist nicht nur deswegen bedauerlich, weil Arno Ruoff regelmäßig in der Lehre tätig war und seine stark nachgefragten Veranstaltungen insbesondere das Projektstudium entlasteten, sondern auch, weil die 1973 dem Institut angegliederte Tübingen Arbeitsstelle eine außerordentlich erfolgreiche international anerkannte Arbeit hinter sich hat. Zahlreiche Publikationen zeugen von der produktiven und kreativen Forschungstätigkeit der TA, die zuletzt mit einer Tagung in Ellwangen zum „Alemannischen" (25.-29.9.1996) eine große öffentliche Resonanz erzielte. Arno Ruoff hat in dem gerade veröffentlichten Tagungsband die Geschichte der TA mit leicht irritiertem Blick auf die aktuelle Situation rekonstruiert und noch einmal die stolze Publikationsbilanz (40 Monographien, 123 Aufsätze) zur Kenntnis gebracht. Das Institut ist mit großer Energie darum bemüht, den Erhalt dieser Forschungseinrichtung zu sichern.

Seit Januar 1997 leider nicht mehr am Institut ist auch Privatdozentin Dr. Gisela Welz. Sie wechselte zunächst nach Frankfurt (zur Vertretung einer dort vakanten Professur) und will nun, versehen mit einem Heisenberg-Stipendium, an unser Schwesterinstitut in Berlin übersiedeln – sowohl für die Forschung wie für die Lehre am LUI ein überaus einschneidender Verlust. Welz´ überfüllte Antrittsvorlesung („Moving Targets. Mobilitätsanforderungen an die Empirische Kulturwissenschaft") am 26. Juni 1997 war zugleich Anlaß für ein Abschiedsfest.

In Richtung Europäische Ethnologie/Berlin verließ uns – zum Ende des Wintersemesters 1996/97 – auch Privatdozent Dr. Kaspar Maase, der vier Semester lang die vakante C-4-Professur am LUI vertreten hatte. Er arbeitet dort an einem DFG-Projekt zum Schmutz-und-Schund-Diskurs im deutschen Kaiserreich. Auch diesen klugen Kopf verloren wir äußerst ungern.

Gudrun König

Seit April 1997 ist die von Welz innegehabte C-1-Stelle – zunächst befristet – mit Dr. Gudrun König besetzt worden. Kurz darauf erhielt Gudrun König ein Margarete-von-Wrangell-Stipendium zuerkannt – eines der Habilitationsstipendien für Frauen, welche das Land Baden-Württemberg ausgeschrieben hatte; sie wird aber auf jeden Fall noch im Wintersemester auf der C-1-Stelle weiterarbeiten.

Auf eine C-1-(Überlast-)Stelle übergeleitet wurde im März 1997 die bisher als wissenschaftliche Angestellte am Institut tätige Ute Bechdolf, die im Februar 1997 mit einer Arbeit über „Puzzling Gender. Re- und Dekonstruktionen von Geschlechterverhältnissen im und beim Musikfernsehen" promovierte. Ute Bechdolf gehört zudem zu den Empfängerinnen des letztjährigen Landeslehrpreises, der den Veranstalterinnen einer Sommerakademie im Jahre 1996 (Thema: „Frau und Stadt: Kulturelle Räume und Geschlechterdifferenzen in der Moderne") im Mai 1997 verliehen wurde.

Ute Bechdolf

Ein anderer Promovent des Instituts wurde ebenfalls ausgezeichnet: Stefan Beck erhielt für seine mit „summa cum laude" bewertete Dissertation „Umgang mit Technik. Kulturelle Praktiken und kulturwissenschaftliche Forschungskonzepte" im Februar 1997 den Fakultätspreis der Tübinger Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaften.

Doch damit der Positiva nicht genug: Dr. Sabine Kienitz hat ein Habilitationsstipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft erhalten, das sie ab 1. 10. 1997 wahrnehmen wird. Damit verläßt sie die von ihr zuletzt innegehabte Angestelltenstelle, nicht aber den Lehrendenkreis des Instituts, in dem sie auch künftig ihren Arbeitsplatz hat.

Ihre (halbe) Stelle übernimmt im WS 1997/98 Dr. Friedemann Schmoll, der schon seit Februar 1997 zum Lehrpersonal gehört.

Als Mitarbeiterinnen eines Drittmittelprojekts zogen im Frühjahr 1997 Christiane Pyka und Franziska Roller in den Haspelturm ein. Das vom Wissenschaftsministerium des Landes aus Frauenfördermitteln finanzierte, von Bernd Jürgen Warneken geleitete Projekt befaßt sich mit „Mobilität und Orientierung von Frauen aus dem ländlichen und städtischen Raum." Wie sein Vorläuferprojekt „Frauen im öffentlichen Stadtraum", das im Herbst 1996 abgeschlossen wurde, wird auch dies Projekt in Kooperation mit GeographInnen der Universität Heidelberg (Leitung: Prof. Dr. Hans Gebhardt) durchgeführt.

Ebenfalls abgeschlossen wurde im Frühjahr 1997 das DFG-Projekt „Orientierungs- und Anpassungsprozesse ostdeutscher ArbeiternehmerInnen", an dem von LUI-Seite Dr. Klaus Schönberger und von Soziologie-Seite Dr. Werner Schmidt mitarbeiteten. (Leitung: Prof. Dr. Christoph Deutschmann und Bernd Jürgen Warneken.) Neu bewilligt wurde im Sommer 1997 ein zweijähriges DFG-Projekt über „Internetgruppen", das wiederum Klaus Schönberger durchführen wird (Leitung: Warneken).

Am 17. April, kurz vor der Einweihung der neuen Räume des alterstumswissenschaftlichen Schloßmuseums, wurde im Haspelturm die Ausstellung „Schwabenbilder" eröffnet. Die gutbesuchte Ausstellung und der oftgekaufte Katalog waren das Werk einer Projektgruppe unter der Leitung von Utz Jeggle.

Fast so lang zurück wie das letzte Ko´blatt liegt die „Szenische Wanderung" zum 70. Geburtstag von Hermann Bausinger, die am 19. Oktober 1996 an die 150 GratulantInnen vom LUI über den Spitzberg in einen Wurmlinger Festsaal führte. Der Bismarckturm wurde bei dieser Gelegenheit endlich in Hermannsturm umgetauft.

Nach all den Rückblicken ein Ausblick – vom Haspel- auf einen andern Turm: Wahrscheinlich Anfang Oktober 1997 wird das LUI zusätzliche Räume im Fünfeckturm des Tübinger Schlosses beziehen können. Das heißt u.a., daß sowohl Utz Jeggle als auch Ute Bechdolf künftig eher dort als im „Stammhaus" zu finden sein werden.

BJW

Aus dem Verein

Nachdem der langjährige Vereinsvorsitzende Dr. Hubert Locher aus Altersgründen nicht mehr kandidierte und mit großem Dank für seine Hilfe verabschiedet worden war, schritt die MV im Oktober 1996 zur Neuwahl: Einmütig zum neuen Vorsitzenden gewählt wurde dabei Dr. Wolfgang Müller, gebürtiger Tübinger, seit langen Jahren Lektor des Rowohlt-Verlags (u.a. betreute er die Festschrift für Hermann Bausinger). Der Verein hat sich damit einen überaus kompetenten Kopf gesichert.

Dr. Wolfgang Müller

1996 konnten folgende Titel veröffentlicht werden: In der Reihe Untersuchungen sind als Band 84 und 85 die Dissertationen von *Helga Merkel (Die Daimler-Familie Sindelfingen: Zur Wahrnehmung des soziokulturellen Wandels in einer Industriestadt)* und *Hans-Joachim Althaus (Auslandsleute: Westdeutsche Reiseerzählungen über Ostdeutschland)* erschienen. In der Reihe Studien und Materialien haben sich die mit Band 15 eingeführten Schutzumschläge, die den Büchern ein zudem sehr ansprechendes Äußeres verleihen, sehr bewährt. Die Neuerscheinungen dieser Reihe sind der Projektband *Einkaufen: Ethnographische Skizzen; Konsumkulturen in der Region Tübingen* = Band 16 und die Magisterarbeit von *Hardy Kromer (Adressat Gott* = Band 17).

Auch für 1997 stehen interessante Veröffentlichungen an: Die Reihe Untersuchungen wird mit den Dissertationen von *Martina Schröder (Freilichtmuseen in Baden-Württemberg)* und *Uwe Degreif (Skulpturen und Skandale – Kunstkonflikte in Baden-Württemberg)* weitergeführt. Die Leserrezepion der Arbeit von *Elisabeth Timm (Reaktionen auf die Reutlinger Geiselerschießung 1945* = Band 18 der Reihe Studien und Materialien) hat jetzt schon unsere Erwartungen übertroffen. Einen Erfolg konnte bislang auch der Begleitband zu der von 26. April bis 8. Juni 1997 dauernden Ausstellung „Schwabenbilder" verbuchen.

Die Einnahmen aus den Buchverkäufen haben sich nach etwas schleppendem Beginn doch noch stabilisiert und konnten das Niveau des Vorjahres in etwa erreichen. Die genaue Jahresbilanz kann bei der TVV angefordert werden.

Nach dem großen Erfolg von vor vier Jahren planen wir für 1997 wieder einen Sonderverkauf. Wir hoffen, daß möglichst viele von diesem einmalig günstigen Angebot Gebrauch machen werden. Genaue Hinweise, Prospekte und Bestellunterlagen werden rechtzeitig verschickt werden.

Im neuen Jahr konnten wir im bewährten Team die anstehenden Arbeiten bewältigen: Uli Eder, Ute Holfelder und Steffen Rompel sind für Buchbearbeitung, Layout und EDV-Betreuung zuständig; Nicole Deisenberger, Corinna Schwenger und Kerstin Hopfensitz erledigen gewohnt souverän die Mitgliederverwaltung, den Buchversand und die Finanz- und Steuerfragen.

Seit Sommer 1996 haben sich die Telefonnummern geändert. Wir sind nun folgendermaßen erreichbar: 07071/297<u>4</u>4971 oder 07071/297<u>5</u>5449! Die Fax-Nummer jedoch bleibt unverändert 07071/295330.

Elke Bidell

Lehrprogramm im Wintersemester 1997/98

Vorlesung

Einführung in die Empirische Kulturwissenschaft: 2 st.,
Do 11-13 (Hörsaal Neue Aula) *Korff*

Grundstudium

Grundzüge historisch-sozialwissenschaftlichen Argumentierens:
Der Brief als Kommunikationsmittel: 2 st., Di 9-11 *Jeggle*

Grundzüge historisch-sozialwissenschaftlichen Argumentierens:
Ekel und Tabu im Eßverhalten. Aspekte der Nahrungsethnologie:
2 st., Mi 9-11 *Schmoll*

Techniken wissenschaftlichen Arbeitens: 2 st., Fr 11-13 *Nestle*

Empirische Verfahren: Das qualitative Interview, 2 st., Mi 16-18 *Fliege*

Kulturtheorien: 2 st., Do 14-16 *Warneken*

Kulturtheorien: 2 st., Di 14-16 *Schmoll*

Zur Spezifik ethnographischer Kulturforschung: 2 st., Mi 14-16 *Warneken*

Visual Anthropology und Ikonographie: 2 st., Mo 14-16 *Hägele*

Hauptstudium

Schlafen: 2 st., Mi 18-20 *Jeggle*

Ritualmord- und Blutschuldlegende: 2 st., Mi 11-13 *Jeggle*

Nachkriegskulturen: Funktionen und Figuren: 2 st., Di 16-18 *Korff*

Kolloquium „Krieg und Kriegserfahrungen": 2 st., n.V. *Korff*

Synagogale Volkskultur im Wandel der Zeiten: 2 st., Di 11-13 *Berger*

Überblick über aktuelle Diskussionen in der feministischen Theorie: 2 st., Kompaktveranstaltung. Beginn: Fr 24.10., 14-18; ferner: 13./14.12; 24./25.1.1998 von 10-13 und 15-18 *Maihofer*

Stillgestellte Zeit - zuviel Heimat. Fotografie für die Volks-Kunde (Projekt I): 4 st., Mo 16-20 *König*

Tanzen (Projekt II): 4 st., Mo 14-18 *Bechdolf*

Wissenschaft als Kultur (Projekt III): 4 st., Di 14-18 *Warneken*

Kolloquien

Magisterkolloquium: 2 st., Do 16-18 *Alle Lehrenden*

Institutskolloquium: Forschungsfelder der Tübinger Empirischen Kulturwissenschaft: 2 st., Do 18-20 *Alle Lehrenden*

Doktorandenkolloquium: 2 st., kompakt vom 30.1.-1.2.98 in Inzigkofen *Alle Lehrenden*

Supervision für eigene Feldforschungen:
2 st., Fr 14-18 (14-tägig) *Wittel*

Kulturanalyse. Lektüre und Übungen: 2 st., Do 14-16 *Warneken*

Stillgestellte Zeit. Fotografie für die Volkskunde
(Projekt III): 4 st., Mo 14-18 *König*

Kleine Gipse (Projekt II): 4 st., Di 16-20 *Korff*

Erinnerungen an die Juden in Haigerloch (Projekt I):
4 st., Di 16-20 *Jeggle*

Kolloquien

Magisterkolloquium: 2 st., Do 16-18 *Alle Lehrenden*

Institutskolloquium: 2 st., Do 18-20 *Alle Lehrenden*

Doktorandenkolloquium; 2 st., kompakt nach Vereinbarung *Alle Lehrenden*

TÜBINGER KORRESPONDENZBLATT

Herausgegeben im Auftrag der
Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V.

Nr. 49 Mai 1998

**Exkursionsgruppe „Wolfsburg/Eisenhüttenstadt"
im ehemaligen „Eisenhüttenkombinat Ost"**

Holprige Wege von EKWlerInnen ins Berufsleben, studentische Erkundungen im Oderhochwasser sowie in ost- und westdeutschen Industriestädten, Winterliches zum Sommersemester und etliche erfreuliche Neuigkeiten aus dem Institut und aus der TVV – all dies im neuen Ko-Blatt!

Inhalt

Claudia Leinauer, Friedemann Schmoll:
Kaum kalkulierbar 3

Seminargruppe „Wolfsburg/Eisenhüttenstadt": Planstadt-Lehrfahrt.
Notizen zur Exkursion vom 14. bis 19. Juli 1997 14

Gudrun Silberzahn-Jandt:
Von der Wärme und dem „Sich-Erkälten" 40

Institutsnachrichten 45

Aus dem Verein 47

Lehrprogramm 49

Redaktion: Friedemann Schmoll, Andreas Vogt
Satz und Layout: Annukka Stratmann, Rainer Höll
Druck: Gulde-Druck Tübingen

Claudia Leinauer, Friedemann Schmoll

Kaum kalkulierbar

In einer Umfrage wurden 160 Wege von EKW-AbsolventInnen ins kulturwissenschaftliche Berufsleben ermittelt

„Der EKW sind keine festen Berufsbilder im Sinne einer klar vorgezeichneten Laufbahn zugeordnet."[1] Der Studienplan von 1973 mag in allerlei Hinsicht nicht mehr gegenwärtigen Studien- und Berufsrealitäten entsprechen – diese Beschreibung der beruflichen Perspektiven von EKW-AbsolventInnen allerdings trifft heute mehr denn je zu: Von examinierten EKWlerInnen wird ein hohes Maß an Anpassungsbereitschaft und Flexibilität verlangt, um sich eine berufliche Nische zu sichern. Wer das EKW-Studium mit der Lektüre des Studienplans beginnt, erfährt dort von relativ eingeschränkten beruflichen Möglichkeiten:

> „Im wesentlichen handelt es sich – abgesehen von Tätigkeiten im Bereich der Forschung – um drei Felder:
> 1. Journalistische Berufe und Tätigkeiten im Verlags- und Büchereiwesen;
> 2. Berufe kommunaler (oder auch regionaler) Planung und Kulturpraxis (einschließlich Erwachsenenbildung und Museumswesen);
> 3. sozialpraktische Berufe (vor allem im Freizeitbereich)."[2]

Mittlerweile freilich hat sich einiges verändert. Die angestammten Arbeitsfelder im Kulturbereich, für die die EKW lange ausbildete, liegen nach dem Museums- und Kulturboom der 1980er Jahre nun weithin brach. Andererseits eröffneten Neubestimmungen und Neuakzentuierungen des gesellschaftlichen Stellenwerts von Kultur auch neue berufliche Orientierungsmöglichkeiten. Grund genug also, einmal nachzuhaken, was aus EKWlerInnen eigentlich wird, wenn sie dem Haspelturm den Rücken kehren und eine Inventur in Form einer Umfrage vorzunehmen: 26,9% der LUI-AbsolventInnen arbeiten demnach nach ihrem Studienabschluß im Museums- und Ausstellungsbereich, 17,5% verdingen sich bei Radio, TV oder bei Zeitungen, 11,9% landen im Wissenschaftsbetrieb, fast ebensoviel wählen Kulturarbeit und Kulturpolitik als Möglichkeit des Broterwerbs und 5% wälzen gegen Bezahlung Akten in Archiven. Aus einer anderen Perspektive nehmen sich Berufsbiographien von EKWlerInnen so aus: Fast ein Drittel steuert in die

[1] Studienplan für das Fach Empirische Kulturwissenschaft (Universität Tübingen), Tübingen 1973, S. 5.
[2] Ebd.

Freiberuflichkeit, 32,5% will die beruflichen Möglichkeiten durch Promotion verbessern, 11,9% wurde die Bindung an den Arbeitsmarkt via Arbeitsbeschaffungsmaßnahme ermöglicht. Fast ein Fünftel der ausgebildeten KulturwissenschaftlerInnen orientiert sich nach dem Studium neu oder zurück und endet in völlig fachfremden Berufsfeldern bzw. im vormals erlernten Beruf.

Rosiges Zahlenwerk also, das da erhoben wurde? Auf den ersten Blick steht das vielfach grassierende Vorurteil der Brotlosigkeit des Studienfachs EKW tatsächlich in grobem Kontrast zu den vorhandenen Möglichkeiten, die sich seinen AbsolventInnen eröffnen. Auch auf den zweiten Blick stimmt das Image eines berufsfernen Neigungsstudiums keinesfalls. Allerdings, wenn diese Daten auch nicht lügen, sie trügen allemal: Zu erkennen ist in diesen Statistiken nicht, wie steinig die Wege in mögliche Berufsfelder sind, wie lange sie beschritten werden müssen und welche Unwägbarkeiten die AbsolventInnen erwarten. Ob die Freiberuflichkeit freiwillig gewählt und professionell gelebt oder ob sie reale Arbeitslosigkeit notdürftig kaschiert, wird daraus nicht ersichtlich. Wie rund dreißig EKW-MagisterInnen pro anno auf die strukturellen Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt Kultur reagieren und mit welchen Strategien der Berufsfindung geantwortet wird, kann erst recht nicht herausgelesen werden. Eine alte EKW-Weisheit: Der Tatsachenblick verbarrikadiert die Sicht auf die wirklichen (Arbeits-)Verhältnisse und blendet verborgene Realitäten aus, wenn nicht mitgefragt wird, wie die BerufseinsteigerInnen subjektiv die Situation auf einem sich verändernden Arbeitsmarkt erleben, welche Gegenstrategien zum Kultur-Abbau entwickelt werden und welche Anpassungsleistungen erbracht werden müssen.

Die Tübinger Verbleibstudie: 160 Wege in Kulturberufe

Eine Erkundung der beruflichen Werdegänge der AbsolventInnen-Jahrgänge 1989 bis 1995, die wir im ersten Halbjahr 1997 unternommen haben, sollte zunächst schlicht quantitative Informationen über den Verbleib ehemaliger LUI-Studierender einholen. Qualitative Fragen mußten weitgehend außen vorbleiben oder sie wurden nur in Einzelfällen intensiver verfolgt, sollen aber an dieser Stelle mitdiskutiert werden. Die EKW, wie eingangs betont, ist ein Studienfach mit breitgefächerter Qualifikation, aber ohne klar umrissenes Berufsbild. Die Zahl fester Stellen in klassischen volkskundlichen und kulturwissenschaftlichen Arbeitsfeldern – etwa im Museumswesen – nimmt sich nachgeradezu als vernachlässigende Größe im Vergleich zur Anzahl der jährlichen AbsolventInnen aus. Wir wollten deshalb endlich einmal nicht nur nach beruflichen Wünschen und Erwartungen fragen[3], sondern auch nach neuen Arbeitsfeldern, neuen Arbeitsformen und

[3] Zu den Berufszielen der LUI-Studierenden vgl. Baumgart, Markus: Studierende evaluieren das LUI. Ergebnisse einer Umfrage, in: Tübinger Korrespondenzblatt, Nr. 48, September 1997, S. 42. Zu den Trendberufen zählen danach Tätigkeiten in der Kulturarbeit im allgemeinen mit 46%, es folgt mit 38,2% das Museums- und Ausstellungswesen, 33,3% zieht es in Verlage, Medienberufe

nach neuen Wegen in den Beruf. Daß dies derzeit ein dringendes Anliegen innerhalb des Faches ist, zeigen ähnliche Studien, die in jüngster Zeit an anderen Instituten durchgeführt wurden.[4] Im Rahmen einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme will derzeit außerdem eine umfangreiche und repräsentative Verbleibstudie der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde das Spektrum fachspezifischer Berufswege und -verläufe eruieren.[5] Dabei sollen rund 880 ehemalige Studierende der Volkskundeinstitute Kiel, Münster, Göttingen, Marburg, Würzburg und München befragt werden.[6]

In der beruflichen Selbst-Erkundung des LUI wurde von uns nach insgesamt 197 AbsolventInnen der Jahrgänge 1989 bis 1995 gefahndet – 61 oder ca. 30% davon sind männlich, 136 oder ca. 70% weiblich. Von 37 Ex-KommilitonInnen waren keine beruflichen Spuren zu ermitteln, so daß Angaben über die berufliche Situation von insgesamt 160 EKWlerInnen (davon 104 oder 65% Frauen und 56 oder 35% Männer) gemacht werden können.[7] Die unstrukturierten Recherchen verliefen in etwa so: Nach der Sammlung erster Adressen setzten wir uns ans Telefon und fragten zunächst einfach ins berufliche Blaue. Die Reaktionen darauf waren zwiespältig: Während einzelne KollegInnen Auskünfte aus welchen Gründen auch immer rundweg ablehnten, waren beim Gros sowohl Mitteilungsbereitschaft wie

werden von 27,5% (Fernsehen/Radio) bzw. 28,4% (Presse) angestrebt, 20,6 träumen von einem Dasein in der Wissenschaft oder an der Uni, 12,7% der Befragten wollen in den Tourismusbereich und 10,8% der LUI-AbsolventInnen würden gerne im Archiv arbeiten. Interessant dabei sind nicht nur Geschlechterdifferenzen, sondern auch die Unterschiede zwischen hohen und niederen Semestern, die in jedem Fall auf Neu- und Umorientierungen (ob innerhalb des Studiums oder zwischen den Generationen bleibt offen) schließen lassen.

[4] Vgl. etwa Friedreich, Sigrid Anna u. Hennes, Heike: Tätigkeiten und Erfahrungen von Volkskundler/innen im Berufsfeld oder: Wie aus einer Studie ein Pretest wurde: Der Fragebogen der Fachgruppe Volkskunde in Göttingen, in: Volkskunde in Niedersachsen 12:1 (1995), S. 4-25. Keß, Bettina: Würzburger Volkskunde-AbsolventInnen zwischen 1975 und 1995 in Studium und Beruf, Würzburg 1996 (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte 61). Eine Zusammenfassung dieser Arbeit in Keß, Bettina: Würzburger Volkskunde-AbsolventInnen in Studium und Beruf, in: Bayerische Blätter für Volkskunde, Jg. 24 (1997), Heft 1, S. 54-58. Für österreichische Verhältnisse vgl. Karoline Gindl u. Wolfgang Wehap: Zwischen Job und Hobby – Volkskundliche Tätigkeiten im Lichte einer AbsolventInnenbefragung, in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. LI/100 (1997), S. 239-248.

[5] Vgl. Meesenburg, Jens: Von der Altenkulturarbeiterin zum Zeitungsredakteur. Auf der Spur von Volkskundlerinnen und Volkskundlern im Beruf, in: dgv informationen, Folge 106, Heft 3, August 1997.

[6] Es muß angefragt werden, ob die Auswahl dieser Institute glücklich ist, da es sich weitgehend um solche Institute handelt, die zumindest nominell einem klassischen volkskundlichen Fachprofil zugeordnet werden können. Universitätsinstitute, die unter anderen Namen firmieren und mit ihren fachlichen Akzenten möglicherweise andere Berufswege ermöglichen (z.B. Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie, Empirische Kulturwissenschaft etc.) bleiben in der Studie – aus welchen Gründen auch immer – außen vor.

[7] Da sich insbesondere freiberuflich tätige EKWlerInnen oft in unterschiedlichen Arbeitsfeldern gleichzeitig verdingen und die beruflichen Orientierungen selten linear verlaufen, kam es häufig zu Mehrfachzuordnungen, so daß die Summe der Anteile die Hundert-Prozent-Marke überschreiten kann.

auch Neugier auf bereits erhobene Gesamttrends groß. Mit manchen entwickelten sich regelrechte qualitative Interviews: Wie gestalteten sich die jeweiligen Werdegänge nach dem Studienabschluß? Gab es Orientierungsmöglichkeiten über Praktika oder Hilfestellungen durch Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen? Wurden daraus gar feste Stellen? Verlief der Weg in den derzeit ausgeübten Beruf geradlinig oder im Zick-Zack-Kurs? Ist die Freiberuflichkeit tatsächlich freiwillig oder von der Situation auf dem Arbeitsmarkt aufgezwungen? Wie lange waren die beruflichen Unterbrechungen durch Arbeitslosigkeit?

Der Haken dabei: Die Erhebungsbedingungen (Zeitrahmen, Anonymität der Fragesituation u.a.) ließen keine lückenlose Erfassung der beruflichen Biographien zu; ermittelt wurde in den meisten Fällen nur der Jetztzustand, nicht aber vormalige berufliche Aktivitäten bzw. zurückliegende Arbeitslosigkeiten. In zahlreichen Fällen erhielten wir nur vage Informationen über Gewährspersonen. Dies wiederum hieß, daß in vielerlei Fragerichtungen (z.B. Einkommensbedingungen, Dauer einzelner Arbeitsverhältnisse, Dauer von Arbeitslosigkeiten u.a.) allenfalls Stichproben vorgenommen werden konnten, aber keine Systematisierungs- oder Standardisierungsmöglichkeiten bestanden. So kann nun die Länge beruflicher Unterbrechungen durch Arbeitslosigkeiten nicht exakt festgemacht werden. Es ist aufgrund der intensiven Kontakte zwischen dem LUI und Einrichtungen, in denen AbsolventInnen arbeiten, zudem davon auszugehen, daß unter den 37 Personen (18,8%) der Befragten, von denen keine Angaben in Erfahrung gebracht werden konnten, ein Großteil der Rubrik fachfremde Berufe und Arbeitslosigkeit zuzuordnen ist. Insgesamt also können wir durch diese Erhebung verläßliche Eindrücke und Trends vermitteln, ohne daß diese freilich immer quantifizierbar wären.

Unfreiwillig freiberuflich? Über ein Drittel existiert in Selbständigkeit

In einem Beitrag für die Tübinger Universitätszeitschrift „attempto!" kontrastierte der Historiker Prof. Dieter Langewiesche jüngst angeblich miserable Ausbildungsverhältnisse an den Universitäten und desolate Berufsperspektiven von GeisteswissenschaftlerInnen mit einer erfrischend optimistischen Bilanz. Kaum eine gesellschaftliche Gruppe sei ähnlich erfolgreich gewesen wie die GeisteswissenschaftlerInnen (und wir erlauben uns, dies auch für Sozial- und Kulturwissenschaften zu beanspruchen), sich nach dem Zusammenbruch ihres angestammten Arbeitsmarktes aktiv neue Betätigungsfelder anzueignen und neue Arbeitsformen auszubilden: „Sie erschlossen sich vielmehr neue Berufsfelder, nicht selten schlechter bezahlt als die alten. Sie taten und tun dies individuell und geräuschlos. Deshalb bemerkt es unsere Gesellschaft nicht, die nur denen zuhört, die laut auftrumpfen. Geisteswissenschaftler, das zeigen alle Untersuchungen, haben den Zusammenbruch ihres größten Berufsmarktes erfolgreich gemeistert – ohne jede staatliche Hilfe. Welche Bevölkerungsgruppe kann dies in gleicher Weise von sich sagen?"[8]

Der zufrieden-swingende Duktus von Langewiesches Einschätzung mag angebracht sein, da Geistes- und SozialwissenschaftlerInnen zu Zeiten, in denen der gesellschaftliche Nutzen ihrer Profession beständig in Zweifel gezogen wird, ihre Vitalität nicht eben offensiv zu Markte tragen. Allerdings: Ganz so problemlos, wie Langewiesches Einschätzung dies suggeriert, gestaltet sich die Anpassung an veränderte Arbeitsmarktsituationen dann doch wieder nicht. Es mag zwar, mit eingegrenztem Blick auf die EKWlerInnen, richtig sein, daß 31,9% der AbsolventInnen (davon 57,4% weiblich und 42,6% männlich) aufgrund ihrer freiberuflichen Existenzform nicht in den Arbeitslosenstatistiken erscheint. Oftmals jedoch arbeiten die EKWlerInnen so unregelmäßig und unter miserablen Arbeitsbedingungen (wenig Aufträge, schlechte Einkommen), daß es sich bei den beruflichen Tätigkeiten eher um verschleierte Arbeitslosigkeit als um die Erfüllung beruflicher Träume in der Selbständigkeit handelt.

Eine Arbeitsgruppe freiberuflicher Volkskundlerinnen und Volkskundler, die sich 1995 in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde konstituierte, legte bislang keine konkrete Erhebung über die Einkommensverhältnisse ihrer Betroffenengruppe vor. Auch wir konnten aufgrund der oberflächlichen Befragungssituation nicht verbindlich in diese Richtung recherchieren; hier wäre ein standardisierter Fragebogen vonnöten gewesen. Sicher jedoch ist, daß die Einkommenssituation von FreiberuflerInnen, entgegen Langewiesches Vermutung, keinesfalls mit festen Anstellungsverhältnissen vergleichbar ist. „Unsere Arbeit wird zur Zeit erschreckend schlecht bezahlt."[9] Diese Einschätzung der freiberuflichen VolkskundlerInnen, die in einem Statement der Arbeitsgruppe erschien, wurde mit folgenden Zahlen untermauert: Wie ein Vernetzungstreffen 1995 ergeben habe, lägen durchschnittliche Stundensätze bei 35 bis 45 DM brutto pro Arbeitsstunde.[10] Um jedoch BAT-vergleichbare Gehälter zu erzielen (inklusive sozialer Absicherung wie Renten-, Arbeitslosen-, Unfall- und Krankenversicherung, Urlaubstage usw.) wären Tagessätze von ca. 800 bis 1200 DM notwendig. Davon sind freiberufliche EKWlerInnen weit entfernt. Sehr weit.

Selbst bei Bezahlung der oben genannten Stundensätze von 35 bis 45 DM, die in der kulturwissenschaftlichen Arbeitswirklichkeit häufig und tief unterschritten

---

[8] Langewiesche, Dieter: Qualität durch Freiheit. Zur Erfolgsgeschichte der deutschen Universität, in: attempto!, Oktober 1997, S. 6. Unter dem angestammten Berufsmarkt versteht Langewiesche bei den Geisteswissenschaften das Lehramt.

[9] Statement freiberuflich arbeitender Volkskundler/innen, in: dgv informationen, Folge 104, Heft 4, Dezember 1995, S. 19.

[10] Hierbei wurde jedoch nicht differenziert, ob die Honorare pauschal oder in Stundensätzen ausbezahlt wurden. Es ist davon auszugehen, daß sich bei pauschalen Vergütungen für einzelne Aufträge wesentlich niedrigere Stundensätze errechnen.

werden,[11] ist ein regelmäßiges Einkommen noch lange nicht gewährleistet. Den wenigsten freiberuflichen EKWlerInnen gelingt es, durch kontinuierliche Aufträge ihre potentiellen Arbeitskapazitäten voll auszulasten. Zwischen unterschiedlichen Arbeitsphasen liegen insbesondere in der beruflichen Einstiegsphase oft längere Unterbrechungszeiten, also reale Arbeitslosigkeit. In summa ergeben die einzelnen Honorartätigkeiten in den wenigsten der von uns ermittelten Fälle eine hundertprozentige Berufstätigkeit, so daß logischerweise auch keine auf Dauer befriedigenden Einkommen erzielt werden können.

EKWlerInnen sind oft DauerberufseinsteigerInnen

Damit ergeben sich Berufsbiographien, die kaum auf mittel- oder längerfristige Perspektiven hin geplant und gesteuert werden können. Notwendigerweise verläuft der Einstieg ins Berufsleben über unterschiedliche, bisweilen konkurrierende Orientierungen; gleichzeitiges Engagement in mehreren Berufsfeldern ist oftmals nötig, um die materielle Existenz zu sichern. Dies wiederum verhindert einen auf Dauer angelegten Kompetenzerwerb in speziellen Bereichen und macht häufig aus EKWlerInnen Dauer-BerufseinsteigerInnen und Patch-Worker, die sich immer wieder aufs Neue in neue Arbeitsfelder einarbeiten – dilettierende Generalisten sozusagen, die überall einsetzbar, aber auch überall austauschbar sind. Sie sind gleichzeitig im Ausstellungswesen, mitunter im Journalismus und obendrein in der Erwachsenenbildung tätig und absolvieren nebenher oder zwischendurch auch noch berufsqualifizierende Praktika. Zuweilen werden die freien Tätigkeiten durch ein Jahr auf einer ABM-Stelle oder längerfristige Zeitverträge unterbrochen, bevor die Leute dann wieder in die Unüberschaubarkeit kurzfristiger und kleinerer Aufträge entlassen werden. Keine Einzelfälle sind Leute, die Berufskapital aus gänzlich unterschiedlichen Studien-Standbeinen schlagen und etwa gleichzeitig auf pädagogischem und kulturwissenschaftlichem Terrain tätig sein müssen. Andere verdingen sich gleichzeitig als Journalistin und Akrobatiklehrerin, freie Autorin und Sekretärin, Kleinverleger und Krankenpfleger oder Computerhändler, Werbetexter und Kulturwissenschaftler.

Unabhängig von der Notwendigkeit, ohnehin Geld verdienen zu müssen, sind Werkverträge und Honorartätigkeiten für EKWlerInnen mit Kindern eine Möglichkeit, Anbindung an Arbeitsmärkte zu halten. Von den insgesamt 51 Freiberuflichen gab es immerhin 9 (17,6%), die gleichzeitig in Familie und Beruf machen – davon acht Frauen und ein Mann.

So viel ist beim Thema Freiberuflichkeit also sicher: Nur in Ausnahmefällen handelt es sich um eine selbstgewählte Freiberuflichkeit. Freiberuflichkeit, so der

[11] Aufschlußreich wäre endlich einmal die verläßliche Ermittlung von Einkommen durch Werkverträge. Die Horrorzahlen von einem Stundenlohn unter fünf Mark, die sich aus Gesamtaufträgen und dafür geleisteter Arbeitszeit errechnen, sind sicherlich die Ausnahme und nicht die Regel, werden aber wesentlich häufiger genannt als Ausbrecher auf der Sonnenseite der Honorarskala – was ganz sicher nicht (nur) durch Diskretion im Geschäft zu erklären ist.

Tenor der intensiver geführten Einzelgespräche, wird dagegen beim Gros als Notlösung und Ersatz für feste Stellen empfunden, nicht aber als frei gewählte Existenzform. Aus diesem Grund fehlt denn auch meist die Bereitschaft zur Professionalisierung in der Selbständigkeit. Rar sind jene, die tatsächlich private Ausstellungs- oder Pressebüros u.a. einrichten oder offensiv ihre kulturwissenschaftliche Kompetenz mit konkreten Angeboten auf die Arbeitsmärkte tragen. Nur 9,8% der freiberuflich Tätigen (ausnahmslos Männer) investierten durch Einrichtung z.B. von Ausstellungsbüros oder durch die Institutionalisierung von spezifischen Rechtsformen in eine Infrastruktur, die auf Dauer Selbständigkeit trägt. Für die Mehrheit aber bleibt Freiberuflichkeit ein Zustand, der als aufgezwungen erfahren und nur so lange gelebt wird, bis sich feste Anstellungsverhältnisse auftun.

Promotion und ABM: Warteschleifen oder Weiterqualifikation?

Für ältere Jahrgänge bestand noch eher die Möglichkeit, über Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen drohende Arbeitslosigkeiten entweder zu überbrücken oder tatsächlich den Einstieg in den Arbeitsmarkt zu schaffen. Da die Finanzierung von ABM-Stellen künftig immer unsicherer wird, wird auch die berufliche Integration von EKWlerInnen schwieriger. Bedauerlich, denn: Immerhin 19 EKW-AbsolventInnen (neun Männer, zehn Frauen) hatten ein- oder mehrjährige ABM-Stellen; in drei Fällen konnten diese auch in feste Anstellungsverhältnisse umgewandelt werden. Nicht quantifizierbar ist an dieser Stelle die Gruppe der ABMlerInnen, die sich durch diese Förderung seitens des Arbeitsamts solche Qualifikationen aneignen konnten, die ihnen nachher leichter zu Jobs verhalfen. Der Wegfall von ABM-Stellen ist umso gravierender, als daß sich der berufliche Einstieg und die Orientierungsphase nach dem Studium ohnehin immer länger gestalten. Durch die Verkürzung der Studienzeiten werden tendenziell Praktika, die einst eher während des Studiums gemacht wurden, künftig verstärkt nach dem Erwerb des Abschlusses absolviert. Somit könnte es sich umgekehrt bei Studienverkürzungen nur um scheinbare handeln, da Berufsorientierungen nach Studienschluß umso nötiger werden.

Von 52 AbsolventInnen (= 32,5% der Befragten), die ihre Berufschance durch eine Promotion erhöhen wollen bzw. erhöhen wollten, waren 20 (= 38,5% der DoktorandInnen) zugleich beruflich und für ihre wissenschaftliche Qualifikation tätig. Allerdings ist diese hohe Zahl auch darauf zurückzuführen, daß sich ein Teil der Befragten aufgrund unsicherer Arbeitsmöglichkeiten sowohl in einer beruflichen als auch in einer wissenschaftlichen Orientierungsphase befand. Die Promotion war also bisweilen nicht primärer Wunsch, sondern erschien als Alternative, sich weiterzuqualifizieren, da der Arbeitsmarkt momentan keine adäquaten Perspektiven eröffnete. 32 der DoktorandInnen (61,5%) konnten sich über Stipendien oder feste Arbeitsverhältnisse im Wissenschaftsbetrieb vorwiegend auf

ihre Promotion konzentrieren. Von den 52 DoktorandInnen waren übrigens 33 Frauen (63,4%) und 19 Männer (36,6%).[12]

In der oben angeführten Würzburger Verbleibstudie erachtete ein hoher Prozentsatz der Befragten die Promotion als unabdingbare Qualifikation, um in klassischen kulturwissenschaftlichen Arbeitsfeldern unterkommen zu können: „64% der Würzburger Volkskunde-AbsolventInnen halten die Promotion für nötig, um eine ausbildungsadäquate Stelle zu erhalten."[13] Die Vorstellung, ohne Promotion kaum mit Chancen für das Berufsfeld Kultur ausgestattet zu sein, entspricht derzeit wohl dem allgemeinen Meinungsbild. Tatsächlich ist die Promotion mittlerweile auch für Volontariate an vielen Museen Voraussetzung. Allerdings gibt es umgekehrt auch Tätigkeitsbereiche, in denen sich die Promotion eher nicht qualifizierend auswirkt, bisweilen sogar hinderlich sein kann. Zu nennen wäre etwa der Mediensektor, der sicherlich differenziert betrachtet werden müßte: Das Gros der im Journalismus arbeitenden EKWlerInnen landet bei Lokalzeitungen oder beim Rundfunk und arbeitet dort nicht zwangsläufig in fachspezifischen Redaktionen.[14] Auf diesem Terrain könnte eine Promotion durchaus auch eine Karrierebarriere darstellen, da sie im journalistischen Ausbildungsweg nicht vorgesehen ist und das Einstiegsalter in den journalistischen Beruf durch Promotion erhöht wird. Zudem sind im Mediensektor wie etwa auch in Verwaltungen und anderswo immer wieder Milieus anzutreffen, in denen akademischer Neid ausgeprägt kultiviert wird und eine Promotion dem beruflichen Aufstieg durchaus auch abträglich sein kann. Dies freilich soll keinesfalls verallgemeinert werden: Um in bestimmte Höhen der Medienwelt vorzustoßen, ist die Promotion wiederum vonnöten. Angesichts steigender Promotionszahlen, die sowohl als Warteschleifensyndrom wie auch als wachsende Bereitschaft zur Berufsqualifizierung verstanden werden können, wäre also für die Betroffenen wichtig, sich vorab zu vergewissern, ob diese Qualifikation angesichts spezifischer Berufsvorstellungen Sinn macht.

Männerberufe – Frauenberufe?

Eine Differenzierung der beruflichen Orientierungen nach geschlechtlichen Gesichtspunkten ergab in den favorisierten Praxisfeldern und Arbeitsformen weitgehend ähnliche Orientierungsmuster. Bei den angestrebten Berufsfeldern, die eher auf den mittleren und hinteren Rängen logieren, gab es allerdings auch signifikante Unterschiede.

[12] Die hier ermittelten Ergebnisse zum Promotionsverhalten stimmen möglicherweise nicht überein mit anderen kursierenden Promotionsstatistiken. Dies kann u.a. darauf zurückgeführt werden, daß hier nur AbsolventInnen der EKW zugrunde gelegt werden, während sich die Gruppe der DoktorandInnen auch aus Nicht-LUI-AbsolventInnen und Nicht-EKWlerInnen zusammensetzt.

[13] Keß 1997, S. 57.

[14] Ein – allerdings nicht quantifizierbarer – Teil jener, die journalistische Berufe ergreifen, absolvierte bereits direkt nach dem Abitur ein Volontariat.

Berufsfeld/Status	Frauen (n=104)
Promotion	33 (31,7%)
Freiberuflichkeit	32 (30,8%)
Museum/Ausstellungsbereich	26 (25%)
Fachfremde Tätigkeiten	22 (21,2%)
Kulturarbeit	15 (14,4%)
Wissenschaft	14 (13,5%)
Medien	12 (11,5%)
Archiv	3 (2,9%)

Berufsfeld/Status	Männer (n=56)
Promotion	19 (33,9%)
Freiberuflichkeit	19 (33,9%)
Museum/Ausstellungsbereich	16 (28,6%)
Medien	16 (28,6%)
Fachfremde Tätigkeiten	11 (19,6%)
Archiv	6 (10,7%)
Wissenschaft	5 (8,9%)
Kulturarbeit	2 (3,6%)

Beide Geschlechter zusammen ergeben folgende Reihenfolge der Berufsfelder:

Berufsfeld/Status	Gesamt (n=160)
Promotion	52 (32,5%)
Freiberuflichkeit	51 (31,9%)
Museum/Ausstellungsbereich	42 (26,3%)
Fachfremde Tätigkeiten	33 (20,6%)
Medien	28 (17,5%)
Wissenschaft	19 (11,9%)
Kulturarbeit	17 (10,6%)
Archiv	9 (5,6%)

Durch mögliche Gleichzeitigkeiten von Promotion, Freiberuflichkeit u.a. ergibt das Gesamt der Prozentangaben mehr als 100 Prozent. Gründe für die Geschlechterdifferenzen vor allem in den Bereichen Kulturarbeit, Wissenschaft, Archiv und Medien wurden uns auch aus Gesprächen nicht ersichtlich.[15]

[15] Ausgeprägtere Geschlechterunterschiede nicht nur bei Einkommensverhältnissen, sondern auch bei Freiberuflichkeit (60% der Männer waren in festen Stellen gegenüber 21% der Frauen) und in spezifischen Berufsfeldern wie dem Museum (58% der Frauen) ergab die Untersuchung von Würzburger AbsolventInnen von Keß 1996.

Wege in neue Berufsfelder

Was in diesen Statistiken nicht sichtbar wird, sind Grenzverschiebungen im Verhältnis zwischen EKW und Nachbardisziplinen sowie Öffnungen gegenüber neuen Berufsfeldern. Die Situation schien lange Zeit so, daß etwa im Wissenschaftsbetrieb zwar von der Volkskunde/EKW immer wieder VertreterInnen von Nachbardisziplinen aufgenommen wurden, umgekehrt jedoch kaum Aufnahmebereitschaft für (Fach-)Fremde signalisiert wurde. Inzwischen scheint ethnographische Kompetenz jedoch auch auf benachbartem akademischen Terrain gefragt zu sein, wie z.B. einige Berufswege etwa in die angestammten Reservate der Soziologie zeigen. Diese Tendenz scheint sich übrigens nicht nur im Wissenschaftsbetrieb abzuzeichnen: Auch etliche andere kulturpraktische Berufsfelder (z.B. im Bereich der interkulturellen Kommunikation, der Marktforschung u.a.) könnten u.E. vom Alltagsblick der EKW profitieren.

Es müßte künftig stärker als bislang darum gehen, daß sich EKWlerInnen offensiv neue Berufsfelder, die sich aus gesellschaftlichen Umbruchprozessen ergeben, erschließen. Flexibilität ist aber nicht nur hinsichtlich möglicher Praxisbereiche gefragt, sondern auch in puncto Strategien, sich im Arbeitsmarkt zu etablieren und vor allem in puncto Arbeitsformen. Hier scheint das Beharrungsvermögen und die Fixierung auf angestammte Arbeitsverhältnisse besonders groß und umgekehrt die Flexibilität und die Bereitschaft zu wirklich professioneller Freiberuflichkeit besonders klein zu sein. Freiberuflichkeit ist freilich – auch dies sollte betont werden – alles andere als ein Heilsversprechen. Wenn von öffentlichen Institutionen feste Stellen im Kulturterrain gekürzt werden, dann heißt dies natürlich nicht, daß die betreffenden Arbeitsvolumen vollständig auf den freien Markt ausgelagert werden. Der Kuchen, der dort für freiberufliche KulturwissenschaftlerInnen zu verteilen ist, wird kleiner und nimmt sich keinesfalls üppig aus. So wäre es ein fataler Kurzschluß, unbegrenzt KulturwissenschaftlerInnen zur Existenzgründung aufzufordern. Nichtsdestotrotz bleibt längerfristig sicherlich die Tendenz, daß immer mehr Tätigkeiten im Bereich Kultur nicht innerhalb fester Arbeitsverhältnisse, sondern durch FreiberuflerInnen geleistet werden wird.

Konsequenzen für das Studium?

Zu fragen wäre abschließend auch noch, welche Konsequenzen sich aus der Situation auf den Arbeitsmärkten für das Studium ergeben. Der Ruf, praxisnäher und berufsorientierter auszubilden, ist natürlich schnell erhoben. Allerdings, und dies belegt ja auch der mittlerweile 25 Jahre alte Studienplan, war EKW auch in der Vergangenheit kein Studienfach, nach dessen Abschluß der Eintritt in ein klar konturiertes Berufsbild möglich war. Und es bleibt zu fragen, ob im Kultursektor der Zukunft tatsächlich AbsolventInnen mit spezifischen Berufsprofilen gefragt werden oder ob nicht, umgekehrt, das zukünftige Arbeitsfeld Kultur noch mehr als bislang flexible, allgemeingebildete und methodisch solide geschulte BerufseinsteigerInnen verlangt. Insofern wäre vor einer Ver(fachhoch)schulung des Studiums zu warnen, bei der ein an Inhalten orientiertes Lernen berufspraktischen Aspekten, die auch via Praktika u.a. angeeignet werden können, geopfert würde. Organisches Lernen am Material ermöglicht Kompetenzerwerb in analytischer wie auch in berufspraktischer Hinsicht. Nach wie vor etwa bietet hier das Projekt Möglichkeiten, sich Kompetenzen anzueignen, die nach dem Studium umgesetzt werden können: Forschungsarbeiten in der Gruppe, umfangreiches empirisches Arbeiten, Vermittlung von Forschungsergebnissen an die Öffentlichkeit via Publikationen, Ausstellungen u.a. Zu befürchten freilich bleibt, daß gerade solche zeitintensiven Studienbausteine den Studienzeitverkürzungen zuallererst zum Opfer fallen.

Es sollte also gut überlegt sein, ob das LUI bei der Gestaltung des Studiengangs EKW in Konkurrenz mit anderen und neuen Studiengängen und Ausbildungen an Universitäten oder Fachhochschulen tritt (etwa im Mediensektor, Kulturmanagement u.a.) oder eher spezifische Stärken von Fach und Institut stärker akzentuiert. Bevor vorschnell nach der Reform des Studiums gerufen wird, sollten – so zumindest unser Fazit – zuvor die Stärken bewährter Modelle ausgebaut und offensiver nach außen vertreten werden.

Planstadt-Lehrfahrt

Notizen zu einer Exkursion vom 14. bis 19. Juli 1997

Die Exkursion nach Wolfsburg, Eisenhüttenstadt und Berlin fand im Rahmen eines Seminars statt, das im Sommersemester 1997 unter dem Titel „Wolfsburg/Eisenhüttenstadt“ versuchte, eine deutsch-deutsche Kulturkomparatistik über einen Zeitraum von ca. 50 Jahren zu entwickeln – am Beispiel zweier Städte, die schon durch ihre politisch begründeten Erstnamen zum Vergleich herausfordern: einmal der „Stadt des KdF-Wagens“, die später Wolfsburg hieß, und zum andern der „Stadt des Eisenhüttenkombinats Ost“, die ab 1953 Stalinstadt hieß und seit 1961 den Namen Eisenhüttenstadt trägt. Das Seminar stand im Zusammenhang mit einem seit 1995 durchgeführten Forschungsprojekt des Deutschen Historischen Museums, das 1997 in einer Ausstellung mündete, die vom 16. Mai bis 12. August im Zeughaus Unter den Linden gezeigt wurde (und selbstverständlich auch eines der Exkursionsziele war). Über das Projekt informiert ein Katalog, der zur Ausstellung erschien:

Aufbau West, Aufbau Ost. Die Planstädte Wolfsburg und Eisenhüttenstadt in der Nachkriegszeit. Hg. v. Rosmarie Beier. Ostfildern-Ruit 1997.

Gottfried Korff

Montag, 14. Juli, 19.00 Uhr

Auf den Spuren der Stadtentwicklung – Eine Rundfahrt durch Wolfsburg

Die städtebauliche Entwicklung Wolfsburgs, die uns von Herrn Dr. Siegfried, dem Leiter des Instituts für Museen und Stadtgeschichte in Wolfsburg, auf einer Stadtrundfahrt erläutert wurde, ist beispielhaft für den Städtebau der Nachkriegszeit. Die Entstehung der einzelnen Stadtteile Am Steimker Berg, Köhlerberg, Unterm Rabenberg, Detmerode und Westhagen ist eng mit den stadtplanerischen und architektonischen Leitbildern der 40er, 50er und 60er Jahre und der wirtschaftlichen Situation der Stadt Wolfsburg verknüpft.

Die Stadtanlage Wolfburgs geht zurück auf den Generalbebauungsplan des Architekten Peter Koller von 1938, der von Hitler mit der Planung der Stadt des KdF-Wagens beauftragt worden war. Dieser Plan sah eine strikte Trennung der Funktionen Arbeit und Wohnen durch den Mittellandkanal vor, die auch heute noch die Stadt prägt, und entsprach damit einem Prinzip moderner Stadtplanung ebenso wie mit der geplanten Anlage der Stadt als Stadtlandschaft, die sich durch eine zellenförmig gegliederte, in Siedlungszellen aufgeteilte und aufgelockerte Struktur mit niedriger Blockbebauung und vielen Grünflächen auszeichnen sollte. Er stellte damit die sozialen Anforderungen des Wohnens in den Vordergrund, was für den nationalsozialistischen Städtebau untypisch war.

Andere Elemente des Plans entsprachen dagegen der auf Repräsentation angelegten und von Hitler bevorzugten Stadtarchitektur mit monumentalen Großbauten. So war für den Klieversberg, zwischen den zwei vorgegebenen Achsen des Mittellandkanals und der alten Braunschweiger Heerstraße gelegen, eine Stadtkrone zu Repräsenationszwecken der NSDAP vorgesehen. Unterhalb der Stadtkrone war eine Prachtstraße in Form einer Promenade geplant. Von deren Enden, in zwei runden Verkehrsknotenpunkten auslaufend, sollte je eine Straße zu den Haupteingängen des Werkes führen. Um die Stadtkrone als Zentrum hervorzuheben, sollte der Klieversberg von zwei Ringstraßen umschlossen werden. Weder die Straßenführung noch die Pläne zum Stadtkronenbau wurden verwirklicht, wahrscheinlich weil der Aufbau des VW-Werkes Priorität hatte. Nach Kollers Planung entstanden nur ein in der Stadtmitte gelegener Wohnblock in einer geöffneten Blockbebauung mit Arkaden und Durchgängen in die begrünten Höfe, vergleichbar mit der Blockbebauung der 50er Jahre in Eisenhüttenstadt, und die Wohnsiedlung „Am Steimker Berg“.

Am Steimker Berg

Das erste Wohngebiet, das in der Stadt des KdF-Wagens entstand und Ende März 1940 fertiggestellt wurde, war die Eigenheimsiedlung Am Steimker Berg. Sie entstand zur Unterbringung von Führungskräften. Peter Koller entwarf eine Siedlung mit zwanzig verschiedenen Wohnungstypen, deren traufständig angeordnete ein- bis zweigeschossigen Einzel-, Doppel- und Reihenhäuser an leicht gekrümmten Straßen lagen. Sie enthalten Elemente des Siedlungswesens der damaligen Zeit und der Gartenstadtidee. Die auf Eigenheimbasis entstandenen Häuser mit unterschiedlich großen Wohnungen und eigenem Gartenland wurden durch Fußwege mit den zentral gelegenen Läden auf dem „Marktplatz“ verbunden. Dicht nebeneinander stehend, werden sie nur durch einen Grünraum voneinander getrennt. Solide und auf rechteckigem Grundriß, ohne Vor- und Rücksprünge gebaut, besitzen die Häuser Satteldächer und Sprossenfenster. Mit Warmwasser und elektrischem Strom ausgestattet waren die Gebäude auf dem modernsten technischen Stand. Anfang der 80er Jahre führte eine Bürgerinitiative der dortigen Bewohner dazu, daß das Siedlungsgebiet Am Steimker Berg, das bis heute eine bevorzugte Wohnlage darstellt, unter Denkmalschutz gestellt wurde.

Köhlerberg

1947 erhielt Hans Bernhard Reichow den Auftrag zur Aufstellung des Generalbebauungsplanes und trat damit die Nachfolge von Peter Koller an. Reichow orientierte sich als Stadtplaner am Prinzip der Nachbarschaft, das nichts anderes

war als das im Nationalsozialismus bevorzugte Prinzip der Siedlungszellen, deren Anordnung die Stellung ihrer Bewohner in der politischen Hierarchie widerspiegeln sollte. Ziel Reichows war eine organische Stadtbaukunst. Auf dem Gebiet Köhlerberg entstand eine von Reichow geplante und von Koller gebaute Siedlung, die in ihrer Anlage einem mit Adern durchzogenen Blatt gleicht. Durch die sogenannte organische Struktur wurde versucht, den Verkehr aus dem Gebiet herauszuhalten. Die an den Rückseiten der Häuserzeilen verlaufenden Fußwege münden am Ende der Häuserreihen in die Verkehrsstraßen.

Die Not der Nachkriegsjahre führte dazu, daß die Häuser am Köhlerberg einfacher und schlichter errichtet wurden als die Siedlung Am Steimker Berg. Die ein- bis zweigeschossigen Einfamilienhäuser sind nach den Stilmerkmalen eines vereinfachten Heimatschutzstiles gebaut worden. Meist handelt es sich um Doppelhäuser, deren lange Seite zur Straße gewandt ist und die ein abgewalmtes Zwerchhaus in der Mitte besitzen. Die ohne Fassadenschmuck oder Beiwerk in die Wand eingeschnittenen Fenster sind zweiflügelig und mit einfacher Sprossenteilung und Klappläden versehen.

Unterm Rabenberg

Bei der Aufstellung des Teilbebauungsplanes für die große Waldsiedlung Unterm Rabenberg rührte sich in der Bevölkerung erstmals deutlicher Widerstand gegen die Rodung des Waldes. So konnte erst 1958 eine knappe Mehrheit für den Bebauungsplan gefunden werden. Bei dieser Siedlung zeigten die Wolfsburger Stadtplaner mehr Sicherheit im Umgang mit neuen Materialien und Bauweisen. Die funktionalistisch-moderne Architektur mit Zeilenbauten und Hochhäusern wurde teilweise nach skandinavischem Vorbild gestaltet. Die Trennung von Straße und Wohngebiet wurde in diesem Gebiet aufgehoben.

Detmerode

Der durch den wirtschaftlichen Aufschwung bedingte Wohnungsmangel wurde zwischen 1960 und 1970 durch den Stadtteil Detmerode behoben. Neben kleineren Bungalows in Kettenbauweise wurden riesige Hochhauskomplexe gesetzt, die von Grünflächen umgeben sind. Auch hier wurde versucht, den Verkehr zu bündeln und aus den Wohnquartieren herauszuhalten.

Westhagen

Die letzte große städtebauliche Planung der Volkswagenstadt war das Wohngebiet Westhagen. Es wurde 1960 als Erweiterung von Detmerode für 15.000 Einwohner in einer Mischung aus individuellem Wohnen und Plattenhochhausbau errichtet. Seit 1974 entwickelte sich Westhagen zum Problemviertel Wolfsburgs, als hohe Mieten und ungünstige Belegungspraxis der Sozialwohnungen mit einer Konjunkturkrise im VW-Werk zusammenfielen.

Das Stadtzentrum

Im Zentrum von Wolfsburg bestimmen öffentliche und kulturelle Repräsentationsbauten aus den 50er, 60er, 70er und 90er Jahren das Stadtbild, unter anderem geplant von renommierten Architekten wie Alvar Aalto oder Hans Scharoun. Das an der Porschestraße gelegene Rathaus wurde vom Architekten Titus Taeschner, Kollers Partner bei der Planung Wolfsburgs im Nationalsozialismus, entworfen und 1958 errichtet. Der Flachbau mit anschließendem Hochhaus zeichnet sich durch eine für die 50er Jahre typische „demokratische" Bauweise mit transparenter Glasfassade, asymmetrischer Anordnung der einzelnen Bauteile und unauffälligem Eingangsbereich aus; auf die üblichen Rathausattribute Glockenspiel und Uhr wurde jedoch nicht verzichtet.

Gleich nebenan befindet sich mit dem Kulturhaus ein Symbol für den städtebaulichen Aufschwung Wolfsburgs nach 1955, als die Stadt durch den sogenannten Erstausstattungsvertrag Grund und Boden erhalten hatte. Das Gebäude wurde vom finnischen Architekten Alvar Aalto 1958 geplant und mit finanzieller Unterstützung des VW-Werks 1962 fertiggestellt. Es folgt dem Prinzip des humanen Funktionalismus und sollte laut eines Ratsprotokolls von 1958 zum architektonischen Schmuckstück Wolfsburgs und zum Mittelpunkt des kulturellen Lebens werden. Etwas oberhalb des Zentrums gelegen befindet sich, ebenfalls von VW mitfinanziert, das 1973 von Hans Scharoun errichtete Stadttheater, das allerdings über kein eigenes Ensemble verfügt.

Am Ende der Porschestraße liegt als vorläufiger architektonischer Höhepunkt der Stadt das 1994 eröffnete Kunstmuseum. Entworfen wurde es vom Hamburger Büro Schweger & Partner, hauptsächlich finanziert aus der Privatstiftung von Carl H. Hahn, dem ehemaligen Vorstandsvorsitzenden von VW. Das Museum ist jedoch in Wolfsburg umstritten: Der Ausstellungsschwerpunkt, der bei zeitgenössischer Kunst liegt, wirft die Frage nach der Zugänglichkeit des Museums für die Bevölkerung auf. Gespannt sein darf man in architektonischer Hinsicht auf den zur Expo 2000 geplanten ICE-Bahnhof und den Auto-Erlebnispark auf dem Gelände des VW-Werks.

Agnes Matthias, Kornelia Mittmeyer und Corinna Schwenger

DIENSTAG, 15. JULI, 9.00 UHR

Museumsarbeit in Wolfsburg

Im Gespräch mit Frau Dr. Greffrath und Herrn Dr. Siegfried im Hoffmann-von-Fallersleben-Museum konnten wir einen Einblick in einen Teil der Kulturarbeit, speziell in die Museumsarbeit in Wolfsburg erhalten. Frau Dr. Greffrath stellte zunächst die Museumsarbeit in Wolfsburg vor; anschließend führte sie uns durch das Hoffmann-von-Fallersleben-Museum zur Geschichte deutscher Dichtung und

Demokratie im 19. Jahrhundert. Die Städtischen Museen in Wolfsburg haben sich in einem Museumsverbund zusammengeschlossen. Der Schwerpunkt der Ausstellungen liegt im Schloß Wolfsburg, in dem sich das Heimatkundemuseum befindet. 1987 konnte dort eine Abteilung „Landwirtschaft" eröffnet werden. 1990 kam ein stadtgeschichtliches Museum hinzu. Das Hoffmann-von-Fallersleben-Museum dagegen ist im restaurierten Schloß Fallersleben untergebracht und wurde 1991 eröffnet.

Eine systematische Museumsarbeit ist aufgrund der geringen Mittel nicht möglich, Geld für ein Magazin oder die Inventarisierung von Objekten ist nicht vorhanden. Allenfalls die Dokumentation einzelner Fotografien von besonders guter Qualität ist noch möglich. Die Wolfsburger Museen werden nur von einer festen Mitarbeiterin betreut. Um den Kulturauftrag zu erfüllen, müßten unbedingt weitere Stellen geschaffen werden. Immerhin wird für die Inventarisierung demnächst eine ABM-Stelle eingerichtet und ein Computer angeschafft.

Frau Dr. Greffrath ging exemplarisch auf Konzeption, Methoden und Materialsammlung ihrer Ausstellungsarbeit ein. Der Aufbau der Ausstellung „Mensch, Maschine, Arbeit" (1994) gliederte sich in die durch die Arbeit im Werk vorgegebenen Tagesabschnitte „morgens", „Arbeitsbeginn", „mittags", „Pause", „Feierabend" usw. Alles wurde anhand von Darstellungen an Stellwänden dokumentiert, auf denen das heroische Bild des Arbeiters und die Arbeit in der Fabrik dargestellt war. Das ausgestellte Material bestand aus Fotos von Wolfsburger Bürgern und Zeitzeugen-Berichten, zum Beispiel einem Interview mit einem Werksmeister. Die Ausstellung war ein Projekt bzw. ein Dialog mit Wolfsburger Bürgern; sie präsentierte sich am Ende ganz anders als zu Beginn der Arbeiten. Auf der Rückseite der Stellwände wurden später nach und nach die von Wolfsburger Bürgern zur Verfügung gestellten Privatphotos angebracht.

Die Ausstellung „Die 20er Jahre. Kleinstädtisches Leben in bewegten Zeiten. Zum Beispiel Fallersleben" (1995) bestand unter anderem aus dreidimensionalen Darstellungen von Wohnutensilien dieser Zeit. Gewährspersonen aus Fallersleben, die im Rahmen der Ausstellungsvorbereitung befragt wurden, waren damals noch Kinder. Dies löste Kritik an der Aussagekraft der Zeitzeugen-Berichte aus. Hinter dem Titel „Hessling. Historisches Erbe und moderner Städtebau" (1996) verbirgt sich eine Dokumentation der sozialen Zerstörung eines Dorfes durch die Stadtentwicklung der Nachkriegszeit. Die kritische Brechung und die Problematisierung, welche die Ausstellung bot, wurde von Besuchern und Betroffenen allerdings nicht wahrgenommen. Die visuelle Rekonstruktion des historischen Hessling durch die ausgestellten Fotos hatte eher einen Nostalgie-Effekt zur Folge. Die Ausstellung „Als Tante Emma noch bediente ..." (1997) thematisierte die Ansiedlung moderner Supermärkte und Einkaufszentren in verschiedenen Wolfsburger Stadtteilen und deren wirtschaftliche Auswirkung auf den Einzelhandel. Die Darstellung der ursprünglichen Planung der „Stadt des KdF-Wagens" und Photos privater Leihgeber dokumentierte die Vergangenheit. Aktuelle Zeitungsberichte über Schließungen kleiner Kaufläden und Berichte örtlicher Kaufleute dienten der Problematisierung des Themas.

Das Ausstellungsprojekt „Aufbau West, Aufbau Ost. Die Planstädte Wolfsburg und Eisenhüttenstadt in der Nachkriegszeit" (1997) hat einmal mehr bewiesen, wie wichtig in einer jungen Stadt wie Wolfsburg die Arbeit mit Zeitzeugen ist. Deshalb wurde eine Museumswerkstatt eingerichtet, in der zusammen mit interessierten Bürgern und Bürgerinnen Themen erarbeitet werden. Die Wolfsburger haben gemerkt, daß sie ernst genommen werden und haben ein Bewußtsein dafür entwickelt, daß sich jemand für ihre Stadt interessiert. Menschen, die sich bis dato nicht für die Arbeit des Städtischen Museums interessiert hatten, konnten so gewonnen werden. Die Bürger treiben mit ihrem Interesse die Arbeit voran, es entsteht ein großer Pool von Zeitzeugen und Experten, zu denen immer wieder neue Gewährspersonen hinzukommen. Allerdings ist nicht ganz klar, wie mit der subjektiven Wahrnehmung der Zeitzeugen umgegangen wird. Subjektive Eindrücke können nicht genügen, der analytische Blick muß Priorität haben. Wie die Ausstellung zur Geschichte des Stadtteils Hessling beweist, stellt sich auch in Wolfsburg das Problem der „oral history", daß die Teilnehmer einer Museumswerkstatt und die Besucher einer Ausstellung nur die (zugegebenermaßen attraktiven) Nostalgie- und Identifikationsangebote wahrnehmen, nicht aber die Widersprüche sehen (wollen). Die Ablehnung des Aufklärungsangebotes zeigt sich vor allem dort, wo Wolfsburg immer wieder von seiner NS-Vergangenheit eingeholt wird, besonders im Zusammenhang mit der Geschichte des VW-Werks.

In Ausstellungen eingebaute „Störungen" sind ein gutes Mittel, um von dieser Nostalgie wegzukommen. „Allerdings", so Herr Dr. Siegfried, „pfeift in Wolfsburg der Wind ziemlich scharf um die Ecke, wenn die Störungen zu hart sind. Das heißt aber nicht, daß wir den Wolfsburgern deshalb nach dem Mund reden." Ein analytisches Herangehen und die Aufklärung über tatsächliche Abläufe und Probleme darf auf keinen Fall aufgegeben werden. Der Wiedererkennungseffekt („Den hab' ich auch noch gekannt ...") der Exponate reicht nicht aus. Bei Veranstaltungen mit verschiedenen Generationen kommen dann doch häufig die negativen Aspekte der Arbeit im Werk zu Tage. Als positiv hat sich erwiesen, sich über einführende Fragen zum Arbeitsalltag an Tabu-Themen anzunähern. So konnte u.a. herausgearbeitet werden, daß die Identifikation der MitarbeiterInnen mit dem Werk einem ständigen Wandel unterlag und ihre Identifikation mit dem Produkt Volkswagen nicht immer so stark war wie in den 50er Jahren.

Einerseits stellt sich also immer wieder das Problem der Akzeptanz des Erforschten bzw. des Forschungsergebnisses, andererseits ist die Wissenschaftlichkeit der Arbeit mit Zeitzeugen in Frage zu stellen. Kritisch hinterfragt werden muß auch, weshalb ausländische, insbesondere italienische Mitbürger nicht in die Erarbeitung der Ausstellung miteinbezogen wurden, obwohl sie seit den Gründerjahren der Stadt und des Werkes einen nicht unerheblichen Teil der Bevölkerung stellten. Sie wären sicherlich sehr wertvolle Zeitzeugen, auch für die Berliner Ausstellung. Das Gespräch mit Frau Dr. Greffrath und Herrn Dr. Siegfried jedenfalls machte klar, daß in Wolfsburg eine Museumsarbeit mit sehr geringen Mitteln und hoher Bürgerbeteiligung betrieben wird, die von den Wolfsburgern aufmerksam und kritisch verfolgt wird.

Anke Hägele

Das Hoffmann-von-Fallersleben-Museum in Wolfsburg-Fallersleben

Fallersleben wird erstmals im Jahr 942 in einer Urkunde Ottos I. als „Veleresebo" erwähnt. Schloß Fallersleben, ein zweigeschossiger Fachwerkbau, wird 1549 Witwensitz der Herzogin Clara von Braunschweig-Lüneburg. Durch die bescheidene Hofhaltung der Herzogin und die drei Jahrmärkte, die sie dem Ort verlieh, erhielt Fallersleben eine gewisse Belebung. Das Schloß wurde später Sitz eines Amtsbezirks und beherbergt heute das Hoffmann-von-Fallersleben-Museum zur Geschichte deutscher Dichtung und Demokratie im 19. Jahrhundert. Die Hoffmann-von-Fallersleben-Gesellschaft wurde am 12. Februar 1937 gegründet und hat sich die Aufgabe gestellt, das Andenken an den Gelehrten und Dichter in der Öffentlichkeit lebendig zu halten; Museum und Archiv des Ortes werden von ihr betreut. Trotz der Unterbrechung durch den Zweiten Weltkrieg konnte Theodor Rehn 1948 die Arbeit der Gesellschaft fortsetzen. Das Museum möchte Leben und Werk des politischen Dichters, Verfassers des Deutschlandliedes, Autors zahlreicher Kinderlieder und Literaturforschers Hoffmann von Fallersleben vorstellen und im Kontext des 19. Jahrhunderts verständlich machen. Jährlich möchten rund 10.000 BesucherInnen etwas über Heinrich Hoffmann erfahren, der „von Fallersleben" seinem Namen anfügte, um Verwechslungen mit anderen Persönlichkeiten gleichen Namens zu vermeiden. Auf nur 300 m² Ausstellungsfläche gestaltete eine Grafikerin die Räume farblich passend zum vorgegebenen Thema.

Der erste Raum in himmelblau steht unter dem Motto „Die geistigen Strömungen im Deutschland des 19. Jahrhunderts". Große Abbildungen von Schiller, Hegel und Goethe sowie Texte zu Bettina von Arnim, Eichendorff, Marx, Engels u.a. repräsentieren die geistigen Strömungen, mit denen sich Hoffmann auseinandersetzte: Idealismus, Weimarer Klassik, Romantik und Philosophischer Materialismus. Hoffmann selbst war vor allem von der deutschen Romantik geprägt.

Der in grün gehaltene zweite Raum schildert „Hoffmanns Jugend- und Studienjahre". Ein Jugendbildnis, eine Abbildung der Gebrüder Grimm, Faksimiledrucke und auch eine Zeittafel sind hier zu sehen. Am 2. April 1798 wurde August Heinrich Hoffmann in Fallersleben als Kind eines Gastwirts, Bürgermeisters und Kaufmanns geboren. 1816 beginnt er in Göttingen mit dem Studium der evangelischen Theologie, das er aber frühzeitig zugunsten der Klassischen Philologie abbricht. 1818 dann das erste, folgenreiche Zusammentreffen mit den Gebrüdern Grimm: auf Anraten von Jakob Grimm wendet sich Heinrich Hoffmann nun der deutschen Sprache und Literatur zu. Er geht 1819 nach Bonn, um dort an der Universität Germanistik zu belegen.

„Der Literaturforscher" – so ist das orangefarbene Zimmer überschrieben, in dem wiederum Faksimile seiner Arbeiten zu sehen sind. Den meisten ExkursionsteilnehmerInnen war bis dato unbekannt, daß Hoffmann von Fallersleben sich als Begründer der Niederlandistik, der niederländischen Philologie also, große wissenschaftliche Verdienste erwarb: von 1819 bis 1821 arbeitet er als Hilfskraft an der Universitätsbibliothek in Bonn, 1823 erhält er die Ehrendoktorwürde der Universität Leiden (Niederlande) und wird 1830 Professor für deutsche Sprache und Literatur in Breslau. Seine 1840/41 erschienenen „Unpolitischen Lieder" kosten ihm jedoch nicht nur die Professur, sondern auch Gehalt und Pensionsanspruch. Geldnot zwingt ihn 1844 sogar zum Verkauf seiner wertvollen Privatbibliothek. Ab 1852 liefert er Beiträge für das „Deutsche Wörterbuch" der Gebrüder Grimm.

Hellgrau gefärbt ist die Abteilung mit dem Titel „Das Lied der Deutschen". Hoffmann von Fallerleben schrieb sein „Lied der Deutschen" 1841 auf Helgoland; als Melodie wählte er die österreichische Hymne „Gott erhalte Franz den Kaiser" von Joseph Haydn. Fotografien, Abbildungen und Zeitungsausschnitte, die sowohl die Meinung von Kritikern als auch von Befürwortern berücksichtigen, wurden ausgewählt, um die Bedeutung der Nationalhymne zusammenzufassen. Zum Vergleich werden in diesem Raum auch noch alternative Hymnentexte und Nationalhymnen anderer Länder präsentiert.

Gelb gestaltet ist einer der beliebtesten Räume der Ausstellung: „Hoffmanns Kinderlieder". Viele seiner mehr als 500 Kinderlieder sind zu echten „Volksliedern" geworden. An einer Wand hängt deshalb ein großes „Musikpuzzle". Entfernt man ein markiertes Teil, so ertönt eine wohlbekannte Melodie aus Kindheitstagen, die aber oft nicht mit Hoffmann von Fallersleben in Verbindung gebracht wird: „Ein Männlein steht im Walde", „Kuckuck, Kuckuck, ruft's aus dem Wald", „Alle Vöglein sind schon da", „Winter ade", „Morgen kommt der Weihnachtsmann" und „Der Kuckuck und der Esel" mögen als Beispiele genügen.

„Die Politischen Verhältnisse im Deutschland des 19. Jahrhunderts" nehmen den größten Teil der Ausstellung ein, blau bestimmt die Szenerie. Eine große Landkarte mit Leuchtdioden zeigt auf Knopfdruck verschiedene Reichsgebietsgrenzen zur Zeit Hoffmanns. Karikaturen beschreiben die Zeit der Zensur, Abbildungen vom Wartburgfest 1817, dem Weberaufstand 1844 und der Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche 1848 unterstreichen die politischen Wirren und die Aufbruchsstimmung dieser Epoche. Gerade Heinrich Hoffmann hatte wegen seinen politischen Gedichten gegen die Zensur unter der Allmacht der Fürsten und des Militärs zu leiden. In diesem Kontext sind seine Entlassung als Germanistik-Professor im Jahre 1842, seine ständige Flucht vor der Polizei sowie seine Ausweisungen aus vielen deutschen Kleinstaaten zu sehen.

Aus Zeitmangel konnten manche Teile der Ausstellung nur sehr kurz gestreift werden: „Hoffmann und die Musik seiner Zeit" zeigt seine Liebe zur Musik der Romantik. Robert Schuhmann, Johannes Brahms und Franz Liszt waren Komponisten, die Hoffmanns Texte vertonten. Den „Frauen" ist ein eigener Raum gewidmet. Hoffmann hatte sich des öfteren verliebt und verfaßte Gedichte und Lieder für seine 'Angebeteten', deren Portraits an einer Wand hängen. In seiner Biografie spielte sowohl die mütterliche Freundin Bettina von Arnim eine große Rolle als auch seine 33 Jahre jüngere Nichte und spätere Ehefrau Ida zum Berge, die viele Melodien zu seinen Texten schrieb. Sie brachte 1855 den Sohn Franz Friedrich Hermann zur Welt. Nach 11 Ehejahren starb sie im Oktober 1860 an den Folgen einer weiteren Geburt. Ein Klavier soll an die gemeinsame Arbeit mit ihrem Mann erinnern.

Hoffmanns letzte Lebensstation wird im Raum „Bibliothekar in Corvey" vorgestellt. Am 1. Mai 1860 erhielt Hoffmann beim Herzog von Ratibor in Corvey

bei Höxter eine feste Anstellung als Bibliothekar. Da er durch seine Schriften bei vielen Fürsten in Ungnade gefallen war, hatte er diesen Platz nur durch die Vermittlung der Prinzessin zu Sayn-Wittgenstein erhalten. Heinrich Hoffmann arbeitete in Corvey bis zu seinem Tod am 19. Januar 1874.

Andreas Radecki

DIENSTAG, 15. JULI, 13.15 UHR

Wolfsburg – Besichtigung des VW-Werks

Gegen 13.15 Uhr war es soweit. Wir verließen den Bus, durchquerten einen langen Verbindungstunnel und begaben uns zum zentralen Sammelbecken für die straff durchorganisierte Werksbesichtigung, um freiwillig das zu sehen, was die meisten ArbeiterInnen hier wohl oft nicht mehr sehen können. Der Empfangsraum war bereits gut mit Besuchergruppen und interessierten Einzelpersonen gefüllt. Die Zeit bis zum tatsächlichen Beginn der Führung konnten wir uns durch die Begutachtung oder den Kauf der zahlreich angebotenen Merchandising-Artikel vertreiben, vom Feuerzeug über T-Shirts bis zum Modellauto war alles vertreten. Aus organisatorischen Gründen bekamen wir zwecks Wiedererkennung der Gruppenzugehörigkeit alle noch schnell einen farbigen VW-Clip fürs Revers verpaßt und dann ging es auch schon los. Carsten Wudi vom VW-Besucherdienst holte uns ab und führte uns in einen Vortragssaal, nachdem wir mit Funkempfängern und Kopfhörern versehen worden waren. Diese Maßnahme war kein PR-Gag, sondern diente tatsächlich der Kommunikation und machte später die Ausführungen von Herrn Wudi in den teilweise sehr lauten Hallen zumindest akustisch verständlich. Im Vortragssaal gab es dann noch einige Ausführungen zum Verhalten im Werk, zu unserer Sicherheit und einige Informationen allgemeiner Natur.

Leider wurde den meisten von uns schon nach wenigen Sätzen klar, daß die Führung auf sprachlicher Ebene ähnlich interessant, offen und informativ werden würde wie die Ausführungen eines gehobenen Gurkenhobelverkäufers. Nicht umsonst machte bereits nach wenigen Sätzen von Herrn Wudi der Spitzname „Aal" die Runde, Kopfschütteln und vielsagende Blicke zwischen Exkursionsteilnehmern waren zu beobachten. So erfuhren wir dann auf dem anschließenden Rundgang auch wenig mehr als die folgenden meist rekordverdächtigen Daten, die man auch den Informationsbroschüren hätte entnehmen können. Vorab durften wir aber noch VW auf Celluloid gebannt erleben: Im ältesten Kino der Stadt

mitten im VW-Werk, in dem früher auch die „Wochenschau" lief, wurden uns die „wichtigsten" Fakten zunächst medial präsentiert.

In Wolfsburg befindet sich nicht nur eine der sechs inländischen Produktionsstätten der Volkswagen AG, sondern auch der Firmensitz. Das Wolfsburger VW-Gelände hat mit acht Quadratkilometern eine Fläche, die man mit der des Kleinstaates Monaco vergleichen kann und wovon 1,6 Quadratkilometer bebaut sind. Auf dieser Fläche befinden sich 54 Produktionshallen und 70 Kilometer Straßennetz, die zu Fuß, mit 9900 Dienstwagen und 4500 Fahrrädern bewältigt werden müssen. Außerdem hat das Wolfsburger Werk ein eigenes Krankenhaus mit 16 Werkärzten. Zwei Kraftwerke produzieren Strom für Wolfsburg, nur ein Viertel wird von Privathaushalten benötigt – den Rest verschlingt das Werk. Im Werk Wolfsburg sind mit 44 500 Mitarbeitern fast die Hälfte aller VW-Mitarbeiter im Inland (94 400) beschäftigt, unter ihnen 8000 Frauen und 1300 Auszubildende. Nach Verkaufszahlen ist VW der größte Automobilhersteller Europas, weltweit rangiert man nach General Motors, Ford und Toyota an vierter Stelle.

Die Geschichte des „Volkswagens" beginnt am 17. Januar 1934, als Ferdinand Porsche der Reichsregierung ein „Exposé betreffend den Bau eines Volkswagens" übergibt. Im Oktober 1935 ist der erste Prototyp fertig, der bis 1938 zahlreichen Tests und Korrekturen unterzogen wird. Am 26. Mai 1938 findet schließlich die Grundsteinlegung des ersten Volkswagenwerks nahe Fallersleben statt, das später das „Herz" der Stadt bilden soll. Dieser Standort wird ausgewählt, weil er der „Mittelpunkt des Deutschen Reiches" zu sein scheint. Am 1. Juli 1938 wird die neue „Stadt des Kdf-Wagens" gegründet. Am 25. Mai 1945 erhält sie den Namen Wolfsburg (nach der nahegelegenen Wolfsburg), das Volkswagenwerk wird für kurze Zeit in „Wolfsburger-Motoren-Werke" umbenannt.

1948 übernimmt Dipl.-Ing. Heinrich Nordhoff als Generaldirektor die Leitung des Werks und baut ein Vertriebs- und Kundendienstnetz auf. 1961 wird mit dem Verkauf der VW-Aktien begonnen, 1966 die „Volkswagen Leasing GmbH" gegründet, 1967 die 40-Stunden-Woche eingeführt. Zwischen 1973 und 1976 kommen gleich vier neue Modelle auf den Markt: Der Passat, der Scirocco, der Golf und der Polo. Ende 1986 erreicht die Mitarbeiterzahl die Rekordhöhe von 281.718 (heute 242.420). 1989 läuft der 25.000.000ste Volkswagen vom Band. Täglich verlassen weltweit 15 000 Fahrzeuge die 43 Produktionsstätten der VW-Gruppe in 43 Ländern, in Wolfsburg alle 16 bis 20 Sekunden ein Golf, ein Golf Variant, ein Polo, ein Vento oder ein Seat Arosa. Den Transport übernimmt zu 80% die Deutsche Bahn AG, deren größter Kunde VW ist. In Wolfsburg werden außerdem täglich 1000 LKWs be- und entladen.

VW versucht bei seinen MitarbeiterInnen eine möglichst hohe Identifikation mit dem Unternehmen zu erreichen. Um monotone Arbeitsabläufe zu verhindern, werden Teams von acht bis zwölf Arbeitern gebildet, die untereinander ständig die Tätigkeiten tauschen. Diese Teams haben auch einen Teamsprecher, der jeweils für drei Monate gewählt wird und für Zufriedenheit innerhalb des Teams und Gerechtigkeit nach außen sorgen soll. Es gibt Gymnastikräume und Raucherecken, ein Gesundheitszentrum mit Psychologen und Physiotherapeuten, an die

sich Mitarbeiter beispielsweise mit Alkohol- oder Drogenproblemen, aber auch mit persönlichen Problemen wenden können.

Bei VW gilt die 30-Stunden-Woche, es gibt 142 verschiedene Schichtmodelle mit verschiedenen Anfangs- und Endzeiten. VW bezeichnet es als „Ziel" und „Aufgabe", keine Stellen abzubauen, sondern mehr Fahrzeuge in Wolfsburg herzustellen. Im Rahmen eines „Generationenvertrages" wird beim Ausscheiden zweier Ruheständler ein Auszubildender übernommen. Zur Zeit hat VW 1315 Azubis in 34 verschiedenen Berufsgruppen. Die Gleichstellung der ausländischen Mitarbeiter wird VW zufolge streng berücksichtigt. Rassistische Sprüche oder Witze können die fristlose Entlassung zur Folge haben. Außerdem versucht VW, die Integration der ausländischen Arbeiternehmer mit Aktionen wie der Kampagne „Rühr' meinen ausländischen Freund nicht an" zu fördern. Die Beschäftigung verschiedener Nationalitäten im Wolfsburger VW-Werk hat eine lange Tradition: Bereits im Januar 1962 wurden die ersten italienischen Gastarbeiter eingestellt.

Zu Beginn des neuen Jahrtausends soll man als Käufer eines Neuwagens sein Auto selbst in Wolfsburg abholen können. Dieser Service, der von Mercedes Benz oder Audi schon längst angeboten wird, soll allerdings noch überboten werden. Der erste Spatenstich zum Wolfsburger Erlebnispark ist bereits getätigt: geplant ist ein „Welcome Point" und ein gläsernes Hochhaus, in dem die Autos wie im Regal auf die Kunden warten werden. Was die visuellen, akustischen und atmosphärischen Reize in den Werkshallen betraf, so war der Besuch des Wolfsburger VW-Werks in der Tat beeindruckend: ganze Produktions- bzw. Montagebereiche nur mit Robotern besetzt, die riesigen Hallen, das verzweigte Wegenetz, der Lärm, Geruch und Gestank. Der Blick in diese industrielle Arbeitswelt ließ erahnen, welchen Aufwand an Logistik, Technologie und individueller Arbeitskraft unsere indiviuelle Mobilität erfordert.

Leider wurden Fragen zu Hintergründen, möglichen Problemen usw. auch im abschließenden Gespräch von Herrn Wudi nicht oder nur plakativ beantwortet. Die fast aggressive Informationspolitik von VW entspricht offenbar dem Gedanken, dem Werk einen Erlebnispark anzugliedern, konnte uns aber weder, was die Art des Umgangs noch den Inhalt der Ausführungen betrifft, befriedigen. Sicherlich ist der riesigen Anzahl von Werkbesuchern wohl nur durch straffe Organisation beizukommen, und dennoch dürfte ein gutes Maß weniger an Superlativen und Werbeslogans und eine Portion mehr Selbstkritik und Bescheidenheit mehr Vertrauen wecken und mehr Sympathie einbringen – nicht nur bei einem akademischen Publikum. So blieb bei manchem der Verdacht, daß bei soviel Hochglanz und heiler „Proletarierwelt" doch etwas nicht so ganz stimmt unter der polierten Lackoberfläche.

Veronika Elbert und Michael Zinnäcker

MITTWOCH, 16. JULI, 9.00 UHR

EKW meets EKO – Ein Besuch im ehemaligen „Eisenhüttenkombinat Ost"

Geschichte des Werkes

Der Aufbau des Werkes wurde 1950 von der Regierung der DDR aufgrund des Stahlembargos beschlossen, am 18. August 1950 erfolgte schließlich die Grundsteinlegung. In den Jahren 1951-54 wurden insgesamt sechs Hochöfen samt der zugehörigen Infrastruktur errichtet. Nach einem Baustop von beinahe zehn Jahren wurde in den Jahren 1963-68 das Kaltwalzwerk und 1973/74 schließlich die Feuerverzinkung und Kunststoffbeschichtung gebaut. Zuletzt wurde von 1981-84 noch ein Konverterstahlwerk errichtet. Ein Baustop im Werk, so Herr Behrend, bedeutete immer auch einen Baustop für die Stadt.

Privatisierung oder „Vom Eisenhütten-Kombinat Ost zur EKOnomy"

1990 begann die Privatisierung des EKO, das zu diesem Zweck am 16. Mai 1990 in eine Stahl AG umgewandelt und ein 100%iges Unternehmen der Treuhand wurde. Das EKO war zu diesem Zeitpunkt der größte ostdeutsche Flachstahlproduzent und der größte industrielle Arbeitgeber in der Region. Man begab sich nun auf die Suche nach einem Großinvestor aus der Stahlbranche, der sich des EKOs annehmen würde. Zwischen 1991 und 1992 wurde zunächst mit dem Krupp-Konzern verhandelt, die Übernahme scheiterte allerdings aufgrund der Stahlkrise, zu hoher Forderungen und der gleichzeitig stattfinden Verhandlungen zwischen Krupp und Hösch. 1993/94 einigte man sich dann nach intensiven Gesprächen mit der italienischen RIVA-Gruppe über eine Übernahme. Als RIVA den endgültigen Zuschlag bekam, trat das Unternehmen allerdings überraschend von der Übernahme zurück. 1994 übernahm schließlich der belgische Konzern Cockerill-Sambre das ehemalige EKO: Am 1. Januar 1995 begann der Übergang in die Privatisierung.

„Personalanpassung"

Hinter dem Euphemismus „Personalanpassung" verbirgt sich ein Abbau des MitarbeiterInnenstandes von 12.000 im Jahre 1990 auf 2.547 bis zum Jahre 1997. Durch vorzeitige Pensionierung schieden 2.020 MitarbeiterInnen aus, 2.170 wurden in selbständige Firmen ausgegliedert, 3.115 bekamen Aufhebungsverträge, das Ausscheiden der restlichen 3.250 Beschäftigten ist der allgemeinen Fluktuation zuzuschreiben. Im gleichen Zeitraum wurden 1.702 MitarbeiterInnen neu eingestellt, u.a. mit dem Ziel, den Altersdurchschnitt zu senken. Die Bevölkerungszahl von Eisenhüttenstadt fiel im selben Zeitraum von 53.000 auf 40.000, was den engen Zusammenhang zwischen Stadt und Werk mehr als deutlich zeigt.

Durch sogenanntes „outsourcing“ wurden seit 1990 insgesamt 2.109 ArbeitnehmerInnen in 49 Firmen aus dem Unternehmen ausgegliedert und in die Selbständigkeit entlassen – nach Auskunft der EKO Stahl mit großem Erfolg. Angesichts der gescheiterten Übernahmeverhandlungen war die Stimmung im Werk zunächst eher schlecht. Erst durch das des Engagement von Cockerill Sambre regte sich neuer Optimismus. Neuerliche Gerüchte um einen weiteren Stellenabbau dämpfen diese zaghaften Hoffnungen allerdings zusehends.

Fakten, Fakten, Fakten

Die Stahlerzeugung macht ca. 39%, der Handel mit Stahlerzeugnissen ca. 38% des Cockerill Konzerns aus, der Rest setzt sich aus verschiedenen anderen Sparten zusammen. Die neu hinzugekommene EKO Stahl AG bildet ca. 1/3 der Stahlsparte von Cockerill und steht insgesamt an achter Stelle der europäischen Rohstahlproduzenten. Der Aufbau des Warmwalzwerks, das EKO Stahl wettbewerbsfähig machen soll, hat ca. 1,1 Mrd. DM gekostet; wenige Tage nach unserem Besuch wurde es in Anwesenheit von Bundeskanzler Kohl eröffnet. Bis dato mußte der Stahl mehrere hunderte Kilometer nach Salzgitter transportiert, dort gewalzt und anschließend wieder zurück nach Eisenhüttenstadt zurückgebracht werden. 440 Mio. DM wurden von Cockerill Sambre, 660 Mio. DM vom Land Brandenburg und von der Treuhand finanziert. Gleichzeitig wurden und werden mit dieser Summe der Hochofen, die Sinteranlage und das Kaltwalzwerk modernisiert. Der aufgelaufene Verlust in Höhe von 220 Mio. DM wird von der Treuhand übernommen.

Nach der Wende mußte auch der Aufbau des Handelsnetzes völlig neu organisiert werden. Heute werden ca. 70% des produzierten Stahls innerhalb Deutschlands, 25% in den EU-Raum und nur noch 5% nach Osteuropa verkauft. Unter den Abnehmern steht die Automobilindustrie (21,7%) an erster Stelle, der Handel (27,7%) und der Stahlservice (15,6%) folgen.

Faszination Stahl

Von diesen und anderen Zahlen noch etwas benommen, treffen wir nun Manfred Groß, der 43 Jahre lang im EKO beschäftigt war und – inzwischen pensioniert – uns nun durch das Werk führt. Er erzählt uns, daß der Umbau des Werkes gemeinsam von EKO- und Cockerill-Sambre-Mitarbeitern gleichberechtigt durchgeführt wird. Nachdem die Exkursionsgruppe mit Schutzhelmen versorgt ist (siehe Titelfoto), zeigt Herr Groß uns zuerst den Hochofen 5, der bereits mit der modernsten Technologie ausgestattet wurde. Wir besuchen zunächst den Leitstand, also die Kommandozentrale des Ofens, von der aus der Produktionsprozeß gesteuert wird.

Der eigentliche Höhepunkt unseres Besuches aber, der „Anstich“, verzögert sich aufgrund technischer Probleme. Von der martialischen Wucht, mit der das flüssige Roheisen schließlich aus dem Ofen schießt, sind alle aufs heftigste beeindruckt. Nach einer vorangegangenen Diskussion im Seminar zum Thema „Stahl“ und dessen Symbolwirkung bietet sich hier die Möglichkeit am eigenen Leib zu erfahren, worauf sich der Stolz der hier Beschäftigen gründet: Der Faszination Stahl kann sich keiner von uns entziehen. Nach einem Mittagessen in der Kantine, die ebenfalls von einer ausgegliederten Firma betrieben wird, besichtigen wir noch die Sinteranlage, das Kaltwalzwerk, das neue, bereits im Probebetrieb befindliche Warmwalzwerk, die Verzinkungsanlage, die Beschichtungsanlage und die Schneideanlage.

„Wir waren jung, wir waren wild, wir waren Abenteurer.“

Herr Groß erzählt uns dabei auch über die Aufbauphase des Werkes. Er war in der Abteilung „Neubauten“ beschäftigt und hat in jedem neuen Bauabschnitt Pionierarbeit geleistet. Er kennt sämtliche Abteilungen des Werkes aus eigener Anschauung und kann uns demzufolge über die technischen Informationen hinausgehend einen unmittelbaren Eindruck vermitteln. Die Chronik des EKO verläuft quasi synchron zu seiner eigenen Biographie.

Karin Jagersberger und Martina Schuster

MITTWOCH, 16. JULI, 16.00 UHR

Ein Gespräch mit Pfarrer i. R. Heinz Bräuer im Evangelischen Gemeindezentrum Eisenhüttenstadt

Mit dem 81-jährigen Heinz Bräuer begegnete uns der bereits 1987 von den Historikern Lutz Niethammer, Alexander von Plato und Dorothee Wierling interviewte, DDR-weit bekannte „harte orthodoxe Glaubenskämpfer“ aus der „Stadt ohne (Kirch-)türme“. Am Beginn unseres Gesprächs gab Heinz Bräuer einen kurzen historischen Überblick über die Entwicklung der Stadt und der Gemeinde und betonte, daß die Gründung der Stadt und des Werkes politisch begründet war: Werk und Wohnsiedlung sollten nach dem Willen der Regierung an der „Friedensgrenze zu Polen“ gebaut werden. Bei Kriegsende waren viele Flüchtlinge aus dem Osten in die Region von Eisenhüttenstadt gekommen, die sich in der neuen Stadt in der Hoffnung auf einen Wandel ansiedelten. Da Eisenhüttenstadt von der sozialistischen Regierung als Musterstadt geplant wurde, verfügte es schnell über eine sehr gute Ausstattung und Infrastruktur.

1953 kam Heinz Bräuer als Pfarrer nach Fürstenfeld, 1960 übernahm er die neu eingerichtete Pfarrstelle in Stalinstadt. In dieser Zeit bestand jedoch kein Gemeindeleben mehr. Bräuer unternahm deshalb zahlreiche Hausbesuche: Die Kirche könne doch nicht auf die Leute warten, sie müsse zu ihnen kommen. Er besuchte mit Kollegen, später auch mit Vikaren, jeden Häuserblock; dabei habe er stets freundliche Aufnahme gefunden. Die Schaffung eines Gemeindezentrums

erwies sich in Eisenhüttenstadt als besonders schwierig. Zunächst stand kein Raum für Gottesdienste zur Verfügung; ab 1952 wurde der Gottesdienst also in einem „Evangeliumswagen" gefeiert, der am Rande der Stadt – auf einem Privatgrundstück – aufgestellt wurde. Auch Konfirmationen, Taufen, Vorträge und Veranstaltungen fanden zunächst in diesem Wagen statt.

1953 kam der Bischof nach Eisenhüttenstadt und predigte in zwei Gasthaussälen, da noch immer kein Gemeindezentrum vorhanden war. Die Stadt lehnte es wiederholt ab, Räume für die Kirche zur Verfügung zu stellen. 1954 wurden zusätzlich Zelte aufgestellt, da der Wagen, der 26 Menschen Platz bot, für die Gottesdienste zu klein geworden war. Unmittelbar nach der berühmten „Turmrede" Ulbrichts im Mai 1953, in der dieser den Bau von Kirchen in Eisenhüttenstadt nochmals deutlich abgelehnt hatte (Türme sollten hier nur das Rathaus und das Kulturhaus haben), wurde der Wagen der Kirchengemeinde beschlagnahmt. Viele Menschen distanzierten sich daraufhin aus Angst vor Repressionen von der Kirche. Nach den Unruhen im Juni 1953 wurde jedoch nicht nur der Kirchenwagen wieder zur Verfügung gestellt, sondern auch der Bau einer Kirche zugesagt. Es enstand eine „Kirchenbaracke", die zusammen mit der Pfarrhausbaracke 1954 eingeweiht wurde. Im Dezember 1954 erhielt diese Kirchenbaracke auch zwei Kirchenglocken.

1976 wurden erneut Gespräche über den Bau einer Kirche geführt. Die für die Gemeinde völlig überraschende Baugenehmigung stand im Kontext eines neuen Kirchenprogramms der SED. Pfarrer Bräuer begründete diesen Wandel mit der inzwischen veränderten politischen Lage: Kirche und Staat hatten sich in ihren Standpunkten einander angenähert, die schlechte Wirtschaftslage verbot einen Kampf gegen die Kirche und nicht zuletzt erforderte die internationale Anerkennung der DDR eine Änderung der Politik gegenüber den Kirchen. So konnte das Gemeindezentrum schließlich 1981 eingeweiht werden.

In der anschließenden Diskussion wurde zunächst die Zeit nach der Wende angesprochen. Zwar hatten 1989 auch in Eisenhüttenstadt zahlreiche Friedensgebete stattgefunden, größere Kundgebungen auf der Straße habe es, so Bräuer, jedoch nicht gegeben. Im Gegenteil, es habe weniger Grund zu Protest bestanden, da es den Menschen hier im Vergleich zu anderen Städten der DDR besser gegangen sei. Der seit 1989 in Eisenhüttenstadt amtierende Pfarrer habe sich in besonderem Maße dem Sozialismus verschrieben und bis zum Schluß versucht, den Staat zu stärken. Auch nach der Wende hätten die Menschen nicht zur Kirche zurückgefunden. Da eine gesamte Generation „kirchenfern" sozialisiert wurde, sei eine Rückbesinnung auf die Kirche nicht zu erwarten. Ausgetreten seien nach der Wende vor allem die „Karteichristen", die nur pro forma der Kirche angehörten.

Angesprochen auf das Konkurrenzverhältnis zwischen sozialistischen und kirchlichen Festen, betonte Pfarrer Bräuer, daß die kirchlichen Feste in der DDR zunehmend an den Rand gedrängt wurden. Seit 1955 wurde z.B. die Konfirmation durch die Jugendweihe abgelöst. Die Jugendweihe zielte dabei auf ein Bekenntnis zu den sozialistischen Idealen. Eine ausgeprägte Gruppendynamik trieb in dieser Zeit zahlreiche Menschen, insbesondere Kinder und Jugendliche, aus

der Kirche. Auch die Arbeiter wurden genötigt, aus der Kirche auszutreten. Andere Amtshandlungen der Kirche spielten nur eine untergeordnete Rolle. Auch nach der Wende konnte die Kirche die Tendenz gegen die Konfirmation nicht umkehren. In diesem Zusammenhang betonte Heinz Bräuer, daß er gegen die Institution der Jugendweihe als solche nichts einzuwenden habe, abgelehnt habe er immer nur den Zwang zur Jugendweihe.

Pfarrer Bräuers Bericht über die Schwierigkeiten, in der „ersten sozialistischen Stadt auf deutschem Boden" eine evangelische Kirchengemeinde zu gründen und eine Kirche zu bauen, unterschied sich im Wortlaut mitunter ganz wesentlich vom 1987 aufgezeichneten Interview[1], das wir im Seminar in Vorbereitung auf die Exkursion ausführlich behandelt hatten. Mit seinem wohl bewußten Antritt der Pfarrstelle in Eisenhüttenstadt traf 1953 der durch Kontakte mit der „Bekennenden Kirche" im Widerstand erfahrene „Arbeiter Christi" („Gott hat mich hierher gestellt") auf überzeugte Sozialisten, die nach der „Turmrede" Ulbrichts (in Eisenhüttenstadt sollte es keine „kapitalistischen Volksverdummungsanstalten" geben) nochmals antikirchlich vergattert waren.

Aus dieser Konstellation entwickelte sich die von Bräuer dokumentierte[2] Konkurrenz um die „Seelen" der Menschen. Der Sozialismus hatte neue Riten und Symbole installiert, die im traditionslosen Eisenhüttenstadt mit seinem hohen Flüchtlingsanteil auf überdurchschnittlich fruchtbaren Boden fielen: Das jährliche große „Hüttenfest" suchte die emotionale Bindung an das Eisenhüttenkombinat und die neue Stadt zu stärken, die Jugendweihe sollte die Konfirmation, die Namengebungsfeier die christliche Taufe ersetzen. Bräuer reagierte mit einem Unvereinbarkeitsbeschluß – entweder Jugendweihe oder Konfirmation –, obwohl Kirche und Staat in der DDR den Weg zum Kompromiß offenhielten. Seine Sturheit, die ihn so interessant erscheinen läßt, erklärt sich aus seinem im Gespräch mit Lutz Niethammer dokumentierten Glauben:

„Ich bin mit allen Schwierigkeiten [...] konfrontiert gewesen, aber ich habe sie angenommen. Es steht ja nirgends in der Bibel geschrieben, daß man auf Rosen gebettet ist, sondern Jesus hat ja immer etwas von seiner Nachfolge gesagt – und diese Nachfolge hat etwas mit *Leid* [Hervorhebung durch die Verf.] zu tun gehabt [...]. Und Jesu Weg ist ein Weg gewesen, der hingeführt hat nach Jerusalem. In Jerusalem hat das Kreuz gestanden."[3]

Überraschend dann die Wende, die er im Gespräch mit uns in der Einschätzung einer bisher als mühevoll und beladen geschilderten Zeit ohne festen Kirchenbau vollzog:

„24 Jahre lang habe ich in der Baracke gewohnt. Und? Es war schön. Das war eine Wohnstatt Gottes, wir waren ganz eng beieinander. Es war eine große Fami-

[1] Lutz Niethammer, Alexander von Plato, Dorothee Wierling: „Die volkseigene Erfahrung". Berlin 1990. Das lebensgeschichtliche Interview mit Heinz Bräuer ist dort aus Angst vor Repressionen unter dem Namen „Pfarrer Hardt" dokumentiert; es wurde 1987, also vor dem Fall der Mauer geführt.

[2] Die von Pfarrer Bräuer im Eigenverlag herausgegebenen 500 Seiten umfassenden Erinnerungen „Christus ist mein Friede" sind in der Bibliothek des LUI vorhanden.

[3] Niethammer, S. 228.

lie. Sie hatten Zugang zu allen Räumen. Gemeinde eng auf dem Leib zu haben, war schön. *Eine Zeit, in der wir uns bewähren mußten* [Hervorhebung durch die Verf.], in der wir lernen konnten, wer wir sind. [...] ‚Ja, die [die SED; Anm. d. Verf.] haben uns das halbe Leben geklaut', wie viele sagen, das ist falsch."

Die Gemeinde bezahlte Heinz Bräuers orthodoxe Haltung mit dem rapiden Rückgang der Gemeindeglieder:

„Von 8.000 bis 10.000 sind 1.500 übriggeblieben. [...] Heute, bei Danksagungen [nach Trauerfällen; Anm. d. Verf.], sind drei von vieren für weltliche Redner. Wir sind heute [1997] eine Minderheit."

Bräuer lag nie etwas an der Quantität, sondern an der „Qualität" der Gläubigen, also der typisch deutschen Frage nach der „wahren" Gesinnung. Bitten von Gläubigen, ihre Kinder trotz auf staatlichen Druck erfolgter Jugendweihe zu konfirmieren, gab er nicht nach. Daß auch eine völlig andere Haltung im Umgang mit Staat und Partei mit der Zeit möglich war, zeigte Bräuers Nachfolger, dessen Namen („XY") er auch auf Nachfrage nicht preisgeben wollte; zu oft war er selbst von Denunziation betroffen gewesen:

„Wir hatten einen Pfarrer hier, mein Nachfolger, der sich dem Sozialismus verschrieben hatte. Er war aus der NS-Zeit gezeichnet und hatte die auf den Sozialismus hoffende Dritte Welt im Blick. Er sagte: ‚Wir sind nicht dazu da, diesen Staat zu stürzen.'"

Peter L. Berger zufolge „können die Kirchen, als soziale „Plausibilitätsstrukturen" des Christentums entweder trachten, sich den Wirklichkeitsbestimmungen der Umwelt anzupassen oder sich als kognitive Minderheiten gegenüber dieser Umwelt zu ‚verschanzen'. Beide Alternativen bringen aber, in Anbetracht der inneren Beschaffenheit des Christentums, erhebliche Schwierigkeiten mit sich. Die erste Alternative gefährdet entschieden den geistigen Inhalt [...]"[4].

Dieser Gefahr wollte sich Bräuer offensichtlich nicht aussetzen und ging einen Weg, den Berger so skizziert hat: „Die zweite Alternative wieder kollidiert mit dem [...] Selbstverständnis der christlichen Kirchen als offenen, mit der Gesellschaft vielfältig verwobenen Institutionen."[5] Diese Kollision nahm Bräuer in Kauf. Was allerdings die „Beheimatung" in Eisenhüttenstadt betrifft, so spielt die Kirche als Identifikationsangebot heute nurmehr eine untergeordnete Rolle.

Christoph Joachim und Michael Freytag

[4] Peter L. Berger: Zur Soziologie kognitiver Minderheiten. In: Internationale Dialogzeitschrift 2/1969. Wien/Freiburg/Basel, S. 127-137.

[5] Ebd.

DONNERSTAG, 17. JULI, 8.30 UHR

Ein Stadtrundgang durch Eisenhüttenstadt

Eisenhüttenstadt, das bis 1961 Stalinstadt hieß, ist eine Neugründung zwischen der Kleinstadt Fürstenberg an der Oder und dem Dorf Schönfließ. Die Stadt wurde zeitgleich mit dem Eisenhüttenkombinat Ost (EKO) errichtet: Bereits 1950 entstanden für die EKO-Arbeiter die ersten Baracken auf dem Gebiet des heutigen Wohnkomplexes V. Ursprünglich waren vier bis fünf Wohnkomplexe für 40.000 Einwohner geplant, 1989 lebten 53.000 Menschen in Eisenhüttenstadt. 1997 zählt die Stadt sieben Wohnkomplexe und 40.000 Einwohner: Die durchschnittliche Größe der Wohneinheiten liegt bei 60 qm, das Durchschnittsalter der Bevölkerung beträgt 38 Jahre.

Das Planungskonzept des verantwortlichen Architekten Kurt W. Leucht entsprach der von der Stadtplanung des 20. Jahrhunderts propagierten Trennung von Arbeit (das Werk liegt im Norden der Stadt), Wohnen und Erholung (Naherholungsgebiete im Süden). Die Straßen sind geschwungen angelegt, zwischen den Wohnkomplexen erstrecken sich Grünflächen. Werk und Stadtzentrum sind durch eine Magistrale, die heutige Lindenallee, verbunden. Die Wohnkomplexe I-III wurden als charakteristische Blockrandbebauung im „Zuckerbäckerstil" errichtet: Wohnkomplex I liegt dem EKO gegenüber, Wohnkomplex II liegt südlicher und hat größere Wohnungen.

Die ersten Wohnhäuser – wie alle Häuser der Wohnkomplexe I und II haben auch sie Flachdächer – entstanden rund um einen zentralen Platz, der 1951/52 als „Platz des Gedenkens" im Zentrum des Wohnkomplexes I gestaltet wurde: Nachdem beim Bau der Stadt Gräber sowjetischer Soldaten entdeckt worden waren, wurde ein sowjetischer Ehrenfriedhof mit Obelisk angelegt. Gemäß der Planung von 1954 sollte dieser Platz eigentlich bebaut werden; bis heute konnten sich die Entscheidungsträger nicht auf eine neue Platzgestaltung einigen, obschon inzwischen zehn Wettbewerbe ausgeschrieben wurden.

Durch Torbögen werden die Innenhöfe der Blocks erschlossen, die nach wie vor durchgrünt und verkehrsberuhigt sind, obwohl in der Stadt ein chronischer Mangel an Autostellflächen herrscht. Schulen, Kindertagesstätten und andere öffentliche Gebäude sind in die Wohnkomplexe integriert. Auch für Einkaufsmöglichkeiten wurde gesorgt, Sport- und Freizeitanlagen liegen gut erreichbar am Stadtrand. Vor kurzem wurde der Wohnkomplex I renoviert: Stadtplanungsamt und Denkmalpflege bemühten sich dabei um eine auch in Einzelheiten originale Wiederherstellung der Bausubstanz. Die Sanierung des Wohnkomplexes II steht dagegen noch aus.

1954/55 besann man sich beim Bau des Wohnkomplexes III auf die nationale Bautradition: die Häuser sind nun in Zeilenbebauung angeordnet und besitzen Satteldächer. Die Wilhelm-Pieck-Schule wurde dagegen in neoklassizistischen Formen errichtet. 1958 wurde Leucht von seinen Planungsaufgaben entbunden, weshalb der Wohnkomplex IV von jungen Architekten entworfen und 1960 gebaut wurde. Er zeichnet sich zwar durch eine einfachere Formensprache aus, ori-

entiert sich jedoch in seiner Anlage an den drei vorhergehenden. Hier befinden sich u. a. Polizei- und Gerichtsgebäude, mehrere Schulen und auch das 1959 an zentraler Stelle errichtete, klassizistische Friedrich-Wolf-Theater an der Lindenallee. Da kein Kulturhaus vorhanden war, fanden hier Feste wie die Jugendweihe statt. Heute befindet sich im Friedrich-Wolf-Theater ein Lichtspielhaus, es wird aber auch für Konzerte und Theateraufführungen genutzt. Der Wohnkomplex V ist zur Zeit bei der Eisenhüttenstädter Bevölkerung am beliebtesten, was auch an der guten Versorgung mit öffentlichen Einrichtungen liegt. Die Planer versuchten, die Häuser möglichst in die Natur einzubinden, weshalb hier das Verhältnis zwischen bebauter Fläche und Grünanlagen auch am besten ist. Außerdem ist dieser Wohnkomplex kaum von Instandhaltungs- und Modernisierungsmaßnahmen betroffen.

Der Stadtteil Fürstenberg liegt zwischen dem Oder-Spree-Kanal und der Oder. Hier befindet sich der einzige Bahnhof Eisenhüttenstadts. Ursprünglich war zwar ein eigener Bahnhof für Eisenhüttenstadt geplant, dieser Plan wurde aber nach der Eingemeindung Fürstenbergs wieder verworfen. Jenseits des Kanals liegen auch die Wohnkomplexe VI und VII. Wohnkomplex VI wurde ab 1960 zunächst in Zeilenbauweise errichtet, später kamen Punkthochhäuser in Plattenbauweise hinzu. Wohnkomplex VII ist mit 3.200 Wohneinheiten zwar der größte, doch waren hier einmal 10.000 Wohneinheiten geplant. Ein achter Wohnkomplex sollte zusammen mit dem Warmwalzwerk im EKO entstehen. Zu beidem kam es zu DDR-Zeiten nicht mehr.

Dem Wunsch der Menschen in Eisenhüttenstadt nach privaten Gärten wurde zunächst nicht nachgegeben. Als sich allerdings Mitte der 60er Jahre die Versorgung der Bevölkerung verschlechterte, entstanden die ursprünglich nicht geplanten Kleingärten nun doch am Stadtrand, die an Bedeutung gewannen, weil sie zur Versorgung und Erholung der Menschen beitrugen. Seit der Wende läßt das Interesse an den Kleingärten aber aufgrund der schlagartig verbesserten Versorgungslage, der erhobenen Gebühren und der vielen Diebstähle nach.

Die Privatisierung der Wohnungen schreitet voran, zur Zeit befinden sich noch 51% der Wohneinheiten in städtischem Besitz. Der Wohnkomplex VII ist bereits zur Hälfte privatisiert, der Wohnkomplex VI zu einem Drittel. Die Wohnkomplexe I-IV dagegen sollen nur blockweise privatisiert werden. Die Modernisierung und Instandsetzung der Wohnkomplexe wird über öffentliche Förderprogramme und von den Bauträgern selbst bezahlt. Die Kosten der Modernisierung einer Wohnung können dabei auf die Miete umgelegt werden, die denkmalgerechte Instandsetzung der Fassade dagegen nicht. Eine Wärmedämmung gilt allerdings als Modernisierung. Fast immer müssen also Kompromisse zwischen dem Wohnträger und dem Landesamt für Denkmalpflege gefunden werden.

Philipp Böhler und Frank Garbas

Abenteuer Ethnographie: EKWler Ali Nestle im Oderhochwasser bei Eisenhüttenstadt

„Tania la Guerillera" – Über die berühmteste Eisenhüttenstädterin

Tamara Bunke – diesem Namen begegneten wir in Eisenhüttenstadt des öfteren. Wer war sie? Wir erinnerten uns dunkel an einen vor längerer Zeit im SPIEGEL erschienenen Artikel über die vermeintliche Geliebte Ché Guevaras.[1] Weitere Recherchen führten uns zu dem in Kuba verfaßten Buch „Tania la Guerillera", das in einer Übersetzung ihrer Mutter auch in deutscher Sprache im Militärverlag der Deutschen Demokratischen Republik erschienen ist.[2]

Tamara wird am 19. November 1937 in Buenos Aires geboren, wohin ihre Eltern Nadja und Erich Bunke wegen ihrer KPD-Mitgliedschaft emigriert waren. 1952 kehrt die Familie nach Deutschland zurück und läßt sich im heutigen Eisenhüttenstadt nieder. Dort besucht Tamara die Oberschule und wird Mitglied in der FDJ. Sie wird Meisterin im Schießen der Frauenklasse in der GST (Gesellschaft für Sport und Technik). Perfekt spanisch sprechend, lernt sie als Dolmetscherin 1960 Ernesto Ché Guevara kennen. Sie geht nach Kuba um im Dienste der Revolution zu arbeiten. Dort engagiert sie sich in der Frauenförderung, übersetzt Werke von Marx und Engels und hilft bei der Zuckerrohrernte.

Tamara wird dazu bestimmt, in Bolivien revolutionäre Kreise zu unterstützen. Nach einer entsprechenden Ausbildung und als Studentin mit dem Namen Laura Gutiérrez getarnt, verrichtet sie in der Hauptstadt La Paz Agententätigkeiten. Nach und nach erlangt sie beste Kontakte zur Staatsführung, unter anderem als Deutschlehrerin der Kinder des Präsidenten General Barrientos. Ihre konspirativen Aufgaben bestehen in der Organisation eines illegalen Versorgungs- und Nachrichtennetzes, der Beschaffung von Medikamenten und Nahrungsmitteln für die Guerrillakämpfer und der Ermittlung von Daten über die politische, ökonomische und militärische Stärke des Regimes: „Alles Tätigkeiten, die in ihrer Gesamtheit zur wirksamen Entwicklung der revolutionären Kräfte in ihrem Kampf gegen den Unterdrückungsapparat im Dienste der USA-Monopole und der nationalen Oligarchien beitrugen."[3]

Während ihres zweiten Aufenthaltes in einem Lager der Befreiungskämpfer um Ché Guevara wird Tamara enttarnt; jede Chance zur Rückkehr nach La Paz ist nun verbaut. Wie die Guerilleros wird nun auch sie im Dschungel von den Militärs gejagt. Am 31. August 1967 geraten sie und einige ihrer Kampfgenossen bei der Überquerung des Río Grande in einen Hinterhalt der Bolivianischen Armee, Tamara Bunke wird dabei getötet. In Teilen Boliviens wird sie daraufhin als Heilige verehrt, in Kuba erscheint die propagandistische Biografie „Tania la Guerillera". Auch in der DDR wird sie zunehmend populär und von offizieller Stelle gewürdigt, obwohl sie im April 1961 nach ihrer Ausreise nach Kuba aus

[1] Drei Leben in einer Haut. Cordt Schnibben über Tamara Bunke, Che Guevarras deutsche Guerillera. In: DER SPIEGEL 39/1996, S. 126-141.

[2] Marta Rojas/Mirta Rodríguez Calderón: Tania la Guerillera inolvidable. Havanna 1970. Dt. Übersetzung: Nadja Bunke: Tania la Guerillera. Berlin 1980.

[3] Ebd., S. 88.

der Staatsbürgerschaft entlassen worden war. Wilde Gerüchte kursieren weltweit um ihre Person: Trug sie wirklich Chés Sohn unter ihrem Herzen? War sie als Stasi-Agentin auf Ché angesetzt gewesen? Tatsache ist jedenfalls, daß im Jahre 1989 in der DDR 242 Schulen, Jugendbrigaden und Kindergärten nach Tamara Bunke benannt waren.

Martina Schuster und Daniel Weber

FREITAG, 18. JULI, 9.00 UHR:

Berlin, Stadtrundfahrt „Ost"

Unsere Stadtrundfahrt durch den östlichen Teil der Hauptstadt, dessen Geschichte uns vom geschichts- und ortskundigen Historiker Jörn Schütrumpf nähergebracht wird, beginnt vor dem Roten Rathaus. Nach Plänen des Architekten Hermann F. Waesemann 1861-69 im alten Zentrum erbaut, erhielt es seinen Beinamen wegen seines roten Ziegelmauerwerks und nicht aufgrund politischer Couleur. Im Zweiten Weltkrieg wurde das Gebäude zerstört, sein Wiederaufbau erfolgte in den 50er Jahren. Seit dem 3. Oktober 1991 ist das Rote Rathaus der Sitz des Regierenden Bürgermeisters der Stadt und der Senatskanzlei.

Wir biegen in die Karl-Liebknecht-Straße ein, wo sich zu unserer rechten der Berliner Dom erhebt. Die Hauptkirche des preußischen Protestantismus in Berlin, 1893-1905 auf Wunsch Kaiser Wilhelms II. im Neorenaissance-Stil erbaut, befindet sich gegenüber einem der wohl „prächtigsten" Bauten des DDR-Regimes: dem Palast der Republik. Dieses „Kunstwerk" entstand 1973-76 an der Stelle des 1950 gesprengten Stadtschlosses als Repräsentationsbau der DDR für die Volkskammer. Leider ist er heute derart asbestverseucht, daß niemand so recht weiß, was mit ihm geschehen soll.

Vorbei am Zeughaus, in dem inzwischen das Deutsche Historische Museum untergebracht ist, der Neuen Wache und anderen geschichtsträchtigen Gebäuden entlang der „Linden", erreichen wir das im 17. Jahrhundert erbaute Kronprinzenpalais, das 1856/57 umgestaltet, im Zweiten Weltkrieg zerstört, anschließend abgerissen und 1968/69 rekonstruiert wurde. Das Ulbricht-Regime wollte an dieser Stelle ursprünglich ein völlig neues Regierungszentrum errichten lassen, was jedoch die sowjetische Kontrollkommission verhinderte: „Die Sowjets ham halt 'n janz andres Vahältnis zur Jeschichte!" (Schütrumpf). Aha!

Durch das Brandenburger Tor und vorbei an der Fassade des wiederaufgebauten Hotel Adlon (inzwischen eingeweiht durch Bundespräsident Herzog) fahren wir in die Wilhelmstraße, wo sich alle wesentlichen Gebäude der ehemaligen preußischen Regierung befanden. Weiter geht es in Richtung Anhalter Bahnhof und Checkpoint Charlie, dem früheren Grenzübergang nach Kreuzberg (nun lediglich als U-Bahn-Station genutzt), von da aus in die Leipziger Straße.

In den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts angelegt, zählte die Leipziger Straße neben Friedrichstraße und den „Linden" einst zu den großen Flanierstraßen mit prächtigen Geschäftsgebäuden, u.a. das alte Warenhaus Wertheim – heute leider in ruinösem Zustand. Das einzige noch erhaltene historische Gebäude sind die „Spittelarkaden", die nach dem Krieg an anderer Stelle, am Spittelmarkt wiederaufgebaut wurden.

Das Nikolaiviertel, auf der Strecke zwischen Leipziger Straße und Karl-Marx-Allee gelegen, war im Krieg weitgehend zerstört worden. Die Mischung aus 1987 anläßlich der 750-Jahr-Feier der Stadt detailgetreu rekonstruierten historischen Bauten und modernen Plattenbauten läßt noch die alte Gassenstruktur erkennen. Hier befindet sich neben der 1264 erbauten Nikolaikirche, der ältesten Pfarrkirche Berlins, das Ephraim-Palais, ein ehemaliges Bankiershaus und Zeugnis jüdischer Geschichte.

Vom „Alex" biegen wir in die wichtigste östliche Magistrale Berlins ein, deren erstes Teilstück die Karl-Marx-Allee bildet. Seit dem frühen 18. Jahrhundert hieß sie „Große Frankfurter Straße", erhielt 1949 zu Ehren damaligen sowjetischen Staats- und Parteichefs den Namen „Stalinallee", ehe sie 1961 in „Karl-Marx-Allee" umbenannt wurde. Der Straßenzug war im Krieg zerstört worden; zwischen 1950 und 1965 erfolgte in mehreren Bauabschnitten der Wiederaufbau, der charakteristisch ist für den „Zuckerbäckerstil" der Sowjetarchitektur der Stalinzeit. An Planung und Bauleitung waren alle renommierten Architekten der DDR, u.a. Hermann Henselmann und Kurt W. Leucht, beteiligt.

Bereits 1949 waren an der Stalinallee zwei Laubenganghäuser nach Entwürfen von Hans Scharoun errichtet worden, die als Musterbauten gedacht waren. Als „amerikanistisch" verunglimpft, sollten sie ursprünglich wieder abgerissen werden, was allerdings durch die Sowjets verhindert wurde. In der Folgezeit entstanden die sogenannten „Arbeiterpaläste", eine scheinbar endlose Straßenflucht aus 30 bis 40 m hohen keramikverkleideten Plattenbauten, die heute unter Denkmalschutz stehen.

Über Petersburger und Danziger Straße, am Friedrichshain vorbei, erreichen wir den Prenzlauer Berg, einen der dichtbebautesten Bezirke Berlins. Um die breite Greifswalder Straße ordnen sich die Hinterhof-Mietskasernenblocks, die nach der Bildung „Groß-Berlins" (1920) errichtet wurden. Schon zu DDR-Zeiten entwickelte sich hier in den 70er und 80er Jahren ein subkulturelles Zentrum der Alternativ- und Dissidentenbewegung. Der Prenzlauer Berg wurde „freigegeben" (Schütrumpf): Studenten waren kurzerhand in die leerstehenden Wohnungen eingezogen, die Wohnungsbaugesellschaft kapitulierte. Sascha Anderson, ein „umtriebiger Alternativkünstler" (Schütrumpf), war Mitorganisator der lokalen Szene – im Auftrag der Stasi, wie sich später herausstellte. Dank Wolf Biermann ging er als „Sascha Arschloch" in die Geschichte des Prenzlauer Bergs ein.

In der Stargarder Straße wurde die Gethsemane-Kirche Ende der 80er Jahre zum wichtigsten Treffpunkt der DDR-Opposition; ein Abstecher nach Pankow hingegen führt uns zu den idyllisch gelegenen Residenzen ehemaliger DDR-Funktionäre. Auf vielfachen Wunsch halten wir auf dem Rückweg zur Innenstadt am jüdischen Friedhof im Prenzlauer Berg, der in den 70er Jahren wiederhergerichtet wurde und nun für Besucher geöffnet ist; unser Besuch wird zum beeindruckenden Spaziergang durch die Friedhofsanlagen. Unsere Stadtrundfahrt „Ost" endet in der neuen Staatsbibliothek: Nach einem Besuch der belebten Cafeteria durchdringen wir die Bibliothek und die Architektur des Gebäudes, das von Hans Scharoun geplant und 1978 eröffnet wurde.

Anja Lochner und Maria Wohlfrom

Freitag, 18. Juli, 14.00 Uhr:

Ganz Berlin ist eine Schaustelle – Eine Rundfahrt durch die deutsche Architekturhauptstadt

Am Nachmittag folgte eine architektonische Achterbahnfahrt vorzugsweise durch den westlichen Teil der Kapitale. Nach der Neuen Wache Karl Friedrich Schinkels Unter den Linden – von Heinrich Tessenow in den 20er Jahren kongenial umgestaltet und jüngst mit einer staatstragenden Kollwitz-Pietà-Kopie möbliert – erwartete uns die bauboomende Friedrichstraße mit einer Kette von Neubauten zeitgenössischer Architektenprominenz: Die Galleries Lafayettes, Nouvels Reminiszenz an die Pariser Kaufhausarchitektur der Jahrhundertwende, Peis nächtliche Lichtarchitektur und Ungers' strenge Fassadengeometrie konnten allerdings im Vorbeifahren nur eines flüchtigen Blickes gewürdigt werden.

Nun überzeugten wir uns von der erst in den 80er Jahren auf internationalen Protest hin geretteten klassizistischen Schönheit des Gendarmenmarktes: Deutscher und Französischer Dom mit dem „Weltkind in der Mitten", wie der Dichterfürst aus Weimar einst Schinkels Schauspielhaus (heute ein Konzerthaus) genannt hatte. An den im Bombenhagel untergegangenen Glanz der Leipziger Straße suchte der sozialistische Wiederaufbau mit flachen Ladenpassagen und prägnanten Hochhäusern anzuknüpfen. Nun wird das Ganze im großen Stil mit Glas- und Metallverkleidungen „modernisiert" – und dabei völlig seiner architektonischen Qualität beraubt. Vor dem ehemaligen Reichspostministerium werden wir daran erinnert, daß es auch LUI-Absolventen mitunter zu etwas bringen: Joachim Kallinich hat es bis zum Direktor des hier etablierten „Museum für Post und Kommunikation Berlin" gebracht und versorgt nun Tübinger mit Werkverträgen. Am ehemaligen Checkpoint Charlie wird der historische Stadtgrundriß durch Neubauten bis zur Unkenntlichkeit verändert – überdauert womöglich allein die im Kalten Krieg eingerichtete „Geisterbahn" (Korff) des gleichnamigen Museums die Zeiten?

Wir fahren weiter ins ehemalige Presseviertel der Stadt, das – einst geprägt durch die jüdischen Häuser Ullstein und Mosse – immer noch vom 60er-Jahre-Architektur-Dino des Springer-Hochhauses dominiert wird. Zum Glück lesen heute nicht nur diejenigen, die damals die Enteignung Springers forderten, ein Blatt,

das in einem wunderschönen Jugendstilhaus in der benachbarten Kochstraße produziert wird: in Nr. 18 residieren Redaktion und Verlag der „taz".

Auf dem Weg nach Kreuzberg, wo durch die IBA 1987 ein Modell für ein ‚neues' urbanes Bauen implantiert wurde, erreichen wir, manchen Kritikern zufolge, einen der größten architektonischen Würfe unseres Jahrhunderts: das Jüdische Museum von Daniel Libeskind (D/USA). Kein anderes unter den vielen Museumsprojekten der Hauptstadt hat in der Vergangenheit derart für (leider nicht nur positive) Schlagzeilen gesorgt wie dieser Neubau neben dem Berlin-Museum im ehemaligen Reichskammergericht des 18. Jahrhunderts, dessen Innenausbau bereits weit fortgeschritten ist und der 1999 eröffnet werden soll. Libeskind war aus dem bereits 1987 ausgeschriebenen Wettbewerb als Sieger hervorgegangen; sein Entwurf ist der atemberaubende Versuch, die von Berlin ausgehende Vernichtung der europäischen Juden mit architektonischen Mitteln zu fassen. In der Tat fährt – aus der Luft betrachtet – der metallene Baukörper „wie ein Blitz" in die deutsche Geschichte. Libeskind hat mit diesem Fremdkörper aus den zwei gegeneinander versetzten und verquerten Dreiecken des Davidsterns einerseits eine Architektur geschaffen, deren museale Bespielung auf mehreren Ebenen noch völlig ungeklärt ist (der ehemalige Direktor Amnon Barzel sprach von einem „beschissenen Bau"), andererseits aber eine „architecture parlante", die ohne Zweifel geeignet wäre, die Funktion des umstrittenen Holocaust-Mahnmals zu übernehmen, für das Libeskind allerdings jüngst einen eigenen Entwurf präsentierte.

Auf dem Weg ins Tiergarten-Viertel passieren wir die Uferstraßen des Landwehrkanals, in dem im Januar 1919 die Leichen der im Tiergarten ermordeten Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht trieben. Vorbei an der Neuen Nationalgalerie Mies van der Rohes, der Philharmonie Scharouns, dem Wissenschaftszentrum Stirlings und dem Shell-Haus der 20er Jahre erreichen wir das ehemalige Reichskriegsministerium: Wo am 20. Juli 1944 Angehörige des Widerstands hingerichtet wurden, ziehen bald Volker Rühe und seine starke Truppe ein – ein etwas verqueres Geschichtsverständnis offenbart sich da. In der ehemaligen Villa des Bankiers Van der Heydt residiert heute – arm und reich zugleich – die Stiftung Preußischer Kulturbesitz, das sehenswerte Bauhaus-Archiv wurde nach Entwürfen von Walter Gropius erst nach dessen Tode errichtet. Einmal mehr werden wir nun mit den Überbleibseln der NS-Hauptstadt-Planung konfrontiert: Die Siegessäule wurde 1938 vom Reichstagsgelände in den Tiergarten versetzt, ein Jahr später ließ Speer seine Ost-West-Achse zwischen Olympiastadion und Brandenburger Tor anlegen.

In unmittelbarer Nachbarschaft des Hansa-Viertels (IBA 1957) bezieht Roman Herzog bald das neue Bundespräsidialamt, weil ihm Schloß Bellevue (das 1929-1934 als Museum für Deutsche Volkskunde, unter Göring dann als Gästehaus der NS-Regierung diente) zu klein geworden ist. Auch Helmut Kohl hat sich unter die Häuslesbauer begeben: Axel Schultes plant für ihn das neue Bundeskanzleramt neben dem Wallot'schen Reichstag, dessen auratische Schwere Sir Norman Foster durch ein transparentes Glasdach etwas erträglicher macht. Die Deutsche Bahn AG gehört ebenfalls zu den wichtigen Berliner Bauherren: Sie

macht die Stadt zum Knotenpunkt der Einheit und läßt deshalb in unmittelbarer Nähe des Regierungsviertels einen neuen Hauptbahnhof aus dem Boden stampfen. Etliche der alten Hauptstadtbahnhöfe haben dagegen ausgedient und werden nun umgenutzt; im ehemaligen Hamburger Bahnhof etwa hat die Abteilung Gegenwartskunst der Nationalgalerie ein optisch ansprechendes neues Domizil gefunden.

Wir steuern ein letztes Mal gen Osten: Vorbei an Bertold Brechts letzter Lebensstation, der Chausseestraße, erreichen wir die Oranienburger Straße, wo sich in der Luftkriegsruine eines ehemaligen Kaufhauses das längst legendäre „Tacheles" etabliert hat; auch unsere Reiseleitung zeigte sich übrigens von diesem cosmopolitanen Zentrum der Alternativ-Kultur beeindruckt.

Auf der architektonisch hochkarätig besetzten Museumsinsel wird in der „Maikäferkaserne", einer ehemaligen Gardekaserne neben dem Bode-Museum, das „Zentrum für historische Bildkunde", ein gemeinsames Projekt von Humboldt-Uni (Horst Bredekamp), Stiftung Preußischer Kulturbesitz und DHM, eingerichtet. Über die „Linden" erreichen wir den Pariser Platz vor Langhans' Brandenburger Tor, wo die unterschiedlichen (und mitunter seltsamen) Wege des Wieder-Aufbaus der Stadt besonders augenfällig werden: in das steinerne Ambiente des historisierenden Architektur-Surrogats Hotel Adlon auf der einen und Josef Paul Kleihues' Rekonstruktion des Liebermann-Hauses auf der anderen Seite wird sich wird sich Günther Behnischs gläsern-transparenter Neubau der Akademie der Künste nur schwerlich einfügen.

Auf dem Gelände des ehemaligen Führerbunkers soll im Januar 1999 der Grundstein des geplanten Holocaust-Mahnmals gelegt werden. Den prämierten Entwurf von Christine Jackob-Marks hatte 1995 das Veto Helmut Kohls zu Fall gebracht; in einem zweiten Wettbewerb kamen nun Anfang 1998 vier von 19 Entwürfen in die engere Wahl: Daniel Libeskind, Peter Eisenmann & Richard Serra, Jochen Gerz und Gesine Weinmüller haben gute Chancen, diesen hochsensiblen Gedächtnis-Ort zu gestalten – wenn überhaupt eine adäquate Form des Gedenkens gefunden werden kann.

Zum hoffnungslosen Unterfangen gerät die Zusammenfassung der Eindrücke einer solchen Rundfahrt auf wenigen Seiten; ganz bewußt bleibt in dieser persönlichen Auswahl allerdings der Kulminationspunkt der Berliner Neu-Bau-Euphorie am Potsdamer Platz ausgeklammert: davon sollte man sich in der virtuellen Erlebniswelt der feuerroten Info-Box selbst ein Bild machen.

Andreas Vogt

Gudrun Silberzahn-Jandt

Von der Wärme und dem „Sich-Erkälten"

Vorstellungs- und Verhaltensdimension Wärme bei Frauen.[1]

Der Vorstellungs- und Verhaltensdimension „Wärme" kommt bei der Entstehung und Behandlung leichterer Erkrankungen eine große Rolle zu. Schon allein in der umgangssprachlich geläufigen Benennung von Infekten der oberen Atemwege als „Erkältung" spiegelt sich eine nach wie vor geläufige Vorstellung von der Krankheitsentstehung, nämlich einem zu viel an Kälte. Mit der sprachlichen Konstruktion „sich zu erkälten" wird zudem ein aktives Moment impliziert. Das „Sich-Erkälten" oder „Sich-Verkühlen" ein Ausdruck, der sich im schwäbischen auch auf Infekte der Harnblase erstreckt, stellt sich also von der grammatikalischen Konstruktion als aktives Handeln dar. Vielfach scheint die sprachliche Ordnung auf das Bild der Krankheitsentstehung übertragen zu sein, wenn Erkältungen als zumindest zum Teil selbstverschuldete oder selbstverursachte Krankheiten angesehen werden, die man bei richtigem Verhalten hätte verhindern können. Ob nun dieses Bild der fehlenden Wärme als laienätiologische Erklärung von Erkältungskrankheiten häufiger von Frauen als von Männern angeführt wird, konnte in dieser qualitativ angelegten Studie[2] nicht überprüft werden. Aus anderen Untersuchungen ist jedoch hinreichend bekannt, daß Männer weniger am Thema Gesundheit und Krankheit interessiert sind und sich weniger ausführlich dazu äußern.[3] Frauen sehen sich vielfach für den Bereich Gesundheit und Krankheit in ihrem sozialen Umfeld, ihrer Familie, ihrer Haus- oder Lebensgemeinschaft verantwortlich und dieses Handlungsfeld deckt sich mit den an ihnen gestellten Erwartungen. Auch der Blick in Ratgeberliteratur verkündet keine grundlegende Veränderung in der geschlechtlichen Arbeitsteilung. Nach wie vor sind es vornehmlich Frauen, die für die Pflege ihrer Angehörigen zuständig sind.[4] Das Wissen der Frauen um die Entstehung und Behandlung von Krankheiten ist in einem nicht zu unterschätzenden Maß mündlich durch Verwandte oder Freundinnen tradiert.[5] Es spricht einiges für die Existenz einer relativ eigenständigen Gesundheitskultur von unten, deren Wurzeln bis weit in früher bedeutungsvollere Traditionen einer „Volksmedizin" zurückreichen.[6] Wärme ist in dieser Vorstellung nicht allein als physikalische Größe, als richtige Körper- oder Raumtemperatur gemeint, sondern steht auch für eine angemessene emotionale warmherzige Beziehung, die eine Krankheit verhindern oder der Genesung behilflich sein kann.

Vom „Sich-Erkälten"

Das Wissen, daß Erkältungskrankheiten durch Viren verursacht und durch Tröpfcheninfektion übertragen werden, ist zum Allgemeingut geworden.[7] Doch dies erklärt nicht, warum manch einer und eine trotz engstem Kontakt nicht erkrankt und der oder die andere wiederum ständig. In Gesprächen über solche leichteren Infekte wird sowohl auf tradierte wie auch auf postmodern ökologische Vorstellungs- und Erklärungsmuster[8] zurückgegriffen. Hier wie dort kommt der Vorstellung „Wärme" eine besondere Bedeutung zu. Wenn Eva U. berichtet: „dann war ich wieder zwei Tage in meiner Wohnung und hatte ständig kalte Füße und hatte danach wieder schlimmer den Schnupfen,"[9] so zeigt diese Erzählpassage eine monokausale Erklärung und die zentrale Bedeutung von Wärme. Erscheint hier Wärme zunächst als eine physikalische Einheit, so läßt der weitere Verlauf des Gesprächs erkennen, daß es sich auch um die Pflege der Psyche und die Fürsorge handelt, wenn es weiter heißt: „ja, da war ich wieder für alle anderen da, für

---

1 Leicht verändertes Manuskript des Vortrags gehalten auf dem 1. Internationalen Kongreß Frauen im Gesundheitswesen Der kleine Unterschied vom 6.-8. März 1997 in Wien.

2 Im Zeitraum vom Dezember 1996 bis Februar 1997 führte ich zwölf qualitative Interviews. Diese sind zum Teil transkribiert. Es handelte sich um offene Gespräche über Krankheit.

3 Vgl. dazu z.B. Dina Stahn: Medizinische Selbsthilfemaßnahmen. Praxisformen und Deutungsmuster. Unveröffentl. Magisterarbeit am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft. Tübingen 1993, S. 99f. Sie schreibt über ihre Erfahrungen: „Der Faktor persönlicher Betroffenheit, dessen wichtige Rolle als Maß für den Auseinandersetzungsgrad mit dem Themenkomplex Gesundheit/Krankheit auch in dieser Studie belegt werden konnte, bietet eine Erklärungsmöglichkeit für das geringe Interesse der Mehrzahl der befragten Männer an diesem Themenkomplex und erklärt genauso das hohe Interesse der Mütter an diesem Bereich. Wie gezeigt wurde, bildet die Mutterschaft eine wichtige Schnittstelle des medikalen Verhaltens, der eine erhöhte Aufmerksamkeit bzgl. aller Körpervorgänge und Gesundheit mit sich bringt und sich in der Behandlung von Kinderkrankheiten weiter ausdehnt. Vaterschaft scheint dies nicht unbedingt nach sich zu ziehen."

4 Für diese Arbeit nahm ich eine Sichtung der in der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart vorhandenen Ratgeberliteratur vor. Und nur in wenigen Ausnahmen werden Männer als Pflegende angesprochen. In diesem Fall betreuen sie ihre Frau.

5 Vgl.: Stahn 1993, S. 99f.

6 Vgl. dazu Arbeiten von Jutta Dornheim.

7 Vgl. dazu Christoph Drösser fragt: Vom Frieren und vom Naßwerden bekommt man eine Erkältung – Stimmt's? In: Die Zeit, 15. August 1997.

8 Zu Vorstellungen des Körpers als Ökosystem siehe Barbara Duden, Beate Zimmermann: Die ökologische Enteignung des Körpers. In: Politische Ökologie 14. Jg. 1996 Heft 47, S. 64-67. Sie verweisen auf die Bedeutung des Immunsystems, das heute als der entscheidende und beeinflußbare Faktor für Gesundheit und Krankheit gesehen wird. Zur Gesunderhaltung wird in diesem Konzept auch vermehrt die Bedeutung des Lebensstils miteinbezogen. Was zunächst als vielversprechende Denkweise erscheint treibt inzwischen Blüten, denn Gesundheit und Krankheit werden als beeinflußbare Größen erachtet, gesellschaftliche Bedingungen nicht beachtet, Krankheit wird auf falsches, schuldhaftes Verhalten zurückgeführt. „Der neue ‚ökologische Körper' ist ein vermessener, risikobehafteter, versicherungsbedürftiger Körper. Die individuelle Befindlichkeit gilt nicht für sich, sondern nur im Bezug zu grundsätzlich uferlosen Daten." S. 67.

9 Gespräch mit Eva U. im Februar 1997.

die Volontärin bei der Arbeit, für das Projekt, das abgeschlossen werden mußte und an mich dachte ich zu allerletzt, manches mal war ich dann abends einfach auch zu müde um tüchtig einzuheizen in der Wohnung."[10]
In anderen Gesprächen dominiert eine Vorstellungswelt vom Körper als Immunsystem, wobei in diesem Ideengefüge dem Faktor Lebensstil als präventiver Maßnahme eine entscheidene Rolle zukommt und dabei wiederum die richtige Wärme ihre Funktion erhält. Dina Stahn, die laienmedizinische Vorgehensweisen untersuchte kommt bei Erkältungskrankheiten zu dem Ergebnis, „daß der persönlichen Verantwortung ein breiter Raum bei der Krankheitsentstehung eingeräumt wird. Dabei ergab sich ein auffälliger Unterschied: Personen der Mittelschicht haben mit diesem selbstverantwortlichen Bereich einen psychisch definierten Sektor gemeint, Personen aus dem bäuerlich handwerklichen Milieu verstanden darunter Ernährung und Kleidung."[11] Hinter beiden Komplexen, dem Gefühlsleben und der Ernährung und Kleidung steckt das Vorstellungs- und Verhaltensmuster „Wärme" in verschiedener Ausprägung. Eine Verknüpfung des direkten Wortsinns „Wärme" mit dem übertragenen findet dort statt, wo die Sorge für eine Person übernommen wird, also auch die Pflege, das Ankleiden, Füttern etc., wenn Frauen Kinder oder ältere Angehörige versorgen. Eine der befragten Frauen, Heike R. faßt ihre Beobachtungen in Bezug auf das Verhalten von Müttern zusammen: „Und das mit der Wärme, ja, es erscheint mir gerade unter Frauen auch zu zeigen, wie sie in Konkurrenz treten als die Hüterinnen für Gesundheit und Wohlbefinden. So als ob sie es allein beeinflussen könnten ob jemand krank wird oder nicht. Wenn eine also sagt: ‚Aber mein Kind war den ganzen Winter nicht krank', dann weist diese Frau sich als kompetent aus als diejenige, die für ihr Kind richtig sorgt, die richtige Wärme angedeihen läßt. Wärme ist dabei die Metapher und das Symbol für Pflege, Fürsorge und vieles mehr."[12]

Vorstellungen von Selbstverschuldung von Krankheit ob nun bei einer Erkältung oder einer anderen Erkrankung werden in vielen Laienvorstellungen wiederholt geäußert.[13] So berichtet Elke S. von einem Gespräch mit ihrer Mutter, die ihr vorhielt: „Kein Wunder, daß die kleine (Tochter) Iris krank wurde, wenn sie ständig kalte Füße hat und Du ihr keine warmen Socken anziehst."[14]

Bisher waren als thermische Dinge die Wohnung und die Kleidung, im letzten Beispiel die warmen Socken erwähnt. Nun soll es um das Bett gehen, ein Ort der Wärme der Ruhe und der Sexualität.

[10] Ebd.
[11] Stahn 1993, S. 102.
[12] Gespräch mit Heike R. im Februar 1997.
[13] Vgl.: Stahn 1993, S. 87.
[14] Gespräche mit Elke S. Januar 1997.

Thermische Orte

Frauen sind, so resümiert Cornelia Helfferich „anders krank"[15] als Männer. Es gibt, so die Ergebnisse verschiedener epidemiologischer Studien, eine unterschiedliche Häufigkeit für diverse Krankheiten bei Männern und Frauen. Was aber darüberhinaus dieses andere Kranksein ausmacht, wie es sich im alltäglichen und auch banalen darstellt ist bisher nur in Ansätzen erforscht.[16] Dazu muß das tatsächliche Verhalten bei einer Erkrankung nicht nur im Hinblick auf Arztbesuch und Medikation sondern bezogen auf alltägliches Handeln hinterfragt werden. Das heißt für die Verhaltensdimension Wärme ganz konkret auch, daß die Fragen, wer legt sich wann ins Bett, wer läßt sich die wohlige Bettwärme und Bettruhe angedeihen, bisher nicht gestellt worden sind.
Bei meiner Suche nach Studien zu diesem Themenkomplex sichtete ich auch historische Arbeiten und fand dabei jenes sehr prägnante Beispiel bei Robert Jütte für das 17. Jahrhundert. Er schreibt: „Wichtigstes Krankheitssymptom war und ist immer noch das Fieber als Begleitsymptom zahlreicher Erkrankungen. Das mit dem Fieber einhergehende allgemeine Schwächegefühl macht es in der Regel unmöglich, die Alltagsroutine aufrechtzuerhalten, so daß bei Andauer dieses Symptoms die Bettruhe und damit die Annahme der Krankenrolle in den meisten Fällen unumgänglich erscheint."[17] „Bettruhe ist nicht nur eine Begleiterscheinung der Krankheit, sie ist gleichsam ein Synonym für den Zustand, für das Kranksein schlechthin."[18] „Wer sich tagsüber ins Bett begab, signalisierte also seiner sozialen Umgebung, daß er ernsthaft krank war."[19] Aus den „zahlreichen Beispielen" wie die Menschen des 17. Jahrhunderts die Annahme der Krankenrolle hinausschoben, indem sie sich erst dann ins Bett begaben, wenn es gar nicht anders ging, findet sich folgende Auswahl: „Eine vierzigjährige Frau, die an einem äußerst schmerzhaften Abszeß im Bereich der Ohrspeicheldrüse litt, versorgte noch 14 Tage den Haushalt, bis schließlich hohes Fieber und heftige Schwindelanfälle sie zwangen, sich ins Bett zu legen. Ähnlich verhielt sich ein zehnjähriges Mädchen, bei dem ständige Gewichtsabnahme trotz normalen Appetits schlimmes befürchten ließ. (...)" Und zuletzt noch wird das Verhalten einer Frau Weinberg angeführt, die „zunächst bei einem fieberartigen Anfall zu allerhand Arzneien griff, aber als alles nicht half, ‚sich in das leger moist begeben'."
„Die Furcht" so interpretiert es Jütte, „daß man von dem Krankenbett nicht wieder aufstehen würde, war damals sicherlich begründeter als heute. So ist es nur verständlich, daß sich mancher Hoffnung auf Genesung machte, in dem er wenn

[15] Vgl. Cornelia Helfferich: Quo vadis, Frauengesundheitsforschung? Zeitschrift für Frauenforschung Heft 4, 1994, S. 7-19; hier S. 11.
[16] Jutta Dornheim: Kranksein im dörflichen Alltag. Soziokulturelle Aspekte des Umgangs mit Krebs. Tübingen 1983. Günther Barthel: Schichtspezifisches Gesundheits- und Krankheitsverhalten und laienätiologische Vorstellungen. Dautphetal 1981.
[17] Robert Jütte: Ärzte, Heiler und Patienten. Medizinischer Alltag in der frühen Neuzeit. München, Zürich 1991, S. 34.
[18] Ebd., S. 163.
[19] Ebd., S. 164.

es ihm nur eben physisch möglich war, vom Bett aufstand, im Haus umherging, an den Mahlzeiten teilnahm oder, falls er erschöpft war und ein Ruhebedürfnis verspürte, sich auf einem Raststuhl niederließ, statt wieder ins Bett zu gehen."[20] Interessant ist hier bei den drei von Robert Jütte fürs 17. Jahrhundert angeführten und ausgewählten Quellen, daß es sich in allen drei Fällen um Frauen handelte.

Heute sind es vor allem die gesellschaftlichen Bedingungen, die vielen Frauen ein schonendes, kurierendes Verhalten, das Sich Hinlegen im warmen Bett verunmöglichen. Für Frauen zählt das bei Krankheit gewöhnlich geltende Recht für Pflichtenbefreiung vor allem im familiären Bereich noch immer weniger stark als für Männer und hier manifestiert sich nach wie vor die enge Verknüpfung zwischen Frauenrolle und der Pflicht für die Familie dazusein.[21] Zutreffend beschreibt dieses Verhalten die von mir befragte Anja B.: „Bis ich mich mal ins Bett lege, das dauert. Aber diesmal mit über 39 Fieber, da war mir alles grad egal. Ich konnte auch nicht anders. Da mußte halt der Franz die beiden Kinder versorgen. Aber er hat nur das Nötigste gemacht – daß er mal staubsaugt, das fällt ihm doch nicht ein."[22] Dies entspricht der einem Team von Sozialwissenschaftlerinnen formulierten „Durchhaltestrategien". Sie führen aus: „Aufgrund ihrer Belastungen durch die Familie und der Notwendigkeit, ständig für Kinder, Mann und Haushalt präsent zu sein, seien Frauen gezwungen, in alltäglichen und belastenden Lebenssituationen durchzuhalten, d.h. nicht krank zu werden, sich ihrem Unwohlsein nicht hinzugeben, nicht aus der Situation auszubrechen."[23]

Alltagsgegenstände können eine ausgeprägte Gedankenverbindung zur Wärme ziehen. „Eine Teekanne ist ein warmer Gegenstand, weil sie heißen Tee enthält. aber auch wenn die Kanne leer ist, gehört sie für uns zu den warmen Dingen. Die Schmusedecke, die der Dreikäsehoch überall hin mitschleppt, ist vielleicht deshalb sein Lieblingsspielzeug, weil das Kind dadurch an das Gefühl von Wärme und Wohlbefinden erinnert wird, das es im Bett hat, und das dem Gefühl von Sicherheit und Wärme gleichkommt, das ihm die Mutter gibt, wenn sie das Kind in den Armen hält. Wie dieses kleine Kind mögen wir insbesondere die Dinge, die uns Wärme beziehungsweise Kühlung genau dann verschaffen, wenn wir sie brauchen oder haben wollen."[24] Diesbezüglich läßt sich nun fragen ob Frauen und wenn ja welche Frauen statt der Bettruhe und Bettwärme, wenn sie sich diese nicht gönnen können, in anderer Form sympathische Wärme zukommen lassen. Tragen sie vielleicht ihren Lieblingsschal, trinken heißen Tee, legen sich in die heiße Badewanne...?

[20] Ebd., S. 165f.

[21] Vgl. Jutta Dornheim: Zum Zusammenhang zwischen gegenwarts- und vergangenheitsbezogener Medikalkulturforschung. Argumente für einen erweiterten Volkskulturbegriff. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung. Neue Folge 19/1986, S. 25-41.

[22] Gespräch mit Anja B. im Februar 1997.

[23] Rosemarie Klesse, Ute Sonntag, Marita Brinkmann, Ulrike Maschewsky-Schneider: Gesundheitshandeln von Frauen. Leben zwischen Selbst-Losigkeit und Selbst-Bewußtsein. Frankfurt/M., New York 1992, S. 185f.

[24] Lisa Heschong: Thermische Orte. In: Michael Andritzky et al. (Hg.).: Wieviel Wärme braucht der Mensch. Lesebuch zur gleichnamigen Ausstellung. München 1995, S. 58-62; hier S. 58.

Aus dem Institut

Joel Berger (Foto: Ulrich Hägele)

Herzliche Glückwünsche nach Stuttgart: Württembergs Landesrabbiner Joel Berger, der das LUI-Lehrangebot seit über zehn Jahren mit Judaica-Seminaren bereichert, wurde die Ehrendoktorwürde der Universität Tübingen verliehen! Seit seinem ersten Seminar im Wintersemester 1986/87 fasziniert Berger, der als gebürtiger Ungar via Schweden und Bremen nach Stuttgart kam, nicht nur LUI-Studierende bei seinen Veranstaltungen zu jüdischer Volkskultur durch seine anschauliche und mitreißende Erzählweise. Höhepunkte der fächerübergreifend geschätzten Lehrveranstaltungen waren immer wieder die Exkursionen, auf denen sich dank Bergers Kontakte nicht nur in Wien, Budapest, Krakau, Prag oder Berlin manche Türen öffneten. Den passenden Rahmen zur Verleihung der Ehrendoktorwürde lieferte am 4. Mai 1998 ein Festakt im Schloß. Neben etlichen Laudationes waren dort auch Vorträge des Straßburger Kultursoziologen Freddy Raphael (auch er seit langem dem LUI verbunden) zu rabbinischer Kultur und von Utz Jeggle zu schwäbischen Rabbinern zu hören. An die herzlichen Glückwünsche an den weltläufigen Gelehrten schließt sich die Hoffnung auf eine lange Fortsetzung der Zusammenarbeit an.

Nicht ein, nein zwei Ausstellungen setzen im Sommersemester die Tradition der LUI-Ausstellungen im und – in diesem Falle – um den Haspelturm fort. Seit 23. April bis voraussichtlich 1. Juni ist zunächst in der vertrauten Umgebung des Ausstellungsraums „Das Outfit der Wissenschaft" zu besichtigen. In dem Studienprojekt ging es um die symbolischen Repräsentationen akademischer Fächer, um die Urteile und Vorurteile, die Selbst- und Fremdbilder, Gemeinsamkeiten und Unterscheidungsmerkmale in den Fachkulturen der Biologie, Jura und Empirischen Kulturwissenschaft. Die erkenntnisleitenden Fragen des Projekts hat dessen Leiter Bernd Jürgen Warneken in „attempto" skizziert: „Kann man sagen, daß Jurist(inne)n eher auf ‚soziales Kapital', EKWler(innen) eher auf ‚moralisches Kapital' und Biolog(inn)en einfach auf ‚kognitives Kapital' setzen? Welche vorder- und hintergründigen Bedeutungen hat es, daß das Ludwig-Uhland-Institut im – wie das ein britischer Reiseführer von 1990 nennt – ancient kernel der Stadt liegt, das Juristische Seminar in der main faculty area und die Biologie im new science campus? Aber auch: Werden im multikultur-freudigen Ludwig-Uhland-Institut Krawattenträger womöglich stärker ausgegrenzt als Lumpenjeansträger im Juristischen Seminar?"

Nicht die Leute kommen ins LUI, das LUI kommt zu den Leuten: Fast nahtlos schließt sich ab 10. Juni das Studienprojekt „Tanzlust – empirische Untersuchun-

gen zu Formen alltäglichen Tanzvergnügens" an, das mit seinem mobilen Ausstellungsuntersatz (ein Daimlerbus; Bj. 1974; 600 000 gefahrene Kilometer!) übers Land tingeln möchte. Nachdem in dem Projekt unter Leitung von Ute Bechdolf Landdiscos, Tanztees und Technoclubs besucht und gegenwärtige Tanzpraktiken in der Region erkundet wurden, sollen die Ergebnisse in dem umgebauten Reisebus zurück zum Tanzvolk gebracht werden. Die Türen öffnet das Ausstellungsmobil erstmals am 10. Juni um 19 Uhr auf dem Tübinger Marktplatz. Parallel zur Tanz-Tour läuft ab 6. Mai im „Museum" eine Filmreihe, in der einmal pro Woche Tanzfilme gezeigt werden.

Nachdem im letzten Ko-Blatt ausführlich die Personalsituation am LUI inklusive sämtlicher Streichungen und Besetzungen referiert wurde, für heute nur ein paar nachgeschobene Neuigkeiten: Zum 1. April hat nun Kaspar Maase seine halbe Ratsstelle angetreten. Er wird semesterweise alternierend mit Bernd Jürgen Warneken im Institut präsent sein. Immer noch nicht besetzt werden konnte die C2-Hochschulprofessur, mit der vor allem die bei bislang nur drei Prüfungsberechtigten unfreundliche Betreuungssituation der rund 550 Studierenden verbessert werden soll. Nachdem die Ausschreibung am 1. April auslief, kann jedoch definitiv mit einer Besetzung zum kommenden Wintersemester gerechnet werden.

Erfreulich ist die räumliche Ausdehnung des LUI vom vergangenen Wintersemester, nach der das Institut nunmehr auch im Ostflügel des Tübinger Schlosses zuhause ist. Im dortigen Fünfeckturm stehen dem Institut nach der Umzugsrochade vom vergangenen Wintersemester 300 Quadratmeter zur Verfügung, auf denen sich die ausgewanderten Utz Jeggle und Ute Bechdolf eingerichtet haben. Ihren Arbeitsplatz haben dort außerdem Sabine Kienitz und Klaus Schönberger, die an ihren DFG-Projekten sitzen. Auf der schmucken Etage ist außerdem die EDV der TVV beheimatet. All dies wurde an einem langen Winterabend gebührlich mit einigen Flaschen Schaumwein begossen!

Friedemann Schmoll

Aus dem Verein

Die Tübinger Vereinigung für Volkskunde kann auf ein recht erfolgreiches Jahr 1997 zurückblicken: Neuerscheinungen in der Reihe „Untersuchungen" waren die Dissertationen von *Martina Schröder* über „Freilichtmuseen in Baden-Württemberg" (Band 86) und von *Uwe Degreif* über Kunstkonflikte in Baden-Württemberg (Band 87 unter dem Titel „Skulpturen und Skandale"). Desweiteren ist die mit vielen Illustrationen versehene Dissertation „Fotodeutsche" von *Uli Hägele* über Deutschenbilder in der französischen Presse der 30er Jahre erschienen. Als besonderer Verkaufsschlager erwies sich die als Band 18 der Reihe „Studien und Materialien" veröffentlichte Untersuchung von *Elisabeth Timm* über die „Reutlinger Geiselerschießung" im Jahre 1945. Das Kaufinteresse war so groß, daß dieser Titel bereits kurz nach Erscheinen vergriffen war. Die zweite Auflage konnte bereits bis auf einige wenige Exemplar abgesetzt werden.

Im Rahmen eines Projektes über die Schwaben unter der Leitung von Utz Jeggle wurde von April bis Juni 1997 eine Ausstellung im Haspel-Turm des Schlosses präsentiert. Der unter dem Titel „Schwabenbilder" erschienene Begleitband wurde während der Ausstellung zu einem Sonderpreis verkauft. Dieses Angebot wurde von den Besuchern rege wahrgenommen. Auch die TVV-Mitglieder konnten sich über den Band freuen, der als Jahresgabe pünktlich zu Weihnachten zugestellt wurde.

Im Pariser Verlag „Éditions de la Maison des Sciences de l'Homme" wurde unter dem Titel „Kleiner Grenzverkehr/D'une rive à l'autre" eine internationale Aufsatzsammlung veröffentlicht. Sie entstand in Kooperation des Ludwig-Uhland-Instituts mit KultursoziologInnen aus Straßburg und kann zu dem sehr günstigen Preis von 40,– DM bei der TVV bezogen werden.

Die Vorbereitungen für die nächsten Publikationen sind in vollem Gange: Die Herausgabe der Dissertationen von *Beate Binder* („Elektrifizierung als Vision") und von *Helga Hager* (über Hochzeitskleider in katholischen Ortschaften) sind als nächstes vorgesehen. Das unter dem Titel „Judendörfer in Württemberg" als Band 23 erschienene – und schon länger vergriffene – Buch von *Utz Jeggle* wird mit einem Nachwort in einer Neuauflage erscheinen. Die Magisterarbeit von *Ralf Grabowski* über Volksmusik-Fanclubs wird in den „Studien und Materialien" veröffentlicht werden. Außerdem ist in dieser Reihe erstmals ein Sammelband mit Kurzversionen von vier Magisterarbeiten über populare Religiosität geplant.

Als Projektveröffentlichungen außerhalb dieser beiden Reihen ist ganz aktuell der Band „Das Outfit der Wissenschaft" (Projekt unter der Leitung von Bernd Jürgen Warneken) erschienen. Außerdem sind als weitere Veröffentlichungen vorgesehen: Tanzen unter der Leitung von *Ute Bechdolf* und Rochus-Verehrung unter der Leitung von *Gottfried Korff*. Außerdem steht eine Neuauflage des Standardwerks „Volkskunde" von *Hermann Bausinger* an.

Eine Neuerung am Layout der beiden aktuellsten „Untersuchungen"-Bände ist die eingedruckte CiP-Titelaufnahme, da seit Juni 1997 die TVV am CiP-Programm der Deutschen Bibliothek teilnimmt.

Für die Mitglieder ist der Erwerb von TVV-Büchern noch interessanter geworden, seit im letzten Jahr der Rabatt auf 35% erhöht wurde. Zudem konnten von September 1997 bis März 1998 im Rahmen eines Sonderverkaufs einige der TVV-Veröffentlichungen zu stark reduzierten Preisen erworben werden. Die Resonanz war überwältigend.

Der Sonderverkauf und der gute Absatz der übrigen Neuerscheinungen haben zu einer erfreulichen Haushaltsbilanz für das Jahr 1997 geführt. Die genaue Jahresbilanz ist bei der TVV erhältlich. Mit einem veränderten Personalteam sind wir ins neue Jahr gestartet: Die Buchproduktion liegt nun in den Händen von Steffen Rompel und Annukka Stratmann. Für Mitgliederverwaltung, Werbung und Vertrieb sind Kerstin Hopfensitz, Isolde Metz und Gabriele Reichel zuständig.

Elke Bidell-Jauch

Lehrprogramm im Sommersemester 1998

Vorlesung

Museum: Zur Aktualität einer Institution (mit Begleittutorium): 2 st., Do 11-13 (Hörsaal Neue Aula)

Korff

Grundstudium

Grundzüge historisch-sozialwissenschaftlichen Argumentierens: Wetter: 2 st., Di 11-13 (Fünfeckturm) *Jeggle*

Grundzüge historisch-sozialwissenschaftlichen Argumentierens: Zur Geschichte und Theorie von Jugendkultur(en): 2 st., Mi 9-11 (LUI) *Maase*

Empirische Verfahren: Erinnerungsarbeit als Methode der Medienrezeptionsforschung: 2 st., Blockseminar vom 20.-22.4.98, jeweils 10-13 u. 14-18 sowie 24.4., 9-14 (LUI) *Hipfl*

Kulturtheorien: 3 st., Di 9-12 (LUI) *Maase*

Mit dem Fotoapparat ins Forschungsfeld: 2 st., Mi 11-13 (LUI) *Hägele*

NS-Bilderpolitik und ihre Rezeption in den Nachkriegsgenerationen: 2 st., 3 x 4 Stunden am 28.4., 19.5., 23.6.98, jeweils 14-18 und Blockphase während der Sommeruniversität vom 20.-23.7.98 (LUI) *Hoffmann-Curtius*

Einfach hingegangen? Zum Verhältnis von Forschenden und Feld: 2 st., Do 9-11 (LUI)

Pyka/Roller

Hauptstudium

Unterhaltungskulturen. Seminar im Rahmen der zweiten Tübinger Sommeruniversität „Generation und Geschlecht". 2 st., Blockveranstaltung vom 20.-23.7.1998, jeweils 9-18 (Brecht-Bau) *Bechdolf*

Elias Canetti: Masse und Macht. Lektürekurs: 2 st., Mi 18-20 (Fünfeckturm) *Jeggle*

Private Feste. Übergangsriten und neue Festformen in der Gegenwartskultur (mit ethnographischen Übungen): 2 st., Mo 14-16 *Schmoll*

Mensch-Tier-Natur. Kulturwissenschaftliche Aspekte moderner Beziehungsgeschichten: 2 st., Di 14-16 *Schmoll*

Privatreligion mit kleiner Umfrage: 2 st., Mi 11-13 (Fünfeckturm) *Jeggle*

Volkskunde vor der Jahrtausendwende – Lektüre aktueller Texte zum Selbstverständnis des Fachs: 2 st., Do 14-16 (LUI) *Maase*

Prag – London. Jüdische/antifaschistische Emigration und europäische Identitäten: 4 st., Mo 10-14 (14-tägig) (Fünfeckturm) *Eisch*

Jüdische Kultur im Museum: 4 st., Fr 9-13 (14-tägig) (LUI) *Purin*

Kleine Gipse (Projekt I): 4 st., Di 16-20 (LUI) *Korff*

Stillgestellte Zeit - zuviel Heimat. Fotografie für die Volks-Kunde (Projekt II): 4 st., Mo 14-18 (LUI) *König*

Tanzen (Projekt III): 2 st., Mo 16-18 (LUI) *Bechdolf*

Kolloquien

Magisterkolloquium: 2 st., Do 16-18 (LUI) *Alle Lehrenden*

Institutskolloquium: 2 st., Do 18-20 (LUI) *Alle Lehrenden*

Doktorandenkolloquium: 2 st., kompakt (LUI) *Alle Lehrenden*

Lehrprogramm im Wintersemester 1998/1999

Vorlesung

Einführung in die Empirische Kulturwissenschaft (mit Tutorien): 2 st., Do 11-13 (Hörsaal Neue Aula) *Jeggle*

Grundstudium

Grundzüge historisch-sozialwissenschaftlichen Argumentierens: Hören: 2 st., Mo 16-18 *Bechdolf*

Techniken wissenschaftlichen Arbeitens: 2 st., Fr 11-13 *N.N.*

Empirische Verfahren: Feldforschung: 2 st., Di 14-16 *Warneken*

Kulturtheorien (mit Tutorium): 3 st., Mi 16-19 *Bechdolf*

Internet. Zwischen virtueller Wirklichkeit und „Real Life": 2 st., Di 9-11 *Schönberger*

Jenseits der Volksmedizin: 2 st., Mo 11-13 *Wolff*

„Die Juden und das Geld". Auf den Spuren eines Vorurteils: 2 st., Di 11-13 *Berger*

„Sampling the World" – Populäre Musikformen im Spannungsfeld von lokalen Musikpraktiken und globalem Kulturprozeß: 2 st., (Blockseminar im Okt., Dez. u. Febr. 99) *Binas*

Hauptstudium

Texte zur Kulturanthropologie des Krieges: 2 st., Mi 16-18 *Korff*

Inspecting Germany. Sozialanthropologische Forschungen über Deutschland (mit Thomas Hauschild): 2 st., Mi 11-13 *Warneken*

Frauenmigrationen und Geschlechterbeziehungen (fächerübergreifend): 2 st., (Blockseminar im Dez. und Febr. 99) *Schöning-Kalender*

Supervision für eigene Feldforschungen:
2 st., Fr 14-18 (14-tägig) *Wittel*

Kulturanalyse. Lektüre und Übungen: 2 st., Do 14-16 *Warneken*

Stillgestellte Zeit. Fotografie für die Volkskunde
(Projekt III): 4 st., Mo 14-18 *König*

Kleine Gipse (Projekt II): 4 st., Di 16-20 *Korff*

Erinnerungen an die Juden in Haigerloch (Projekt I):
4 st., Di 16-20 *Jeggle*

Kolloquien

Magisterkolloquium: 2 st., Do 16-18 *Alle Lehrenden*

Institutskolloquium: 2 st., Do 18-20 *Alle Lehrenden*

Doktorandenkolloquium; 2 st., kompakt nach Vereinbarung *Alle Lehrenden*

Wie kommt Sarotti auf den Mohr? Zur Ikonographie der Konsumkultur: 2 st., Mi 16-18 *König*

Geschichte und Theorie musealer Darstellungsformen: 2 st., Di 11-13 (Exkursionsseminar) *Korff*

Wurmlingen. Am Fuße der Kapelle (Projekt I): 4 st., Fr 14-18 (14 tägig) *Geppert*

Wir Kannibalen (Projekt I): 4 st., Mo 14-18 *Maase*

Erinnerungen an die Juden in Haigerloch (Projekt II): 4 st., Di 16-20 (5 ET) *Jeggle*

Kleine Gipse (Projekt III): 4 st., Di 16-20 *Korff*

Übungen zur Ausstellungsgestaltung am Beispiel „Kleine Gipse": 2 st., Di 16-18 *Schödel*

Kolloquien

SFB-Kolloquium „Kriegserfahrungen – Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit", 2 st., Fr 14-16 *Korff u.a.*

Magisterkolloquium: 2 st., Do 16-18 *Alle Lehrenden*

Institutskolloquium: 2 st., Do 18-20 *Alle Lehrenden*

Doktorandenkolloquium: 2 st., kompakt nach Vereinbarung *Alle Lehrenden*

TÜBINGER KORRESPONDENZBLATT

Herausgegeben im Auftrag der
Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V.

Nr. 50 Februar 1999

Die ethnographische Triade

Inhalt:

Almut Sülzle, Christine Skwara: „Allein ist das tödlich." 3

Arno Ruoff: Die Geschichte der Tübinger Arbeitsstelle „Sprache in Südwestdeutschland" 1955 – 1995 18

Arno Ruoff: Bibliographie der Tübinger Arbeitsstelle „Sprache in Südwestdeutschland" 25

Franziska Becker, Beate Binder: Jugend forscht! 34

Annabelle von Girsewald: Frauenforschung und Mitternachtssonne: Ein Bericht von der Sommeruniversität NOISE 39

Andreas Vogt, Ralph Winkle: Rencontre mit den Strasbourgois(es) 41

Utz Jeggle: Neu am LUI: Supervision 45

Institutsnachrichten 46

Aus dem Verein 49

Lehrprogramm im Sommersemester 1999 51

Titelbild: Loni Nelken-Niederer und Christel Hezinger beim Interview (60er Jahre)
Redaktion: Ute Bechdolf und Bernd Jürgen Warneken
Satz und Layout: Steffen Rompel
Druck: Gulde-Druck Tübingen

Almut Sülzle, Christine Skwara

„Allein ist das tödlich."

Vor- und Nachteile einer Interviewführung zu zweit[1]

„Wer forschen und lernen will auf Wanderschaft, der gehe allein"[2], so die Empfehlung Wilhelm Heinrich Riehls an Feldforscher im Jahre 1896. Seit einiger Zeit läßt sich jedoch vor allem in der feministischen Forschung ein Trend zu Forschungsteams mit sehr enger Zusammenarbeit feststellen. Unser Interesse für die Interviewführung zu zweit entstand im Rahmen eines Feldforschungsseminars[3], in dem die StudentInnen eigene kleinere Feldstudien zum Thema „Wohnen" durchführten.

Angeregt durch die Seminardiskussionen, die Literatur sowie eigene Alltags- und Forschungserfahrungen, befaßten wir uns eingehend damit, daß Merkmale wie Geschlecht, Klassenzugehörigkeit, Alter, Zuordbarkeit als Deutsche/Nichtdeutsche usw. Einfluß auf Gespräche und damit auch auf Interviews haben. Unsere Erfahrungen zeigten, daß es für uns einen großen Unterschied bedeutete, ob wir alleine oder zu zweit zu einem Interview gingen. Die Thematisierung dieses Unterschiedes machten wir zum Schwerpunkt unserer Arbeit, die sich den forschenden SeminarteilnehmerInnen zuwandte. Ausgehend von der Frage, was es bedeutet, Interviews zu zweit zu führen, entwickelten wir während der Forschung verschiedene Themenblöcke, die sich dieser Frage von unterschiedlichen Seiten nähern, etwa: Wie empfinden die InterviewerInnen die Interviewsituation? Welche Auswirkungen hat die Anwesenheit mehrerer InterviewerInnen auf die Befragten, auf die Interviewsituation und auf den Interviewverlauf? Welche Vorteile und welche Nachteile hat eine Interviewführung zu zweit bzw. alleine? Überraschend war für uns zu Beginn unserer Untersuchung, daß kaum Literatur zum Thema Interviewführung zu zweit vorhanden ist.[4]

1 Dieser Artikel basiert auf unserer Zwischenprüfungsarbeit, eingereicht im November 1996 am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft Tübingen.

2 Wilhelm Heinrich Riehl: Die Naturgeschichte des Volkes, Bd. 4: Wanderbuch. Stuttgart, Berlin 1925, S. 5.

3 Empirische Verfahren: Feldforschung. Angeboten im Wintersemester 1995/96 von Ute Bechdolf.

4 Exemplarisch untersuchten wir etwa 20 Grundlagenwerke der Methodenliteratur zur Feldforschung bzw. zur qualitativen Sozialforschung und 20 Einzelstudien auf unsere Fragestellung hin.

Literaturanalyse: „Qualitative Arbeiten sollte frau zu zweit schreiben"

Grundsätzlich wird in der Literatur zu qualitativen Methoden großer Wert auf Selbstreflexion sowie auf Beachtung der Rahmenbedingungen der Forschung gelegt. In der von uns untersuchten Literatur konnten wir jedoch, mit einer Ausnahme, keine Hinweise auf die Situation von zwei InterviewerInnen finden. In einem Beitrag mit dem Titel „Impulse für die qualitative Sozialforschung aus der Frauenforschung" zum Handbuch qualitative Sozialforschung (Flick 1991) schreiben Regina Becker-Schmidt und Helga Bilden:

> „Bei Interviews u.a. Erhebungen im Feld waren wir möglichst zu zweit, nicht zuletzt, um anschließend unsere Rolle als Interaktionspartnerinnen, unsere Betroffenheit von Arbeitslosenschicksalen, unsere Sympathien, Wertungen usw. besprechen zu können und auch abzuschätzen, welche Rolle uns die Gesprächspartnerinnen zugeschoben hatten".[5]

Dieser Fund bestätigte unsere Vorannahme, daß Interviewführung zu zweit am ehesten noch innerhalb der Frauen- bzw. feministischen Forschung diskutiert wird. Hilfreich für unsere theoretische Auseinandersetzung mit dem Thema waren einige methodologische Aufsätze zu Gruppeninterviews, wobei selbst hier nicht auf die Anzahl der InterviewerInnen und ihre mögliche Aufgabenverteilung eingegangen wird. Andreas Witzel weist in einem anderen Kontext darauf hin, daß sich die soziale Kontrolle bei mehreren Anwesenden vergrößern könnte, da sich die soziale Zugehörigkeit eventuell addiert.[6] Übertragen auf ein Interview zu zweit können wir uns folgende Situation vorstellen: Ein Interviewer und eine Interviewerin sprechen mit einer Person, in diesem Gespräch wird sowohl 'weibliche' als auch 'männliche' soziale Kontrolle wirksam. Die möglichen Vorteile einer 'gleichgeschlechtlichen' bzw. einer nur 'gegengeschlechtlichen' Kommunikation gehen verloren.

In den untersuchten Feldstudien wurde deutlich, daß die Zusammenarbeit der ForscherInnen nur sehr selten (in der Veröffentlichung) diskutiert wird. Meist wird nicht klar, ob die Interviews von einer oder von mehreren Personen geführt wurden. Historisch konnten wir eine Entwicklung feststellen von der traditionellen ethnologischen Feldforschung, in der die Anwesenheit und Mitarbeit der Ehefrau[7] im Feld unsichtbar und unreflektiert bleibt, hin zu einer feministischen Forschung, die die Tendenz zeigt, die Vorteile einer Zusammenarbeit zu nutzen,

5 Becker-Schmidt, Regina; Bilden Helga: Impulse für die Qualitative Sozialforschung aus der Frauenforschung, In: Flick, Uwe u.a. (Hg.): Handbuch qualitative Sozialforschung, München 1991, S. 28.

6 Witzel, Andreas: Das problemzentrierte Interview. In: Jüttemann, Gerd (Hg.): Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder. Weinheim 1985, S. 85ff.

7 Beziehungsweise umgekehrt: Margaret Mead beschreibt die Zusammenarbeit mit ihrem Mann in ihrer Biografie (Brombeerblüten im Winter. Reinbek 1978), doch in ihren Forschungsveröffentlichungen wird unseres Wissens nach diese Zusammenarbeit nicht explizit benannt.

Forschungsprojekte zu zweit durchzuführen und in Wir-Form zu veröffentlichen. Aber auch in neueren Veröffentlichungen feministischer Forscherinnen ließ sich keine ausführliche Diskussion des Für und Widers eines zu zweit geführten Interviews finden. Gerrit Kaschuba und Wulfhild Reich begründen ihr Interviewführung zu zweit mit den Erfordernissen der explorativen Sozialforschung, die „eine flexible und reflexive Vorgehensweise erfordert".[8] Kaschuba/Reich halten also die Gesprächsführung durch zwei Forscherinnen für flexibler und selbstreflexiver und bringen dies in Zusammenhang mit der von ihnen gewählten qualitativen Methode. Über Auswirkungen in der konkreten Interviewsituation berichten sie leider nicht.

Auffallend ist, daß in den von uns untersuchten Studien immer ein Zusammenhang zwischen der qualitativen Sozialforschung und dem Forschen zu zweit hergestellt wird.[9] Die hohen Anforderungen an die Interviewführung in qualitativen Interviews und an die Selbstreflexion im Kontext qualitativer Forschung scheinen zu zweit besser bewältigbar zu sein. Diese Arbeitsweise ist aber bisher noch eher die Ausnahme, so daß die Vorteile des Arbeitens zu zweit lediglich am Rande als Rechtfertigung für die unübliche Arbeitsweise angeführt werden. Nebensätze und einzelne Bemerkungen in den Publikationen lassen jedoch erahnen, daß intern in den Forschungsprojekten dieses Thema umfassend diskutiert und reflektiert wurde. Über die Gründe, warum solche Diskussionen nicht veröffentlicht werden, können wir nur Vermutungen anstellen. Wenn die ForscherInnen der Meinung sind, ihre Vorgehensweise rechtfertigen zu müssen, ist es naheliegend, daß sie hauptsächlich auf die Vorteile verweisen und Nachteile nicht öffentlich diskutieren. Zudem befinden sie sich noch in einem zweiten Dilemma: Einerseits macht es das Fehlen von Methodenliteratur den ForscherInnen unmöglich, sich auf bestehende Diskussionen zu beziehen, andererseits führt es im Rahmen einer Feldforschungsstudie zu weit, eine bislang unbearbeitete Methodendiskussion zu beginnen.

Empirie

Der empirische Teil unserer Untersuchung basiert auf acht problemzentrierten Interviews mit sechs Teilnehmerinnen und zwei Teilnehmern des Seminars „Feldforschung". Damit sind Männer in dieser Studie entsprechend ihres Anteils im Feld repräsentiert. Sechs unserer InterviewpartnerInnen hatten im Rahmen des Seminars selbst Interviews zu zweit bzw. zu dritt geführt. Ein Student hatte völlig unabhängig von anderen geforscht, eine Studentin hatte ihre Interviews allein geführt, obwohl sie Mitglied in einem Forschungsteam war. Die Interviewten

8 Kaschuba, Gerrit; Reich, Wulfhild: „Fähigkeiten täten in mir schon stecken...". Lebensentwürfe und Bildungsinteressen von Frauen in ländlichen Regionen. Frankfurt/M. 1994, S. 34.

9 Vgl. z.B. Egartner, Eva; Holzbauer, Susanne: „Ich hab's nur noch mit Gift geschafft...". Frauen und illegale Drogen. Pfaffenweiler 1994, S. 229.

waren also ExpertInnen, weil sie selbst Feldforschung betrieben hatten. Da es sich bei gut der Hälfte der Interviewten um die erste Erfahrung in diesem Bereich handelte, gehen wir davon aus, daß persönliche Erlebnisse, subjektive Eindrücke und Forschungsprobleme für sie eine besonders große Rolle spielten. Diese Spezifika unserer Untersuchungsgruppe sehen wir eher als Vorteil denn als Manko an, war es doch gerade unser Ziel, ein möglichst breites Spektrum subjektiver Erfahrungen zu sammeln und zu bearbeiten. In einer Art Selbstversuch führten auch wir die Interviews zum Teil gemeinsam und zum Teil allein durch.

Das Thema „Interviewführung zu zweit" ist eingebunden in die Diskussion des Für und Widers von Teamarbeit, und auch unsere Interviewpartnerinnen sprachen oft generelle Erfahrungen mit der Gruppenarbeit an. Die meisten unserer GesprächspartnerInnen schilderten auf die Frage nach den allgemeinen Vor- und Nachteilen der Zusammenarbeit vor allem die Vorteile dieser Arbeitsform. Die Nachteile wurden (bis auf einen Interviewpartner, der sie stärker hervorhob) eher am Rande erwähnt oder gar nicht thematisiert. Der hervorstechendste Vorteil einer Gruppenarbeit im Gegensatz zur Einzelarbeit, der von fast allen unserer InterviewpartnerInnen angeführt wurde, ist der Austausch. Gespräche und Diskussionen, die innerhalb der Gruppe stattfanden, wurden besonders in der Vorbereitungsphase der Forschung (Ideenaustausch) und in der Auswertungsarbeit (Interpretationsdiskussionen) als sehr wichtig und hilfreich empfunden. Aber auch für die eigentliche Feldforschungsarbeit wurde der Austausch in der Gruppe vielfach als Motivationsantrieb und Sammelstelle für Problem- und Ideenaustausch thematisiert. Die Probleme der Teamarbeit wurden von zwei unserer InterviewpartnerInnen angesprochen, sie thematisierten den größeren Zeitaufwand und die Schwierigkeit, den Arbeitsaufwand gerecht zu verteilen.

Als Andreas uns erzählt, wie es ist, allein zu arbeiten, benutzt er häufig Phrasen wie „vor sich hinwursteln" oder „brütet man halt so alleine vor sich hin" und „Informationen zusammenbasteln". Ganz anders schildert er die Gruppenarbeit, hier entstehen Ergebnisse durch einen Austausch, der spontan neue Ideen hervorruft. Er sieht Einzelarbeit als den (erwarteten) Normalfall im Uni-Betrieb an, aber die positiveren Erfahrungen hat er mit Gruppenarbeit gemacht. Drei unserer InterviewpartnerInnen thematisieren diesen Widerspruch zwischen Teamarbeit und wissenschaftlichen Arbeitsformen. Sie beziehen sich auf einen Diskurs um Wissenschaftlichkeit, in dem die Einzelarbeit als Norm gilt, doch diese Vorstellung widerspricht ihren persönlichen Erfahrungen mit Gruppenarbeit als eine angenehmere und ertragreichere Arbeitsform.

„Allein ist das tödlich."

Auf die Frage, ob die Interviewführung zu zweit ein bewußter Entschluß gewesen sei, mußten viele unserer InterviewpartnerInnen erst einmal lange überlegen. Dies läßt darauf schließen, daß diese Entscheidung oft nicht konkret reflektiert wurde, es wurde „halt einfach so gemacht". Als Gründe, die Interviews

zu zweit zu führen, wurden vor allem die Fremdheit des Feldes und die gegenseitige Kontrolle und Unterstützung in der Interviewsituation genannt. Außerdem spielten die vielfältigen Aufgaben der InterviewerIn, den Leitfaden im Kopf zu haben, die Fragen zu formulieren, keine wichtigen Themen zu vergessen und die Situation gleichzeitig zu beobachten, eine so große Rolle, daß viele sagten, sie seien sehr froh gewesen, eine MitforscherIn bei ihrem Interview dabei gehabt zu haben. Die Teams, in denen die Interviews zu zweit geführt wurden, hatten alle die Aufteilung in eine InterviewerIn und eine BeobachterIn beschlossen. Zum einen sollte die InterviewerIn, die schon genug Arbeit mit der Interviewführung hat, entlastet werden, zum anderen sollte die Interviewte eine direkte AnsprechpartnerIn haben, auf die sie sich konzentrieren kann. Diese Arbeitsteilung während des Interviews wurde größtenteils als positiv beschrieben.

Als Vorteile nannten unsere InterviewpartnerInnen den doppelten Mut, die Fremdheit der Feldsituation zu überwinden, den Austausch und die Möglichkeit, sich zu ergänzen, sowie eine größere Sicherheit durch die gegenseitige Kontrolle. Wichtig war fast allen GesprächspartnerInnen, daß gemeinsames Auftreten die Unsicherheit gegenüber dem Feld mindert, vor allem, wenn es sich um das erste persönliche Auftreten im Feld handelte. „Es war dann schon so, wir wollten einfach nicht mehr alleine dahingehen [...], also das Altersheim war uns zu fremd" (Sandra). „Das ist 'ne ganz witzige Frage, warum haben wir die [Interviews] gemeinsam gemacht, [...] vielleicht auch um den anderen Sicherheit zu geben" (Julia). „Allein ist das tödlich" (Andreas). Und Beate meint: „Und auch die Hemmschwelle, [wenn] ich zu zweit irgendwo hingehe, dann kann ich mich immer noch darauf verlassen, daß die andere jetzt den Mund aufmacht". Diese Mut-Stütze-Funktion erscheint bei allen InterviewpartnerInnen, wenn auch unterschiedlich ausgeprägt. Noch stärker hervorgehoben wird die Möglichkeit, sich auszutauschen, was mehrere Funktionen gleichzeitig erfüllen kann. Helga betont den Schutz privater Freundschaften:

> „...also ich denke, das ist schon gut, sich mit anderen Leuten [gemeint sind MitforscherInnen] darüber zu unterhalten und nicht mit seinem Freund oder seiner Freundin, die dann dauernd vollgequatscht werden und denen das dann irgendwie zu den Ohren raushängt nach kurzer Zeit".

Dieser Aspekt der Erleichterung spielt vor allem direkt nach dem Interview eine große Rolle. Für Anna war es wichtig, über ihre Rolle als Interviewerin reden zu können, „wo ich nochmal 'ne Rückmeldung krieg'". Austausch bedeutet aber auch, daß verschiedene Blickwinkel und Perspektiven sich ergänzen können. Diese Bereicherung wurde von allen InterviewpartnerInnen angesprochen und von einigen bewußt in die Aufgabenverteilung der InterviewerInnen aufgenommen. Jens, der als einziger eine Einzelforschung gemacht hatte, stellt sich „die idealtypische Interviewsituation" so vor, „daß idealtypisch zwei Leute da sind, also zwei Forschende", denn „der Vorteil ist, daß man jedes Gespräch, jede Beobachtung aus verschiedenen Perspektiven betrachtet [und] verschiedene Blicke hinterher immer verglichen werden." Die Aufgabenteilung denkt er sich so, „daß eine Person sich ganz auf das Gespräch konzentriert und die andere dann [...] so wie auf 'ner

Metaebene beobachtet". Anna sieht ihre Mitinterviewerinnen als „diese dritte Instanz, die nicht so richtig dran beteiligt war an dem Interview und einfach mehr sieht."

Die Beobachtung der Interviewsituation hat für unsere GesprächspartnerInnen einen sehr hohen Stellenwert. Aufgrund ihres qualitativen Forschungsansatzes wollen sie nicht nur die Antworten im Kasten haben, sondern durch Beobachtung möglichst viele Aspekte der Situation einfangen. Oder mit Sophies Worten: „Es hätt' nicht dieses Spektrum gegeben", wenn sie das Interview alleine durchgeführt hätte. Andreas stellt die These auf, daß sich während des Interviews nicht nur Blickwinkel addieren können, sondern auch soziale Rollen:

> „War vermutlich ganz gut so, daß wir zu zweit gekommen sind [...], also auch gerade die Kombination Mann/Frau. Also ich denke, es ist einfach besser [...] zwei Männer wären glaub' schon wieder problematischer gewesen. Ich weiß nicht, bei einer Frau war's dann so, daß sie gefragt hat, ob die Frau mitkommt und als ich dann gesagt hab, ja klar, dann war`s auch klar, daß wir kommen können. [...] Sie hätte wahrscheinlich mir allein das Interview [...] nicht gegeben."

Andreas hatte also damit die Möglichkeit, als Interviewer an einem Gespräch teilzunehmen, das ohne die Anwesenheit von Helga nicht stattgefunden hätte. Gemischtgeschlechtliche Teams erscheinen ihm (und auch uns) als gute Möglichkeit, um geschlechtsbezogene Raster, die eine Interviewsituation bestimmen, aufzulockern. Die Problemsituation 'Frau läßt fremden Mann in ihre Wohnung' konnte damit ausgeschaltet werden. Helga und Andreas sind das einzige gemischtgeschlechtliche Team, das wir befragt haben, und vor allem Andreas hat sich immer wieder mit dieser Tatsache auseinandergesetzt. Auf die Frage, ob er sich vorstellen kann, Interviews alleine zu führen, antwortet er:

> "Also, es wär' bestimmt manches einfach verloren [gegangen], ergänzende Fragen einfach von der Helga, [...] das war dann schon mehr Helgas Sache. Sie hat dann immer mehr nach dem Schmuck gefragt, wer das aufhängt. [...] Wenn ich's allein geführt hätte, dann wäre da schon ein Teil weg gewesen, das kommt vielleicht doch schon auch [Pause, dann sehr leise] ja, von meiner Rolle als Mann, ich weiß nicht, oder ich hab einfach auch nicht das Faible dazu, äh, für die Schmuckgeschichte."

Direkt anschließend erzählt Andreas, daß es auch Helga war, die die „Schmuckgeschichte"[10] in die Auswertung einbrachte. In beiden Zitaten bezieht sich Andreas auf geschlechtsspezifisches Verhalten bzw. Zuschreibungen und beide Male ergänzen sich Mann und Frau als InterviewerInnen.

Anschließend bringt Andreas noch einen weiteren Aspekt in die Diskussion: Es sei auch ein „Vorteil, wenn du zu zweit bist, daß sich so eine Antipathie vielleicht doch bloß auf einen Interviewer beschränkt und der andere kann dann das Interview führen." Eine zweite InterviewerIn kann also Mißstimmungen auffangen und damit die Situation entschärfen. Da wir Interviews, die von vornherein von einer Atmosphäre der Angst (z.B. vor sexualisierter Gewalt) oder Antipathie bestimmt sind, nicht für sinnvoll halten, bietet sich ein InterviewerInnenteam als Lösung an. Sicherlich können damit nicht alle Probleme gelöst werden, und das Zu-zweit-Sein entbindet auch nicht von einer Reflexion der Interviewsituation und ihrer Rahmenbedingungen. Unsere Diskussionen brachten uns zu folgendem Ergebnis: Es gibt einen gesellschaftlich und persönlich abgesteckten Rahmen, innerhalb dessen Interviews möglich und sinnvoll sind. Dieser Rahmen wird begrenzt von z.B. Geschlechts- und Klassenzugehörigkeit sowie durch Sympathien und Antipathien. Er kann durch bewußte Zusammensetzung der InterviewerInnen erweitert werden. Aber auch die Addition eines Merkmals (z.B. weiblich) bei mehreren Interviewerinnen kann sinnvoll sein. Julia hat gemeinsam mit zwei anderen Studentinnen Interviews in einem Frauenhaus geführt, und sie beschreibt ihre Erfahrungen folgendermaßen:

> „Vielleicht war's auch ein Forum für die Frauen, einfach für die Frauen gut zu sehen, daß drei Frauen jetzt an dem Schicksal oder an ihrer Geschichte oder... sich für sie interessieren, ich glaub', diese Aufmerksamkeit, daß drei Frauen gleich da saßen, die mit ihr reden wollten, wie`s im Frauenhaus ist und so, ich glaub, das hat ihnen gutgetan."

Später antwortet Julia auf die Frage, was ihr an den Interviews angenehm war, „daß wir lauter Frauen waren, denk' ich, das hat auch sehr viel ausgemacht ..., es war schon so 'ne Solidarität zu spüren, unter Frauen, ...war natürlich jetzt themenspezifisch." Die Zusammensetzung der InterviewerInnengruppe sollte sich also sowohl am Thema (bzw. Feld) als auch an den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen der Interviewsituation orientieren.

„...wo die dritte Person einfach stört."

Bis auf Anna konnte jede der von uns interviewten Personen auch Nachteile einer Interviewführung zu zweit nennen. Sandra, die zuvor schon mehrere Interviews alleine geführt hatte, meint: „Für mich selber fand' ich es früher immer angenehmer, es allein zu führen, weil, wenn man allein irgendwo hingeht, dann kann man sich ja nicht vor 'ner anderen Person blamieren, wenn man sich dumm anstellt, also man ist ja allein und niemand kontrolliert einen." Ihre Erfahrung eines gemeinsamen Interviews beschreibt sie als „unangenehm":

> „Also, einfach die Situation, das Interview als solches halt [...], jetzt mit Nadine [zweite Interviewerin], ich hab' schon immer das Gefühl gehabt, ich müßte jetzt mehr sagen, also ich hatte schon das Gefühl, ich überlaß' ihr soviel und sie muß alles machen und ich lehn' mich da so bequem zurück, und da hatte ich schon immer ein bißchen ein schlechtes Gewissen, so leicht unterschwellig, und auf der anderen Seite war das natürlich sehr angenehm, weil ich hab' zwar das Gefühl gehabt, ich muß unbedingt, aber es lief auch, wenn ich nichts gemacht hab'... naja."

10 Das Thema dieser Forschung waren Wohnformen in Arbeitersiedlungen. Mit Schmuck ist hier die Wandgestaltung gemeint.

Sandra kommt während des Interviews immer wieder auf dieses Gefühl zurück, weniger getan zu haben. Sie ist unzufrieden mit der gemeinsamen Arbeit, weil das Interview zu zweit sie nicht zwingt, ihre eigenen Hemmungen zu überwinden, sondern diese durch die zusätzlich anwesende Mitinterviewerin noch verstärkt. Sandra berichtet, daß in den Interviews, die sie alleine geführt hat, zuweilen ein eher „privates Vertrauensverhältnis" aufgebaut wurde, „einfach persönlichere Dinge erzählt [wurden], und das wäre sicherlich nicht so gelaufen, [...] wenn wir da zu zweit angekommen wären". Beate bezieht sich ebenfalls auf die größere Vertrautheit, wenn sie anmerkt: „Ja, Nachteile sind eben, daß ich nicht weiß, ob [...] die Leute dann so locker sind." Andreas argumentiert ähnlich, „daß man [alleine] vielleicht einen engeren Kontakt knüpfen kann, daß man vielleicht doch andere Sachen, persönlichere Dinge bereden kann, ... tiefer eventuell gehen kann, wo [...] die dritte Person, Interviewer, Interviewerin, einfach stört." Wobei für ihn entscheidend ist, „ob die zwei, wo da jetzt zamma kommet, sich schmecka könna."

Diese Argumentation einer privateren und damit vermeintlich offeneren („tieferen") Gesprächssituation ist auf den ersten Blick einleuchtend, entpuppt sich unserer Meinung nach jedoch als zwiespältig. Ein vertrautes Privatgespräch folgt seinen eigenen Regeln und sträubt sich gegen einen Leitfaden als vorgegebene Struktur. Der Sinn des Interviews, nämlich die Materialbeschaffung, kann in den Hintergrund treten, wenn das Gespräch nicht mehr als Interview wahrgenommen wird. Im Extremfall finden sich dann viele vertrauliche und damit nur bedingt verwertbare Informationen auf dem Band. Die InterviewerIn wird Probleme damit haben, zu entscheiden, welche Teile sie als Privatgespräch und welche sie als Interview bewerten soll. Ethisch unproblematischer ist es sicherlich, ein Interview in einer Atmosphäre zu belassen, die den Zweck des Gesprächs sowie das mitlaufende Tonband ständig im Vordergrund beläßt. Vielleicht kann gerade die Anwesenheit einer MitinterviewerIn darauf verweisen, daß es sich eben nicht um ein Gespräch unter vier Augen, sondern in gewisser Weise um eine öffentliche Unterhaltung handelt.

Julia kommt bei der Schilderung ihres Interviews ausführlich auf eine Situation zu sprechen, in der ihr Sophie die Interviewführung aus der Hand nahm. Auf sie als Hauptinterviewerin wirkte sich das so aus: „Ich hab' immer versucht, den Blickkontakt zu der Interviewpartnerin aufrecht zu erhalten [...], mich nicht irgendwie ablenken zu lassen. Sicherlich ist der Blickkontakt dann schon verlorengegangen, als ich dann nicht mehr in dieser Funktion [der Hauptinterviewenden] war." Es tauchte plötzlich ein Problem mit einer Mitinterviewerin auf, das innerhalb des Interviews nicht gelöst werden konnte, und Julia konnte sich nicht mehr auf die Interviewpartnerin konzentrieren. Sie verlor den Blickkontakt: „Da war ich einfach nicht mehr da, weil dann dieses Problem für mich auf einmal auftauchte, ups, was passiert jetzt grade, da hab' ich dann reflektiert, ziemlich lange." Julia steigt also aus der Interviewerinnenrolle aus, um über die Situation, „das Problem" nachzudenken. Alle Personen, die an der Interviewsituation teilnehmen, sind auch an der Kommunikation im Raum beteiligt. Wenn ein schwerwiegendes Problem in der internen Kommunikation auftaucht, der

„Funk"[11] zwischen den InterviewerInnen nicht mehr funktioniert, dann sind die InterviewerInnen mit sich selbst beschäftigt und können sich nicht mehr auf die InterviewpartnerIn konzentrieren. Julia kommt später nochmals auf diese Situation zurück, als sie gefragt wird, was sie anders machen würde: „Im Interview vielleicht doch den Sprung, ähm, allein zu wagen [...], weil ich denke, dann kommen solche Situationen eben nicht vor. [...] Dann bist du auf dich allein gestellt."

Wir fragten unsere InterviewpartnerInnen auch nach Brüchen und Störungen in ihren Interviews. Durch dieses Augenmerk auf Störungen sollten vor allem bisher noch nicht entdeckte bzw. formulierte Nachteile des Interviews zu zweit gefunden werden. Untersucht wird dabei, inwieweit die Anwesenheit mehrerer ForscherInnen diese Störungen verursacht. Die oben beschriebenen 'Funkprobleme' zwischen Julia und Sophie sind eine solche Störung. Die geschilderte Situation ist kein Bruch der Interaktion zwischen den Interviewerinnen und der Befragten, sondern ein Bruch der Abmachung (nämlich sich abzuwechseln) zwischen Julia und Sophie. Solche Probleme zwischen den ForscherInnen belasten nicht nur die Zusammenarbeit, sondern auch die Interviewatmosphäre. Sicherlich kommen Konflikte dieser Art in einem Team immer wieder vor, sie können aber in der Reflexion bearbeitet und gelöst werden.

Die Frage nach dem 'Danach'

Die Situation direkt nach dem Interview scheint uns für die Forschung und für die Forschungsgruppe sehr wichtig zu sein. Es interessierte uns, worüber nach dem Interview gesprochen wurde und wie sich die Situation in der Gruppe von Einzelforschungen unterscheidet. Diese Gespräche wurden uns z.T. als „sehr intensiv", „aufgewühlt" oder „ganz aufgedreht" geschildert. Sandra erzählt, daß sie mit ihrer Kollegin noch lange auf der Straße stand und sie sich „sehr intensiv unterhalten, also sehr viel ausgetauscht" haben über die Interviewpartnerin, die Interviewsituation und „was für Gefühle wir dabei hatten". Wobei diese Reflexion von anfänglich positiven Einschätzungen („wie gut es doch lief") immer mehr zu kritischen Positionen wechselte („wie schief das eigentlich gelaufen ist"). Die Erleichterung wurde bald abgelöst von Selbstreflexion und Kritik an der Situation. Insgesamt dauerte diese Unterhaltung sehr viel länger als vorgesehen. Sandra erzählt viel von diesem Gespräch danach, in dem ihrer Meinung nach viele wichtige Themen angesprochen wurden. Sie fand es sogar derart wichtig, daß sie hinzufügt: „Mensch, also eigentlich müßten [...] wir jetzt das Gespräch, das wir da direkt danach hatten, aufzeichnen, das wäre viel ergiebiger noch gewesen." Nach diesem Gedankenaustausch beschlossen sie, dieses Gespräch zu protokollieren, was sie jedoch leider nicht in die Tat umsetzten. Es ist ein entscheidendes Merkmal der Interviewführung zu zweit, daß die meist spontanen

11 Als „Funk zwischen uns" bezeichnet Sophie an anderer Stelle die nonverbale Kommunikation der Interviewerinnen untereinander.

Gespräche direkt nach dem Interview als sehr wichtig erachtet werden. Auch wenn die Verschriftlichung bei Sandra und Nadine nicht funktioniert hat, bleiben die im Gespräch formulierten Eindrücke und Gedanken im Gedächtnis und können später leichter erinnert und formuliert werden. Laut Erfahrungsberichten ist das sofortige Erstellen von field notes in vielen Feldforschungen ein (Zeit- und Motivations-) Problem, ein direkt an das Interview anschließendes Feld-Gespräch kann hingegen aufgenommen werden und als Grundlage für später erstellte Feldnotizen dienen.

Auch Helga erzählt, daß sie „aufgedreht" waren, als sie nach dem Interview in der Kneipe ankamen:

> „Also, erst dachten wir, wir müssen jetzt schnell noch so'n Interviewprotokoll erstellen und das haben wir dann auch angefangen und sind dann abgeschweift, weil wir dann angefangen haben, einfach so zu reden, wie das jetzt war."

Helga und Andreas wollten ihre Gedanken zu der Interviewsituation ebenfalls in field notes festhalten, das gemeinsame Gespräch drängte sich jedoch in den Vordergrund. Helga spricht von „Abschweifen", obwohl sie über den Inhalt des Gesprächs sagt : „Also, bei diesem informellen Nachgespräch kamen auch so einige Sachen raus, [...] was man so mit dem Bourdieu oder so deuten könnte." Dieses Gespräch erfüllt alle Anforderungen an field notes, es wird die Situation beschrieben („wie das jetzt war"), die eigenen Gefühlslagen werden festgehalten („aufgedreht") und erste Deutungen werden versucht („Bourdieu"). Der Haken an der Sache scheint zu sein, daß ein „aufgedrehtes" Gespräch in der Kneipe („schnell ein Bier gestürzt") nicht als Teil der Forschungsarbeit und damit nicht als wissenschaftlich angesehen wird. Helga nennt dieses Gespräch dann auch „informell". Andreas beschreibt die Situation nach den gemeinsamen Interviews ähnlich, wenn er noch Zeit hatte, seien sie noch „in einer Kneipe gesessen" und hätten „darüber geredet" und „versucht zu analysieren, was da jetzt abgegangen ist im Gespräch". Gesprochen wurde über die Gesamtsituation, „die Menschen" (InterviewpartnerInnen) und über „Einschätzungen", also Reflexionen und Deutungen. Andreas kommt dann darauf zu sprechen, daß sie „viel zu spärliche Feldnotizen" gemacht haben. Beide stellen also einen Zusammenhang zwischen diesen Gesprächen und den Feldnotizen her, wobei der spontane Gedankenaustausch nicht als gleichwertig angesehen, sondern als unwissenschaftlich gewertet wird. Auch wenn die Gespräche 'danach' mit „halbwissenschaftlich" etwas abgewertet wurden, bestand in dieser Gruppe offensichtlich das Bedürfnis nach solchen Nachbesprechungen.

Beate, die ihre Interviews alleine führte, hört sich danach das Band an, um es anschließend ihrer Wohngemeinschaft vorzuspielen und gemeinsam zu besprechen. Auch sie berichtet von einer „begeisterten" Stimmung nach dem Interview, erwähnt jedoch die offensichtlich fehlenden field notes an dieser Stelle nicht:

> Beate: „...ich hab's mir dann zweimal angehört, weil es mein erstes Interview war, das ich aufgenommen hab' und weil ich ja so zufrieden war, mir ist es auch da nicht aufgefallen, daß ich ihm alles in den Mund gelegt hab, erst beim Transkribieren, [...] aber sonst hab' ich nicht mehr gemacht."
> Christine: „Und hast du dann mit jemand darüber geredet?"
> Beate: „Ja, die in meiner WG, die mußten sich's auch anhören."
> Christine: „Hier, alle? [lacht]"
> Beate: „Ja, [lacht] waren auch alle ganz begeistert."
> Christine: „Worüber hast du dann geredet?"
> Beate: „Daß des so toll war, und daß es so nett klingt irgendwie [lacht]".

Beate berichtet erst auf Nachfrage von den Gesprächen in der WG. Aus der Formulierung „die mußten sich's auch anhören" läßt sich ablesen, daß es Beates Wunsch war, darüber zu reden. Dieses Gespräch führt jedoch über die erste Begeisterung nicht hinaus, die Problematik des Interviews erkennt Beate dann erst beim Transkribieren. Vielleicht sind GesprächspartnerInnen außerhalb der Forschung zwar ein guter Resonanzboden („auch alle ganz begeistert"), sie sind aber vermutlich vorsichtiger mit Kritik als die an der Forschung Beteiligten. Zudem bleibt es ein forschungsethisches Problem, ob die WG der richtige Ort ist, um ein Interview nachzubereiten.

Addition von Macht?

Gegen Ende des Interviews konfrontierten wir die InterviewpartnerInnen mit einer These: Wir behaupteten, daß das bereits existierende Machtverhältnis zwischen InterviewerIn und den Interviewten (als Subjekt-Objekt-Beziehung) sich durch die Anwesenheit von zwei InterviewerInnen noch verstärke. Da uns dieses Thema besonders wichtig war, wollten wir unsere InterviewpartnerInnen dazu bringen, sich zu diesem Gedanken zu äußern.

Drei unserer InterviewpartnerInnen widersprachen dieser These, da sie bereits der Grundannahme, daß im Interview ein Machtverhältnis existiert, nicht zustimmen. Helga empfindet die InterviewerInnenposition nicht als Machtposition, sondern im Gegenteil als eine Ohnmachtsposition, die sie mit Hilfe eines ForscherInnenteams abmildern will. Sie befürchtet, daß ihre InterviewpartnerInnen „dann denken, ja, das sind so Leute, die ein komisches Fach studieren und das machen eh nur Gammler und Idioten." Die aufgrund dieser Annahme entwickelte Gegenstrategie von Helga ist das Auftreten zu zweit, um Überhand zu gewinnen und sich so gegen die vermutete Abqualifizierung zu schützen. Julia lehnt die These schlichtweg mit der Begründung ab, es sei keine Machtposition gewesen, sondern eher ein Forum der Aufmerksamkeit für die Interviewten. „Ein Forum für die Frauen, gut zu sehen, daß drei Frauen jetzt an dem Schicksal... oder an ihrer Geschichte... oder sich für sie interessieren, ich glaube, diese Aufmerksamkeit [...] hat ihnen gut getan." Anna betont, daß unsere These den Interviewten die eigene Beurteilungsfähigkeit abspricht und deshalb nicht zutrifft. Es sei nicht wichtig, wieviele InterviewerInnen während des Interviews anwesend seien, son-

dern es komme viel eher darauf an, daß die Interviewte ein „gutes Gefühl" bzw. Vertrauen („...die werden das nicht für irgendwas mißbrauchen") zu den InterviewerInnen habe. Zwei unserer GesprächspartnerInnen betonen, daß ein Machtverhältnis nur unter bestimmten sozialen Umständen möglich sei. Sandra meint, daß es immer davon abhängt, „wen man interviewt, ob das eine Machtsituation gibt". Als Beispiel führt sie ein Interview mit einer älteren Frau an: „Diese Frau hat diesen Altersunterschied so vollständig als Macht ausgenützt, daß eigentlich die Macht, das Machtungleichgewicht auf ihrer Seite lag".

Sophie hingegen stimmt damit überein, daß die InterviewerInnenposition eine Machtposition beinhaltet und findet es wichtig, sich darüber im Klaren zu sein. Sie betont aber, daß sie nicht denkt, diese Machtposition verstärke sich durch zwei anwesende InterviewerInnen, sie sieht im Gegenteil mehrere InterviewerInnen eher als Schutz und gegenseitige Kontrolle an, die der Befragten zugute kommen. „Wenn man sich dessen bewußt ist [...], kann man sich gegenseitig Kontrollinstanz sein". Nur eine unserer GesprächspartnerInnen stimmt unserer These voll zu. Sie betont, daß in jedem Interview ein Machtverhältnis existiert, schon durch die Tonbandaufnahme und die Mitnahme persönlicher Informationen von der InterviewpartnerIn. „Weil du was aufnimmst, was von ihm mitnimmst und du gibst von dir relativ wenig her." Zu zweit erhöht sich das Machtverhältnis durch die gemeinsamen Gespräche und die Analysen über den oder die Befragte. „Und dann, zu zweit, sprichst du nochmal darüber. Ich denke, es wird schon verstärkt, das Machtgefälle" (Beate).

Alle hier zitierten InterviewerInnen sehen ein Machtgefälle im Interview als problematisch an. Jedoch ist die Machtverteilung in der Interviewsituation nicht allein durch eine Subjekt- (InterviewerIn) und eine Objektposition (Interviewte) vorgegeben. Unterschiedliche Faktoren spielen für das Machtgefüge im Interview eine Rolle, die Anzahl der InterviewerInnen kann ein solcher Faktor sein, ein anderer ist sicherlich das Aufnahmegerät.

„Das Gerät"

Während der Auswertung zeigte sich, daß das Cassettengerät in allen acht Interviews vorkam und immer eine wichtige Rolle spielte. Der Schnitt zwischen Vorgespräch und 'richtigem' Interview war immer das Einschalten des Geräts. Die Aufnahmen unserer eigenen Interviews beginnen mit Sätzen wie „Ich mißtrau' diesen Teilen" (Sandra) oder „Oh, alles wird jetzt aufgenommen, bla bla bla" (Helga). Wir konnten bei unseren InterviewpartnerInnen eine Tendenz feststellen, die Aufnahmegeräte zu personifizieren. Jens schaut während des Redens sehr oft auf das Gerät und spricht es sogar direkt an: „Hallo Gerät". In Skizzen der Interviewsituation[12], die wir von unseren InterviewpartnerInnen erbaten, wurde

12 Als Einstimmung auf den narrativen Interviewteil (die exemplarische Schilderung eines Interviews) forderten wir unsere InterviewpartnerInnen auf, eine Lageskizze der Interviewsituation zu zeichnen.

die Lage des Aufnahmegeräts meist ohne Nachfrage eingezeichnet. Bei Sandra mit den Worten: „Das Tonband war dann hier, das war ja auch 'ne wichtige ... hat auch 'ne wichtige Funktion". Aus dem Lachen auf der Aufnahme läßt sich schließen, daß sie eigentlich „Person" sagen wollte. Sophie geht es ähnlich: „Also, wenn das Ding jetzt unterm Tisch sitz..., äh, lieg..., äh..., stehen würde". Zu der Frage, ob das Aufnahmegerät während des Gesprächs vergessen wird, haben wir verschiedene Aussagen gefunden. Aus ihrer Position als InterviewerInnen bekräftigen sie die gängige Meinung, daß die Interviewten nach einiger Zeit nicht mehr daran denken. Als wir unsere InterviewpartnerInnen am Ende des Gesprächs zu ihren Erfahrungen als Interviewte befragen, zeigen die Antworten ein anderes Bild: „Zum halben Ohr denk' ich daran, das wird jetzt aufgenommen, und das andere kommt dann nicht mehr so mit dem Satz [...] mit." (Sandra). „Es macht was aus, ich bin mir auch selber jetzt, äh, meiner, meiner, äh, Versprecher und so ziemlich bewußt" (Julia). „Es hat die Gesprächssituation schon verändert, ich hab' immer wieder auch das Gerät angeschaut" (Jens). Diese Diskrepanz erklären wir uns mit der Tatsache, daß alle unsere InterviewpartnerInnen Erfahrung im Transkribieren und Auswerten von Interviews haben und ihnen daher die verschiedenen Möglichkeiten im späteren Umgang mit dem Text bewußt sind. Dies wird auch in den Interviews deutlich. Es fallen immer wieder Anmerkungen zu der Arbeit des Transkribierens und zur Auswertung. Es ist schwer, frei zu reden, „wenn du weißt, wie genau diejenige jetzt dieses Gespräch nochmal analysiert" (Beate). Unsere InterviewpartnerInnen wissen also um die Möglichkeiten und Gefahren der Auswertung, sie wissen, daß sie sich mit der Aufnahme unseren Interpretationen ausliefern, „daß da was festgehalten wird, auf das man dann keinen Einfluß mehr hat" (Jens). Dieses Bewußtsein bleibt über den gesamten Zeitraum der Bandaufnahme zumindest unterschwellig bestehen. Nach den in dieser Forschung gemachten Erfahrungen können wir nicht davon ausgehen, daß die Interviewten das Aufnahmegerät mit der Zeit vergessen. Warum sollten sie es auch vergessen, wenn es sichtbar vor ihnen auf dem Tisch steht? Zudem sind die Rahmenbedingungen der Interviewsituation ehrlicher, wenn die Aufnahme und deren Zweck klar bleiben.

Das Gefühl, interviewt zu werden

Am Ende des Interviews erbaten wir, bei noch laufendem Cassettengerät, ein Feedback zur Interviewsituation. Wir fragten zunächst nach dem „Gefühl, interviewt zu werden" und dann speziell nach unserem Auftreten zu zweit. Sophie beschreibt das Interview als „interessante Erfahrung", vor allem die Erfahrung „mit diesem Gerät". Unsere gemeinsame Anwesenheit als Interviewerinnen kommentiert sie mit dem Satz: „Ich habe immer gern viel Publikum [...], das stört mich nicht die Bohne". Jens ist der einzige, der offensichtlich von unserem Auftreten zu zweit irritiert ist. Während des Interviews kommt er immer wieder auf die (recht stumme) Anwesenheit von Christine zu sprechen, er fragt sie, ob sie

müde sei, und versucht immer wieder 'private' Nebengespräche mit ihr anzufangen. Er redet davon, daß Christine für ihn „aus dem Blickfeld" war, da der Blickkontakt meist nur zwischen ihm und Almut bestand. Es ist ihm also unangenehm, daß Christine quasi hinter seinem Rücken (zumindest für ihn nicht sichtbar) etwas tut, das er nicht verstehen kann. Letztlich können wir nicht begründen, warum die Reaktionen von Sophie und Jens auf unsere Anwesenheit zu zweit so unterschiedlich ausfallen. Hier spielen verschiedene Faktoren wie die Persönlichkeit der InterviewpartnerInnen, die Atmosphäre des Interviews und die uns unterstellte Absicht[13] eine Rolle. Bei den Feedbacks ist Jens der einzige, der unsere Rollenverteilung von sich aus anspricht, häufig kommt dagegen die Tonbandaufnahme zur Sprache.

Kalkuliertes Zusammenspiel

Forschung findet nicht in einem luftleeren Raum statt, sie steht in einem Geflecht von wirtschaftlichen, universitären, gesellschaftlichen und persönlichen Strukturen, die Auswirkungen auf die Methodenwahl haben. So ist die Interviewführung zu zweit beispielsweise für eventuelle AuftraggeberInnen kostenaufwendiger. Soll die Forschung als Leistungsnachweis an der Universität dienen, läßt sie sich kaum in unterschiedlich bewertbare Einzelleistungen aufspalten. Abgesehen von diesen strukturellen Problemen, die hier nicht weiter diskutiert werden sollen, fand unsere Forschung in einem stark eingegrenzten Personenkreis statt. Unser Feld befand sich innerhalb eines Fachs der Universität und alle Befragten waren forschende StudentInnen. Daher sind unsere Ergebnisse immer im Zusammenhang mit diesem Personenkreis zu sehen.

Überraschend waren für uns die Konstruktionen, die mit wissenschaftlichem Arbeiten verknüpft werden. Da im Wissenschaftsbetrieb die Einzelarbeit als Normalfall gilt, werden die Vorteile der Zusammenarbeit oft auf eine persönliche Ebene verlagert. Auf dieser Basis konstruieren die einzelnen Befragten Gegensätze, obwohl die Übergänge fließend sind und stark ineinandergreifen. Wir wollen diese Dichotomie auflösen – ausgehend von der Annahme, daß Wissenschaft und die durch gesellschaftliche Positionierung bedingte Subjektivität der WissenschaftlerIn nicht voneinander zu trennen sind. Unsere These ist, daß die Zusammenarbeit zweier ForscherInnen durch die gegenseitige Kontrolle von Subjektivität die Forschung weniger subjektiv und damit „wissenschaftlicher"

13 Wir hatten das Thema der Interviews nur insofern angekündigt, daß wir „über die Interviewsituation" sprechen wollten und hatten die genaue Fragestellung geheimgehalten. Damit wollten wir verhindern, daß die InterviewpartnerInnen sich vorab auf eine Meinung bezüglich des Interviewführens zu zweit verständigen. Im nachhinein betrachtet, reagierten wir auf Nachfragen abweisend, arrogant und geheimniskrämerisch, und so ist es nicht weiter verwunderlich, daß einige Befragte uns verdeckte Absichten unterstellten. Sie vermuteten zumeist, die Suche nach geschlechtsspezifischen Unterschieden sei das eigentliche Thema unserer Forschung.

macht. Eine Auswirkung dieser Trennung (wissenschaftlich/persönlich) ist die Einschätzung unserer InterviewpartnerInnen, ihre Gruppengespräche und Diskussionen seien „unwissenschaftlich". Vor allem für den Gedankenaustausch direkt nach den Interviews läßt sich zeigen, wie wichtig eine gemeinsame Auseinandersetzung für die ForscherInnen sein kann, z.B. indem diese Gespräche (schriftliche) field notes vorbereiten und sogar vorstrukturieren können. Natürlich darf das Gespräch dabei die Verschriftlichung nicht ersetzen, es sollte eher als zusätzliche Motivation gesehen werden.

Unsere Ergebnisse verweisen darauf, daß die Vorteile einer Interviewführung zu zweit größtenteils mit den Vorteilen von Teamarbeit allgemein übereinstimmen. Zusätzlich zur gegenseitigen Kontrolle, Motivation und der supervisorischen Funktion einer Gruppe fanden wir einen weiteren Vorteil, der speziell für die Interviewsituation zu zweit wichtig ist. Durch die bewußte Auswahl von InterviewerInnen-Teams entsteht die Möglichkeit, die Interviewsituation und ihre Rahmenbedingungen zu verändern. Zwei InterviewerInnen verschiedenen Geschlechts oder Alters, verschiedener Hautfarbe oder Nationalität können einerseits eine größere Akzeptanz im Feld erreichen, andererseits ihre spezifischen Blickwinkel addieren und erweitern. Diese Strategie ist aber nicht beliebig anwendbar, da sich auch die von den InterviewerInnen ausgehende soziale Kontrolle verstärkt und sich negativ auf die Interviewsituation auswirken kann. In diesem Zusammenhang ist es auch wichtig zu bedenken, daß das Bandgerät eine bedeutende Funktion innehat und ähnlich wie die anwesenden Personen die Gesprächssituation prägt. Wir können in bezug auf diese drei Punkte (soziale Merkmale der ForscherInnen, soziale Kontrolle und Gerät) keine Ideallösung vorschlagen, da je nach Forschungsfeld und Fragestellung eine eigene Verfahrensweise entwickelt werden sollte. Um für die jeweilige Forschung die geeignete Vorgehensweise zu finden, ist es wichtig, die Zusammensetzung des InterviewerInnenteams zu reflektieren. Hierzu ist eine breitere Diskussion der Interviewführung zu zweit – als bewußt eingesetzte Methode – notwendig. Wir hoffen, mit dieser Arbeit einen ersten Schritt zu dieser Diskussion beizutragen.

Arno Ruoff

Die Geschichte der Tübinger Arbeitsstelle „Sprache in Südwestdeutschland" 1955 – 1995*

Mit einer Bibliographie

Die Geschichte der Tübinger Arbeitsstelle (TA) beginnt eigentlich am 23. Mai 1955. An diesem Tag waren Hermann Bausinger und ich zum ersten Mal mit dem Aufnahmewagen unterwegs, um entsprechend dem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanzierten Plan Eberhard Zwirners *Tonbandaufnahmen* der hierzulande gesprochenen Sprache zu machen. Inzwischen enthält Zwirners *Deutsches Spracharchiv* aus dem ganzen deutschen Sprachraum viele tausend Aufnahmen. Sie sollten zur Grundlage für seine phonometrischen Forschungen dienen. Schon in den Anfängen der Zusammenarbeit von Deutschem Spracharchiv in Münster und Ludwig-Uhland-Institut in Tübingen entstand der Plan, dieses Material auch für spezifisch dialektologisch-sprachwissenschaftliche Zwecke zu nutzen. Man muß daran denken, daß Tonbandgeräte erst wenige Jahre zuvor auf den Markt gekommen waren, und bei unseren ersten bescheidenen Kundfahrten mit dem neuen Aufnahmegerät hätten wir uns nie träumen lassen, die Möglichkeit zu solch umfassenden Erhebungen authentischer Sprachbelege zu bekommen. Daran mußten sich diejenigen Seiten der gesprochenen Sprache untersuchen lassen, die sich der Befragung entziehen, also in erster Linie syntaktische und stilistische Probleme.

Schon Zwirners Plan sah vor, nur unvorbereitete freie Gespräche von Gewährsleuten beiderlei Geschlechts, unterschiedlichen Berufs und Alters in deren Alltagssprache aufzunehmen. Für die wissenschaftliche Auswertung der Tonaufnahmen war deren Transkription nötig, sowohl für phonometrische wie für dialektologische Zwecke. In Tübingen entstand ein Ableger des Deutschen Spracharchivs, worin im Laufe der folgenden Jahre nach und nach mehrere hundert studentische Hilfskräfte – von mir in die Regeln der Transkription eingeführt und kontrolliert – *Umschriften* herstellten. Anhand der ersten 120 Texte erläuterte ich Eberhard Zwirner meinen Wunsch, seinem Forschungsplan einen eigenen zur Seite stellen zu können: Grammatik, Syntax, Stilistik der in unserem Gebiet gegenwärtig gesprochenen Alltagssprache an einzelnen Spracherscheinungen (z.B. den einzelnen Wortarten, Tempora, Modi) und deren Zusammenspiel nach Formen und Funktionen zu analysieren und die Abhängigkeit der Rede von außersprachlichen geographischen, sozialen, situativen Determinanten zu eruieren. Dazu war es notwendig, alle Texte in *Wortblöcke* zu je 200 von der Gewährsperson gesprochenen Wörtern einzuteilen, denen Siglen der Merkmalsgruppen aller *redebestimmenden Kategorien* (Landschaft, Geschlecht, Beruf, Alter der Gewährsperson; Gesprächsart, Gesprächsinhalt der betreffenden Textstellen ...) zugeordnet wurden. Die Grundhypothese war, daß in allen Gruppierungen gleichdefinierter Blöcke alle sprachnotwendigen Erscheinungen um einen Mittelwert normalverteilt vorkommen, daß also Unterschiede zwischen den Mittelwerten von Gruppierungen interpretable Unterschiede des Sprachverhaltens darstellen. Auf diese Weise mußte es möglich sein, Art und Stärke des Einflusses der einzelnen „Rededeterminanten" und ihres Zusammenwirkens festzustellen. Grundlagen und Methoden unserer Arbeit sind ausführlich abgehandelt in Nummer 28 der Bibliographie.[1] Zwirner hat diesen Plan freudig begrüßt und ihn nach Kräften unterstützt, 1959 konnte ich die Tübinger Außenstelle des Deutschen Spracharchivs (TA) fest installieren. Das Ludwig-Uhland-Institut bot uns Herberge. Hermann Bausinger als sein Leiter hat unsere Arbeit vom ersten Tag an bis heute kräftig unterstützt; seiner vielfältigen Hilfe verdanken wir, daß wir das bis heute Geleistete erreichen konnten.

Das *Untersuchungsgebiet* der TA erstreckt sich heute über Baden-Württemberg, Bayrisch-Schwaben, Vorarlberg und Liechtenstein. Aus inzwischen weit mehr als 500 Orten haben wir mehr als 2000 Tonbandaufnahmen, so in den letzten Jahren besonders aus allen Orten Vorarlbergs und Liechtensteins, inzwischen längst nicht mehr mit dem Aufnahmewagen, sondern stets im Haus der Gewährsleute mit tragbarem Gerät aufgenommen. Nach und nach etwa 1500 Aufnahmen mit statistisch aufbereiteten Texten bildeten und bilden die Grundlage für *Exzerptarbeiten* studentischer Hilfskräfte, in denen alle vorfindlichen Belege zu bestimmten Themen exzerpiert werden. Dieses Material wird durch wissenschaftliche Arbeiten ausgewertet, seit 1973 in der Reihe „Idiomatica" und in zahlreichen Aufsätzen.

* Anmerkung der Redaktion: Der Text von Arno Ruoff ist bereits in Band 18 der Reihe „Idiomatica" (Max Niemeyer Verlag: Tübingen 1997) veröffentlicht worden. Angesichts der noch immer ungeklärten Zukunft der Tübinger Arbeitsstelle „Sprache in Südwestdeutschland" erschien uns jedoch ein nachdrücklicher Nachdruck sinnvoll, der ihn allen LUI-Studierenden und TVV-Mitgliedern zugänglich macht.

1 Im folgenden wird durch Zahlen in Klammern auf die Nummern derjenigen Titel in der anhängenden Bibliographie verwiesen, die angesprochen sind oder in denen zur angesprochenen Sache Näheres gesagt wird.

Unsere Arbeiten verliefen unter der Jahr für Jahr immer neuen Unsicherheit ihrer weiteren Förderung. Die Hoffnung, die TA eines Tages institutionalisieren zu können, wonach sie mit eigenem Etat und eigenen Mitarbeitern ausgestattet sein würde, haben sich je und je zerschlagen, die Arbeitsstelle war und blieb ein Ein-Mann-Betrieb mit einer wechselnden Zahl freier Mitarbeiter. Nach dem Ende der phonometrischen Forschungen Zwirners und nach der Auflösung des Deutschen Spracharchivs existierte die TA von einigen DFG-geförderten Projekten unterhalten, fünf Jahre allein weiter, bis sie 1973 zu einer *Abteilung des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen* wurde. Das bedeutete eine feste Stelle für den Leiter der TA, Büromiete für die Arbeitsräume und in den besten Jahren eine halbe studentische Hilfskraft und 1000, später 3000 Mark für Sachkosten (pro Jahr!). Mein Forschungsplan war freilich auf größere Breite und Tiefe angelegt, als sich mit diesen Mitteln erreichen ließ. Durch hunderte von Anträgen und Berichten kam aber immerhin soviel Geld ins Haus, daß wir beginnen konnten, unser Material systematisch auszuwerten, und daß wir zahlreiche Projekte anfangen konnten – mehrere inzwischen glücklich beendete, aber auch einige unvollendete. Immerhin bedeutete das, daß wir 15 Jahre brauchten, bis wir eine gesicherte Untersuchungsbasis für die uns interessierenden Fragestellungen besaßen: 1000 Transkriptionen von Tonbandaufnahmen mit zusammen 350 Aufnahmestunden (deren Korrektur mich zusammengerechnet ungefähr zwei Arbeitsjahre brauchte), für 60 Auswertungsarbeiten mit jeweils einigen 10000 Exzerpten (Belegen mit sprachwissenschaftlichen Zuordnungen zu Formen und Funktionen). Die Mehrzahl von ihnen wartet noch auf Verwertung, immerhin konnten aber seit Anfang der 70-er Jahre die ersten Forschungsergebnisse in der 1973 begründeten Reihe *„Idiomatica"* publiziert (6, 8, 12, 16, 25, 28, 38, 39) und in einzelnen Abhandlungen (26, 40, 43, 46, 58, 79, 84, 85, 91, 101, 108) niedergelegt werden. Völlig außer Betracht geblieben ist bis heute die inhaltliche Seite unserer Tonaufnahmen, die in unbeschreiblicher Fülle das Alltagsleben seit dem Ende des letzten Jahrhunderts authentisch belegen (44).

Unsere *Geldgeber* waren in allererster Linie die DFG (mit 14 Projekten), außerdem die Robert-Bosch-Stiftung (5 Projekte), die Breuninger-Stiftung (4 Projekte), die Stiftung der Württembergischen Hypothekenbank (3 Projekte), daneben die FritzThyssen-Stiftung, das Auswärtige Amt in Bonn, das Bundesinnenministerium, die Donauschwäbische Kulturstiftung, sechs Landkreise, zahlreiche Städte und das Arbeitsamt mit 15 ABM-Stellen. Viele Gemeindeverwaltungen finanzierten örtliche Flurnamensammlungen. Diese Hilfen machten es möglich, daß die Aufgaben der TA nicht nur durch studentische Hilfskräfte, die oftmals von Semester zu Semester wechselten, was unsägliche Einarbeitszeiten notwendig gemacht hatte, sondern von „längerdienenden" Mitarbeitern geleistet werden konnten. Manche von ihnen waren über Jahrzehnte als studentische Hilfskräfte und wissenschaftliche Mitarbeiter in der TA tätig, und ihre Magisterarbeiten und Dissertationen sind auf dem Boden der TA gediehen. Das waren besonders Bernhard Gersbach und Rainer Graf, später Thomas Jauch und Peter Löffelad. Ihnen verdankt unsere Arbeit Wesentliches, vor allem die Verbreiterung der Forschungsinteressen, aber auch die Eigenherstellung unserer Publikationen,

schon vor 25 Jahren mit Randausgleich gesetzt! und seit der ersten Stunde mit Karten und Graphiken unserer unermüdlichen, so einfallsreichen wie pünktlichen Graphikerin Elke Schwedt kunstvoll verfertigt (nicht allerdings im vorliegenden Band).

Während der Zugehörigkeit der TA zur Universität Tübingen haben wir weit mehr an Drittmitteln erworben, als das Land Baden-Württemberg für uns ausgeben mußte, nämlich ungefähr zwei Millionen Mark, die zum Teil in Projekten verarbeitet, zum Teil in unserem Material „kapitalisiert" sind, das heute als millionenschweres Erbe darauf wartet, weitere Zinsen tragen zu können.
Während besonders anfangs die neuen Forschungsgegenstände und die zu ihrer Untersuchung notwendigen neuen Methoden im Mittelpunkt unserer Arbeit standen, haben sich immer mehr alle anderen wissenschaftlichen Tätigkeiten aufgedrängt, die der einzigen dialektologischen Stelle an der Universität Tübingen zukamen: Wir fühlten uns der *Tradition der württembergischen Mundartforschung* verpflichtet (75, 77, 80, 81, 87) und haben auch traditionelle Forschungen, etwa sprachgeographischer Art, stets weiter getrieben (1, 5, 24, 27, 29, 34, 49, 51, 57, 70, 71, 72, 78, 82, 92, 96).

Die durch Karl Bohnenberger 1900 in Jahresarbeiten von Volksschullehrern erhobenen *„Konferenzaufsätze"* über volkstümliche Überlieferungen enthalten an allen Stellen der Aufsätze reiches mundartliches Material, das bisher nicht ausgeschöpft war. Alle Belege von sprachgeographischem, lexikalischem, syntaktischem Interesse wurden erhoben und kartiert, ebenso alle Namen, Sprichwörter, Grußformeln usw., vor allem als Ergänzungen zum Schwäbischen Wörterbuch (90). Eine unernste Blütenlese daraus wurde zu einem Geburtstagsgebinde gewunden (32).

Das erste und größte Sonderprojekt der TA *„Sprachnorm und Varianz von Ortsprachen"* begann 1964. In drei nahe beieinander liegenden Weilern des nördlichen Schwarzwaldes (daher auch „Schwarzwaldaktion" genannt), wovon je einer im fränkischen, schwäbischen, alemannischen Sprachgebiet liegt, haben Eugen Gabriel, Monika Kirchmeier, Arno Ruoff und Ines Ruoff im Verlauf mehrerer Wochen bei allen Einwohnern Tonaufnahmen in allen möglichen uns zugänglichen Situationen und sehr vielfältige sprachwissenschaftliche und volkskundlich-soziologische Erhebungen vorgenommen. Alle Aufnahmen sind transkribiert, alle Texte sind grammatisch und syntaktisch ausgewertet, alle anderen Materialien sind aufgeschlüsselt, mehrere Artikel der geplanten Publikation sind geschrieben und liegen schon im Drucksatz vor – aber unsere Kräfte und Mittel reichten nicht mehr für die Vollendung des Projekts. Wir haben den Plan aber noch nicht aufgegeben. (28, 57).

Nach der Anbindung der TA ans Tübinger Ludwig-Uhland-Institut mit seiner traditionell engen Verbindung von Volkskunde und Mundartenforschung habe ich dort Seminare gehalten und studentische Projekte geleitet, deren Gegenstände der Tradition entsprechend im weiten Feld zwischen Sprach- und Kulturwissenschaft lagen. In einigen Dutzend Seminar-Exkursionen wurden einige tausend Leute vor allem an der schwäbisch-niederalemannischen Grenze auf Laut- und Wortformen befragt. Drei studentische *Projekte* – Fränkisch-alemannische

Sprachgrenze (49, 96); Flurnamen der Stadt Nagold (37); Das zweigeteilte Murgtal: Sprache und Kultur einer Grenzlandschaft – sind beendet, die Publikationen der ersten beiden liegen vor (34, 37). In Seminaren wurde der (sprachliche) Wandel in „Neuen Siedlungen" behandelt (13, 42, 48, 74, 109).

Mehrere Initiativen unserer Arbeiten gingen von anderen Fachgebieten aus: Die Berührung mit mundart-bekennenden *Theologen* war kurz, nachdem ich deren Intentionen durch einen Vortrag „Für und wider den Dialekt in der Kirche – eher wider" offenbar gestoppt hatte. Intensiver war die Zusammenarbeit mit *Juristen* nach meinem Vortrag auf einer Referendartagung über „Rechtssprache und Alltagssprache"; er zog ein fächerübergreifendes Seminar nach sich und ein Projekt mit dem Ziel konkreter Veränderungen von juristischen Texten, besonders von Gesetzestexten (89), das noch nicht abgeschlossen ist. Sprachpsychologischem Interesse entsprossen die beiden noch unausgewerteten Exzerptarbeiten über „Ellipse und Anakoluth" wie über „Versprechen und seine Korrektur", woran Löffelads Studie (60) anknüpft. Am nachhaltigsten war die Beziehung zu *Psychotherapeuten*, die auf meinen vor ihrem Ulmer Sonderforschungsbereich gehaltenen Vortrag über „Tempus und Zeit" zurückging, worin ich die sehr einfachen psychotherapeutischen Vorstellungen über Sprache zu modifizieren trachtete. Im Anschluß daran wurden von Peter Löffelad in einer Pilotstudie „Sprachveränderungen in psychotherapeutischen Prozessen" anhand von zwölf verschiedenen grammatischen, syntaktischen, stilistischen Erscheinungen im Verlauf zweier Therapien untersucht, woran eine hohe Korrelation der sprachlichen Formen mit therapeutischen Ereignissen evident wurde (90). Löffelad hat dieses Thema in seiner Adjektivarbeit (16) und in einem dreijährigen DFG-Projekt über „Emotionale Modalisatoren" (61, 66) weiterverfolgt. (Für die abschließende Publikation wurden die Mittel [noch] nicht bewilligt.)
Auch alte Tübinger Traditionen fortsetzend wurden Forschungen über *südwestdeutsche Mundarten im Ausland* fortgesetzt mit Monographien über die Mundarten von Sarata in Bessarabien (7) und mit der kontrastiven Untersuchung des französischen Einflusses auf die württembergischen Mundarten und des württembergischen Einflusses auf die Sprache im Pays de Montbéliard (15). Ein eigenes Tonbandkorpus der TA enthält mehrere hundert donauschwäbische und rußlanddeutsche Aufnahmen. Über ihre Bearbeitung in drei Projekten und erste Ergebnisse dieser Untersuchung wurde mehrfach berichtet (41, 98, 102, 110, 111, 112). Eine umfassende *Dokumentation der donauschwäbischen Mundarten* ist in Arbeit. In ihr sollen anhand von Tübinger Aufnahmen seit 1955 und Pécser Aufnahmen von Katharina Wild seit 1970 die alten Ortsmundarten ebenso wie alle Arten und Grade ihrer Angleichung an die Umgebungssprachen dargestellt werden. In einer Aktion des Deutschen Instituts für Fernstudien wurden *Aussiedler* aus allen osteuropäischen Staaten interviewt; deren sprachliche Beobachtung durch Peter Löffelad diente (wie diejenige der Rußlanddeutschen durch Alwine Bock) nicht zuletzt didaktischen Zwecken zur Erleichterung ihrer nicht nur sprachlichen Eingliederung (41, 62, 63).

Anderem didaktischem Impuls entsprangen Arbeiten, in denen Proben südwestdeutscher Mundarten für den Universitäts- und Schulunterricht dargeboten wurden (29, erweiterte Neuauflage in Arbeit) oder in denen – als Ergebnis eines Seminars und eines Projekts mit Lehrern aller Schularten – Möglichkeiten der Behandlung von *„Mundart als Unterrichtsgegenstand"* aufgezeigt wurden (93). Der Praxis entsprossene methodische Überlegungen (45, 57, 62, 63, 76, 85, 88) und praktische Arbeitsgrundlagen wurden durch Gestellung von statistisch vorstrukturierten *„Alltagstexten"* (30, 31) und ganz besonders durch das *Häufigkeitswörterbuch gesprochener Sprache* (33) gegeben, das für externe Arbeiten schon vielfach genutzt wurde, vor allem aber von uns selbst (88, 89, 91, 101), besonders als Grundlage der Darstellung der *Wortbildung in gesprochener Sprache* durch Gersbach und Graf (9, 10). Hilfe für uns und alle externen dialektologischen Arbeiten gab Baurs Bibliographie unseres Untersuchungsgebietes (4), deren Neuauflage, ebenso wie diejenige des Einführungsbandes in die „Idiomatica" (28), in Arbeit ist.

Als eigenes Arbeitsfeld hat sich immer stärker die *Namenforschung* ergeben. In einem studentischen Projekt sollte Erhebung, Darstellung und Deutung von Flurnamen geübt werden. Das Resultat ist die Publikation der Nagolder Flurnamen (37); in Zusammenhang damit entstand die Sulzer Sammlung (11). Dem Aufruf von TA und Landesstelle für Volkskunde, Stuttgart, an die Städte und Gemeinden des Landes, die Erhebung ihrer Flurnamen finanzieren zu wollen (56), sind viele Ortsverwaltungen gefolgt, daraus sind zahlreiche Publikationen entstanden (14, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 50, 52, 53, 54, 55, 65, 67, 68, 69, 70, 92).

Der richtigen Schreibung von Flurnamen in amtlichen Karten gilt die Anweisung des Flurnamenbuchs (35), das in seiner Neuauflage auch uneingeschränkt für den badischen Landesteil gilt. Zwei Abhandlungen befassen sich mit Namenproblemen anhand südwestdeutscher Beispiele (100, 101).

Daß die TA die einzige dialektologische und namenkundliche Institution in Württemberg ist, brachte in großem Umfang die Notwendigkeit von *Beratungs- und Gutachtertätigkeiten* mit sich. Ich wurde von Amts-, Land-, und Oberlandesgericht zu forensischen Beurteilungen herangezogen, beim Landesvermessungsamt als Sachverständiger für die Schreibung von Flurnamen. Durch viele *Vorträge* im ganzen Land bemühte ich mich, unsere Erkenntnisse und unser Material den regionalen Kulturen nützlich zu machen, bei Kursen für polnische Germanisten in Tübingen ebenso wie bei Lehrtätigkeit in Ungarn unsere Forschungsmethoden zu vermitteln. Vielen ausländischen Studierenden haben wir bei ihren Arbeiten über die Sprache unseres Landes geholfen oder ihnen unser Material zur Verfügung gestellt (1, 2).

Am 30. Juni 1995 schied ich altershalber aus dem Dienst der Universität Tübingen aus. Das Ausscheiden auch nur eines einzigen Mannes aus einem Ein-Mann-Betrieb trifft diesen existentiell. Die Stelle ist seither nicht wieder besetzt. Komplizierte juristische Sachverhalte werden das wohl noch eine Zeitlang hinausschieben, hoffentlich aber nicht verhindern; die Entscheidung ist offen.

Zu Anfang unseres Jahrhunderts war die Dialektologie in Tübingen durch zwei Ordinarien (Hermann Fischer und Karl Bohnenberger) vertreten. Sie haben Tü-

bingen zu einer Hochburg unserer Wissenschaft gemacht. Hugo Moser, Helmut Dölker und Hermann Bausinger setzten die Tradition fort. Es gibt wohl keine deutsche Landesuniversität ohne eine Institution zur Erforschung der Regionalsprache. Gerade für die landeskundlichen Seiten unserer Tätigkeit besteht in der Öffentlichkeit ein großes Bedürfnis. Die innovativen Anstöße der neuen Forschungsmethoden, verbunden mit dem für Millionen Mark hergestellten und durch Transkriptionen und Exzerptarbeiten aufgeschlüsselten Material, erlauben es, ohne weiteren Kostenaufwand die geplanten und beliebige andere Fragestellungen anhand der TA-Unterlagen zu bearbeiten und die nirgends sonst im deutschen Sprachraum in dieser Weise mögliche systematische Erforschung der gesprochenen Sprache in Abhängigkeit von ihren vielfältigen Bedingungen zu betreiben.

Diese Möglichkeiten zu vereiteln, würde der Universität Tübingen zur Schande gereichen. Aber wir müssen es ihr anheimstellen.

Arno Ruoff

Bibliographie der Tübinger Arbeitsstelle „Sprache in Südwestdeutschland"

Monographien:

1 ALIX, Christian: Description du Système Phonologique d' un Parler Villageois [Wurmlingen, Kreis Tübingen]. Mag.Arb. Typoskript. Tübingen 1972.

2 ALLAIRE, Véronique: Der Gebrauch des ES in der schwäbischen Mundart. Mag. Arb. Typoskript. Tübingen 1990.

3 AMMON, Ulrich: Dialekt und Einheitssprache in ihrer sozialen Verflechtung. Eine empirische Untersuchung zu einem vernachlässigten Aspekt von Sprache und sozialer Ungleichheit. Weinheim und Basel 1973 (= Pragmalinguistik 3).

4 BAUR, Gerhard W.: Bibliographie zur Mundartforschung in Baden-Württemberg, Vorarlberg und Liechtenstein. Mit neun Karten. Tübingen 1978 (= Idiomatica 7).

5 BAUSINGER, Hermann und Arno RUOFF: Beuren, Kreis Wangen im Allgäu. Göttingen 1959 (= Lautbibliothek der deutschen Mundarten 12/13).

6 EISENMANN, Fritz: Die Satzkonjunktionen in gesprochener Sprache. Vorkommen und Funktion. Untersucht an Tonbandaufnahmen aus Baden-Württemberg, Bayrisch-Schwaben und Vorarlberg. Tübingen 1973 (= Idiomatica 2).

7 FIESS, Dietrich: Siedlungsmundart – Heimatmundart. Studien zur Entwicklung der Mundart von Sarata in Bessarabien aus ihren verschiedenen Herkunftsmundarten. Tübingen 1975 (= Idiomatica 4).

8 GERSBACH, Bernhard: Die Vergangenheitstempora in oberdeutscher gesprochener Sprache. Formen, Vorkommen und Funktionen. Untersucht an Tonbandaufnahmen aus Baden-Württemberg, Bayrisch-Schwaben und Vorarlberg. Tübingen 1982 (= Idiomatica 9).

9 GERSBACH, Bernhard und Rainer GRAF: Wortbildung in gesprochener Sprache. Die Substantiv-, Verb- und Adjektiv-Zusammensetzungen und -Ableitungen im „Häufigkeitswörterbuch gesprochener Sprache". Bd.I. Erster Hauptteil: Substantiv. Tübingen 1984 (= Idiomatica 12).

10 GERSBACH, Bernhard und Rainer GRAF: Wortbildung in gesprochener Sprache. Die Substantiv-, Verb- und Adjektiv-Zusammensetzungen und -Ableitungen im „Häufigkeitswörterbuch gesprochener Sprache". Band II. Zweiter Hauptteil: Verb. Dritter Hauptteil: Adjektiv. Tübingen 1985 (= Idiomatica 13).

11 GERSBACH, Bernhard und Arno RUOFF: Die Flurnamen der Stadtmarkung Sulz am Neckar. Sulz 1994.

12 GRAF, Rainer: Der Konjunktiv in gesprochener Sprache. Form, Vorkommen und Funktion. Untersucht an Tonbandaufnahmen aus Baden-Württemberg, Bayrisch-Schwaben, Vorarlberg und Liechtenstein. Tübingen 1977 (= Idiomatica 5).

13 HEILKENBRINKER, Lisa: 60 Jahre Heidhöfe. Ein Bericht über die Geschichte der Siedlung in der Gemeinde Böhmenkirch, Kreis Göppingen. Tübingen 1994.

14 JAUCH, Thomas: Die Flurnamen von Rottenburg am Neckar. Rottenburg 1995 (= Der Sülchgau 37).

15 KIRCHMEIER, Monika: Entlehnung und Lehnwortgebrauch. Untersucht am französischen Einfluß auf die württembergischen Mundarten und am württembergischen Einfluß auf die Sprache im Pays de Montbéliard. Tübingen 1973 (= Idiomatica 3).

16 LÖFFELAD, Peter: Das Adjektiv in gesprochener Sprache. Gebrauch und Funktion. Untersucht an Tonbandaufnahmen südwestdeutscher Alltagssprache im Vergleich zu Tonbandaufnahmen der Sprache von Patienten im psychotherapeutischen Prozeß. Tübingen 1989 (= Idiomatica 16).

17 LÖFFELAD, Peter: Flurnamen der Stadt Ulm und deren Bedeutung: Gemarkungen Ulm, Söflingen und Grimmelfingen; unter Verwendung der archivalischen Vorarbeiten von Karl Meder. Stuttgart 1992 (= Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm : Reihe Dokumentation; Bd. 8).

18 LÖFFELAD, Peter: Die Flurnamen von Ehningen. Beiträge zur Ortsgeschichte. Ehningen 1995.

19 LÖFFELAD, Peter: Stadt Neu-Ulm. Die Flurnamen. Neu-Ulm 1995.

20 LÖFFELAD, Peter: Die Flurnamen der Gemeinde Murr. Murr 1996.

21 LÖFFELAD, Peter: Tiefenbronn. Die Flurnamen von Lehningen, Mühlhausen und Tiefenbronn. Ellwangen/Jagst 1997.

22 LÖFFELAD, Peter: Die Flurnamen von Aidlingen, Deufringen und Dachtel. Ellwangen/Jagst 1997.

23 LÖFFELAD, Peter: Das Ellwanger Flurnamenbuch. Ellwangen/Jagst 1997.

24 MEISTER, Walter: Die Mundart in Veränderung und Beharrung, dargestellt an drei Tonbandaufnahmen der ostfränkischen Mundart von Zweiflingen und Neuenstein im Kreis Öhringen. [Masch.] Zulassungsarbeit. Tübingen 1965.

25 MIKOSCH, Ingrid: Die Präpositionen in gesprochener Sprache. Vorkommen und Funktion. Untersucht an Tonbandaufnahmen aus Baden-Württemberg, Bayrisch-Schwaben und Vorarlberg. Tübingen 1987 (= Idiomatica 14).

26 OBENLAND, Roland: Die Präposition MIT in den Mundarten Württembergs und angrenzender Gebiete; untersucht an den Tonbandaufnahmen der Tübinger Außenstelle des Deutschen Spracharchivs samt einem Abriß aller in diesem Material vorkommenden Präpositionen. [Masch.] Zulassungsarbeit. Freiburg i. Br. 1967.

27 OECHSNER, Hans Adolf: Neubulach, Kreis Calw. Göttingen 1961 (= Lautbibliothek der deutschen Mundarten 17/18).

28 RUOFF, Arno: Grundlagen und Methoden der Untersuchung gesprochener Sprache. Einführung in die Reihe „Idiomatica" mit einem Katalog der ausgewerteten Tonbandaufnahmen. Tübingen 1973 (= Idiomatica 1).

29 RUOFF, Arno: Mundarten in Baden-Württemberg. Beiheft zur Tonkassette mit Transkriptionen, Kommentaren und einer Sprachkarte. Hrsg. von der Landesbildstelle Württemberg. Stuttgart 1983.

30 RUOFF, Arno: Alltagstexte I. Transkriptionen von Tonbandaufnahmen aus Baden-Württemberg und Bayrisch-Schwaben. Mit zwei Karten. Tübingen 1984 (= Idiomatica 10).

31 RUOFF, Arno: Alltagstexte II. Transkriptionen von Tonbandaufnahmen aus Baden-Württemberg, Vorarlberg und Liechtenstein. Mit zwei Karten. Tübingen 1985 (= Idiomatica 11).

32 RUOFF, Arno (Hrsg.): Volkstümliche Überlieferungen in Württemberg. Blüten aus den Konferenzaufsätzen 1899/1900 zu einem Kränzlein für Hermann Bausinger zum 60. Geburtstag gewunden. Tübingen 1986.

33 RUOFF, Arno: Häufigkeitswörterbuch gesprochener Sprache. Gesondert nach Wortarten, alphabetisch, rückläufig-alphabetisch und nach Häufigkeit geordnet. Unter Mitarbeit von Harald Fuchs, Bernhard Gersbach, Rainer Graf, Simone Thiers. Tübingen 1981. 2. Aufl. 1990 (= Idiomatica 8).

34 RUOFF, Arno (Hrsg.): Die fränkisch-alemannische Sprachgrenze. Statik und Dynamik eines Übergangsgebiets. Untersucht und dargestellt in einem Projekt des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen. Band I: Textband. Band II: Kartenband. Tübingen 1992 (= Idiomatica 17).

35 RUOFF, Arno: Flurnamenbuch Baden-Württemberg. Flurnamenschreibung in amtlichen Karten. Aufgrund der Vorarbeiten von Karl Bohnenberger und Helmut Dölker unter Mithilfe von Konrad Kunze bearbeitet. Hrsg. vom Landesvermessungsamt Baden-Württemberg. Stuttgart 1993.

36 RUOFF, Arno und Peter LÖFFELAD (Hrsgg.): Syntax und Stilistik der Alltagssprache. Beiträge der 12. Arbeitstagung zur alemannischen Dialektologie (25. bis 29. September 1996 in Ellwangen/Jagst). Tübingen 1997 (= Idiomatica 18).

37 RUOFF, Arno und Silke KOHNERT (Hrsgg.): Die Flurnamen der Stadt Nagold. Gemarkungen Nagold, Emmingen, Gündringen, Hochdorf, Iselshausen, Mindersbach, Pfrondorf, Schietingen und Vollmaringen. Erhoben und dargestellt in einem Projekt des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen. Nagold 1997.

38 STADELMANN, Manfred: Orts- und Richtungsadverbien bei Siedlungsbezeichnungen. Verbreitung und Funktion in oberdeutschen Mundarten. Untersucht an Tonbandaufnahmen und Erhebungen der Tübinger Arbeitsstelle. Tübingen 1978 (= Idiomatica 6).

39 VAHL-SEYFARTH, Ellen: Das unbestimmte Subjekt in gesprochener Sprache. Vorkommen, Funktionen und Gebrauchsbedingungen. Untersucht an Tonbandaufnahmen aus Baden-Württemberg, Bayrisch-Schwaben und Vorarlberg. Tübingen 1987 (= Idiomatica 15).

40 WALZER, Claudia: Verbalpräfixe in gesprochener Sprache. Verwendung und Funktion; untersucht an Tonbandaufnahmen aus Baden-Württemberg, Bayrisch-Schwaben und Vorarlberg. [Masch.] Zulassungsarbeit. Heidelberg 1971.

Aufsätze:

41 BOCK, Alwine: Sprachmangelersatz im Kommunikationsverkehr der Rußlanddeutschen. In: Katharina WILD (Hrsg.): Begegnung in Pécs/Fünfkirchen. Pécs 1994, S. 53-61.

42 BURGER, Beate und Ulrike STÜRTZ: Sindlingen – 40 Jahre Siedlungsgeschichte. In: Christel KÖHLE-HEZINGER (Hrsg.): Neue Siedlungen – Neue Fragen. Eine Folgestudie über Heimatvertriebene in Baden-Württemberg – 40 Jahre danach. Tübingen 1995, S. 103-112.

43 GERSBACH, Bernhard: Übergänge und Grenzen im Gebrauch der Vergangenheitstempora. Untersucht an Tonbandaufnahmen aus Baden-Württemberg, Bayrisch-Schwaben und Vorarlberg. In: Werner KÖNIG und Hugo STOPP (Hrsgg.): Historische, geographische und soziale Übergänge im alemannischen Sprachraum. München 1980 (= Schriften der Philosophischen Fakultäten der Universität Augsburg 16), S. 111-119.

44 GERSBACH, Bernhard: Nur Sprache – sonst nichts? Überlegungen zu einem vernachlässigten Aspekt der Tonbandaufnahmen in der „Tübinger Arbeitsstelle". In: Hermann BAUSINGER (Hrsg.): Redeweisen. Aspekte gesprochener Sprache. Festgabe für Arno Ruoff. Tübingen 1990, S. 98-106.

45 GRAF, Rainer: Die idiomatischen Untersuchungen der Tübinger Arbeitsstelle „Sprache in Südwestdeutschland". In: Dialekt als Sprachbarriere? Ergebnisbericht einer Tagung zur alemannischen Dialektforschung. Tübingen 1973 (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 33), S. 163-193.

46 GRAF, Rainer: Übergänge in den Formen der Redewiedergabe. In: Werner KÖNIG und Hugo STOPP (Hrsgg.): Historische, geographische und soziale Übergänge im alemannischen Sprachraum. München 1980 (= Schriften der Philosophischen Fakultäten der Universität Augsburg 16), S. 121-130.

47 GRAF, Rainer: Tübinger Arbeitsstelle „Sprache in Südwestdeutschland". Arbeitsbericht 1979-1981. In: Walter HAAS und Anton NÄF (Hrsgg.): Wortschatzprobleme im Alemannischen. 7. Arbeitstagung alemannischer Dialektologen. Freiburg i.Ü., 1.-3. Oktober 1981. Freiburg/ Schweiz 1983 (= Germanistica Friburgensia 7), S. 297-306.

48 HEILKENBRINKER, Lisa: Zwei frühe „Neue Siedlungen" im Vergleich. Heidhöfe und Birkenteich. In: Christel KÖHLE-HEZINGER (Hrsg.): Neue Siedlungen – Neue Fragen. Eine Folgestudie über Heimatvertriebene in Baden-Württemberg – 40 Jahre danach. Tübingen 1995, S. 113-119.

49 JAUCH, Thomas: Neues von der fränkisch-alemannischen Sprachgrenze. In: Marthe PHILIPP (Hrsg.): Alemannische Dialektologie im Computerzeitalter. Göppingen 1990 (= Göppinger Arbeiten zur Germanistik 535), S. 145-159.

50 JAUCH, Thomas: Die Flurnamen von Oberndorf. In: 700 Jahre Oberndorf. Rottenburg 1992, S. 166-181.

51 JAUCH, Thomas: Mundarten. In: Kennzeichen RW. Der Landkreis Rottweil. Beiträge zur Heimatkunde. Hrsg. von Klemens AUBERLE, Bernhard RÜTH und K. Erhard WESTEN. Lörrach 1992, S. 140f.

52 JAUCH, Thomas und Harald MÜLLER-BAUR: Die Flurnamen von Hailfingen. In: Hailfingen 1093 bis 1993. Rottenburg 1993, S. 15-34.

53 JAUCH, Thomas und Harald MÜLLER-BAUR: Die Flurnamen von Obernau. In: Obernau 1145-1995. Vom einstigen „stättlin" im Neckartal und seiner Geschichte. Rottenburg-Obernau 1995, S. 141-169.

54 JAUCH, Thomas: Die Siedlungs- und Flurnamen von Türkheim und Wittingen. In: Türkheim. Zur Geschichte eines Albdorfes. Hrsg. von der Ortschaft Türkheim, Stadt Geislingen an der Steige 1995 (= Veröffentlichungen des Stadtarchivs Geislingen 12), S. 163-229.

55 JAUCH, Thomas: Heißgräte und Kaltarsch. Eckenweiler im Spiegel der Flurnamen. In: Karl-Heinz GEPPERT (Hrsg.): 875 Jahre Eckenweiler. Ein Lese- und Bilderbuch zur Geschichte eines Gäudorfes. Rottenburg 1996, S. 159-169.

56 JAUCH, Thomas: Tübinger Aktion zur Sammlung und Deutung von Flurnamen in Baden-Württemberg. In: Arno RUOFF und Peter LÖFFELAD (Hrsgg.): Syntax und Stilistik der Alltagssprache. Beiträge der 12. Arbeitstagung zur alemannischen Dialektologie (25.-29. September 1996 in Ellwangen/Jagst). Tübingen 1997 (= Idiomatica 18), S. 199-201.

57 KIRCHMEIER, Monika: Zur Methodik der Untersuchung von Ortssprachen. Bericht über Erhebungen in drei Schwarzwaldweilern und deren Auswertung. In: Dialekt als Sprachbarriere? Ergebnisbericht einer Tagung zur alemannischen Dialektforschung. Tübingen 1973 (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 33), S. 195-206.

58 KORHONEN, Jarmo: Besonderheiten der Verbidiomatik in der gesprochenen Sprache. Dargestellt am Beispiel südwestdeutscher Mundarten. In: Rudolf GROSSE u.a. (Hrsgg.): Beiträge zur Phraseologie, Wortbildung, Lexikologie. Festschrift für Wolfgang Fleischer zum 70. Geburtstag. Frankfurt 1992, S. 51-62.

59 LÖFFELAD, Peter: Gebrauch und Funktion des Adjektivs in der südwestdeutschen Alltagssprache. In: Marthe PHILIPP (Hrsg.): Alemannische Dialektologie im Computerzeitalter. (Arbeitstagung alemannischer Dialektologen, Straßburg 1987), Göppingen 1990 (= Göppinger Arbeiten zur Germanistik Nr. 535), S. 131-144.

60 LÖFFELAD, Peter: „Mit'm Maul v'rschwätzt m'r sich ...". Emotionale Gratulation in gebrochener Sprache. In: Hermann BAUSINGER (Hrsg.): Redeweisen. Aspekte gesprochener Sprache. Festgabe für Arno Ruoff. Tübingen 1990, S. 113-124.

61 LÖFFELAD, Peter: Emotionale Modalisatoren in südwestdeutscher Alltagssprache. In: Sprache: Emotion. Graz 1990 (= Grazer Linguistische Studien 33/34), S. 165-182.

62 LÖFFELAD, Peter: „Warum sprechen die Sowjetdeutschen so komisch?" In Klaus BOLL u.a. (Hrsgg.): Weiterbildung für die Arbeit mit Aussiedlern. Herkunftsland Sowjetunion / GUS. Deutsches Institut für Fernstudien. Tübingen 1992, S. 85-87.

63 LÖFFELAD, Peter: Kriterien und Ergebnisse einer Interviewaktion zur Vorbereitung eines Weiterbildungsprojektes. In: „Keine Probleme!" Problem-Exploration mittels fokussierter Interviews als Voraussetzung curricularer Konzeptionen am Beispiel des Projekts „Weiterbildung für die Arbeit mit Aussiedlern". Hrsg. vom Deutschen Institut für Fernstudien. Tübingen 1993, S. 15-39.

64 LÖFFELAD, Peter: Tübinger Arbeitsstelle „Sprache in Südwestdeutschland". Arbeitsbericht 1988-1990. In: Volker SCHUPP (Hrsg.): Alemannisch in der Regio. Beiträge zur 10. Arbeitstagung alemannischer Dialektologen in Freiburg/Breisgau 1990. Göppingen 1993, S. 235-238.

65 LÖFFELAD, Peter: Die Flurnamen der Gemarkung Pfuhl und deren Bedeutung. In: Pfuhl 1244-1994. Neu-Ulm 1994 (= Dokumentation des Stadtarchivs Neu-Ulm 5), S. 187-202.

66 LÖFFELAD, Peter: Landschaftliche Bedingtheit des emotionalen Ausdrucks. In: Heinrich LÖFFLER (Hrsg.): Alemannische Dialektforschung. Bilanzen und Perspektiven. Beiträge zur 11. Arbeitstagung alemannischer Dialektologen. Tübingen und Basel 1995, S. 131-142.

67 LÖFFELAD, Peter: Die Flurnamen der Gemarkung Talheim. In: Talheim. Geschichtsbuch der Gemeinde Talheim im Landkreis Heilbronn. Talheim 1995, S. 369-409 mit Karte.

68 MÜLLER, Harald: Vom „Grafenberg" zur „Saulache" – die Flurnamen der Gemeinde Kayh. In: Roman JANSSEN (Hrsg.): Leben in Kayh. Ein Dorf und 800 Jahre Geschichte. Herrenberg 1990 (= Herrenberger historische Schriften 3), S. 421-428.

69 MÜLLER, Harald: Flurnamen der Markungen Renningen und Malmsheim. In: Renningen und Malmsheim. Eine Stadt und ihre Geschichte. Stuttgart 1991, S. 369-404.

70 MÜLLER-BAUR, Harald: Die Mundart von Aidlingen, Deufringen und Dachtel. In: Ortsgeschichte Aidlingen, Deufringen, Dachtel. Aidlingen 1997.

71 RUOFF, Arno: Über die Tübinger Stadtsprache. In: Schwäbische Heimat 8 (1957), S. 112-115.

72 RUOFF, Arno: Warum spricht man in Baiersbronn fränkisch? In: Freudenstädter Heimatblätter 8 (1959), Sp. 134 f.

73 RUOFF, Arno: Das Tonbandgerät im Dienste der Mundartforschung. In: Film-Bild-Ton-Arbeit. Jahresbericht 1963 der Landesbildstellen Baden und Württemberg. Stuttgart 1963, S. 100 f.

74 RUOFF, Arno: Sindlingen – ein alter, neuer Weiler. In: Schwäbische Heimat (1963), S. 100-104.

75 RUOFF, Arno: Hermann Fischer. 1851-1920. In: Zur Geschichte von Volkskunde und Mundartforschung in Württemberg. Tübingen 1964 (= Volksleben 5), S. 171-192.

76 RUOFF, Arno: Wenkersätze auf Tonband? In: Sprachen – Zuordnung – Strukturen. Festgabe seiner Schüler für Eberhard Zwirner. Den Haag 1965, S. 94-113.

77 RUOFF, Arno: Ludwig Uhland-Institut der Universität Tübingen und Tübinger Außenstelle des Deutschen Spracharchivs Münster. In: Zeitschrift für Mundartforschung 32 (1965), S. 121-125.

78 RUOFF, Arno: Mundart [im Landkreis Tübingen]. In: Der Landkreis Tübingen. Amtliche Kreisbeschreibung. Bd. 1, Tübingen 1967, S. 351-390.

79 RUOFF, Arno: Einige Bemerkungen zur vorarlbergischen Syntax. In: Montfort 27 (1975), S. 249-257.

80 RUOFF, Arno: Karl Bohnenberger (1863-1951) – Forscher und Wanderer. Zum 25. Todestag des Erforschers der alemannischen Mundart. In: Haspel-Press 1976, S. 3-5.

81 RUOFF, Arno: Josef Karlmann Brechenmacher. Zum 100. Geburtstag des Sprachforschers und Lehrers. In: Haspel-Press 1977, S. 4-6.

82 RUOFF, Arno: Wo die Geiten zu Ee'ten werden. Über die Mundart in Stadt und Kreis Tübingen. In: 900 Jahre Stadt Tübingen. Sonderbeilage der Südwestpresse. Tübingen 1978, S. 25-27.

83 RUOFF, Arno: Tübinger Arbeitsstelle „Sprache in Südwestdeutschland". Arbeitsbericht 1973-1975. In: Josef ZEHRER und Eugen GABRIEL (Hrsgg.): Beiträge zur Semantik. 5. Arbeitstagung alemannischer Dialektologen in Bezau, Bregenzerwald vom 1. bis 3. Mai 1975. Dornbirn 1978, S. 145-148.

84 RUOFF, Arno: „Am Mittwoch, dem 11. Oktober 1899". Zu den Formen von Datumsangaben und ihrer Verwendung in der gesprochenen Sprache. In: Kennosuke EZAWA und Karl H. RENSCH (Hrsgg.): Sprache und Sprechen. Festschrift für Eberhard Zwirner zum 80. Geburtstag. Tübingen 1979, S. 65-75.

85 RUOFF, Arno: Probleme der Sprachgrenzen und -übergänge. In: Werner KÖNIG und Hugo STOPP (Hrsgg.): Historische, geographische und soziale Übergänge im alemannischen Sprachraum. München 1980 (= Schriften der Philosophischen Fakultäten der Universität Augsburg 16), S. 93-109.

86 RUOFF, Arno: Ein Häufigkeitswörterbuch gesprochener Sprache aufgrund von Tonbandaufnahmen südwestdeutscher Mundarten. In: ALLC Bulletin 1982, Volume 10, Number 3, S. 92f.

87 RUOFF, Arno: Die Forschungstätigkeit der Württembergischen Schule als Beispiel regionaler Dialektologie. In: Werner BESCH u.a. (Hrsgg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. 1. Halbband. Berlin und New York 1982, S. 127-144.

88 RUOFF, Arno: Ein Häufigkeitswörterbuch gesprochener Sprache als Grundlage weiterführender Untersuchungen. In: Walter HAAS und Anton NÄF (Hrsgg.): Wortschatzprobleme im Alemannischen. 7. Arbeitstagung alemannischer Dialektologen. Freiburg i.Ü., 1.-3. Oktober 1981. Freiburg/Schweiz 1983 (= Germanistica Friburgensia 7), S. 11-31.

89 RUOFF, Arno: Rechtssprache und Alltagssprache. Ansätze zu einer Reform. In: Utz JEGGLE u.a (Hrsgg.): Tübinger Beiträge zur Volkskultur. Für hb – 17.9.1986. Tübingen 1986 (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 69), S. 179-192.

90 RUOFF, Arno: Tübinger Arbeitsstelle „Sprache in Südwestdeutschland". Arbeitsbericht 1982-1984. In: Eugen GABRIEL und Hans STRICKER (Hrsgg.): Probleme der Dialektgeographie. 8. Arbeitstagung alemannischer Dialektologen. Triesenberg, Fürstentum Liechtenstein, 20.-22. September 1984. Bühl/Baden 1987, S. 262-267.

91 RUOFF, Arno: Einschränkungsformeln in südwestdeutscher Alltagssprache. In: Harald BURGER und Robert ZETT (Hrsgg.): Aktuelle Probleme der Phraseologie. Symposium 27.-29.9.1984 in Zürich. Bern, Frankfurt/Main u.a. 1987 (= Zürcher Germanistische Studien 9), S. 187-200.

92 RUOFF, Arno: Von Dußlingens Mundart und Flurnamen. In: Dußlingen 888 bis 1988. Dußlingen 1988, S. 261-267.

93 RUOFF, Arno: Dialekt als Gegenstand des Schulunterrichts. Praktische Beispiele aus Baden-Württemberg. In: Johann LACHINGER u.a (Hrsgg.): Sprache und Dialekt in Oberösterreich. Vorträge der 1. Arbeitstagung am 13. und 14. Mai 1988 in Schloß Zell a.d. Pram. Linz 1989 (= Schriften zur Literatur und Sprache in Oberösterreich, Folge 1), S. 125-139. Wiederabgedruckt in Gerhard W. BAUR (Hrsg.): Themen der Landeskunde. Mundart und Schule in Baden-Württemberg. Bühl 1990, S. 31-40.

94 RUOFF, Arno: Tübinger Arbeitsstelle „Sprache in Südwestdeutschland". Arbeitsbericht 1985-1987. In: Marthe PHILIPP (Hrsg.): Alemannische Dialektologie im Computerzeitalter. Göppingen 1990 (= Göppinger Arbeiten zur Germanistik 535), S. 161-164.

95 RUOFF, Arno: Die Hand im Volksmund. In: Wolfgang ALBER u.a. (Hrsg.): Übriges. Kopflose Beiträge zu einer volkskundlichen Anatomie. Utz Jeggele zum 22. Juni 1991. Tübingen 1991, S. 82-86.

96 RUOFF, Arno: Bewegungen an der fränkisch-alemannischen Sprachgrenze. In: Volker SCHUPP (Hrsg.): Alemannisch in der Regio. Beiträge zur 10. Arbeitstagung alemannischer Dialektologen in Freiburg/Breisgau 1990. Göppingen 1993, S. 41-51.

97 RUOFF, Arno: Das Tonarchiv der Mundarten Vorarlbergs. In: Montfort 45 (1993), S. 21-32.

98 RUOFF, Arno: Systemwechsel und Systemwandel in Minderheitensprachen und Methoden ihrer Untersuchung. In: Katharina WILD (Hrsg.): Begegnung in Pécs/Fünfkirchen. Pécs 1994, S. 33-52.

99 RUOFF, Arno: Tübinger Arbeitsstelle „Sprache in Südwestdeutschland". Arbeitsbericht 1991-1993. In: Heinrich LÖFFLER (Hrsg.): Alemannische Dialektforschung. Bilanzen und Perspektiven. Beiträge zur 11. Arbeitstagung alemannischer Dialektologen. Tübingen und Basel 1995, S. 305-307.

100 RUOFF, Arno: Naive Zugänge zur Namenforschung. In: Ernst EICHLER u.a. (Hrsgg.): Namenforschung. Ein internationales Handbuch zur allgemeinen und europäischen Onomastik, 1. Teilband, Berlin/New York 1995, S. 360-367.

101 RUOFF, Arno: Stilistische Funktion der Namen in mündlichen Erzählungen. In: Ernst EICHLER u.a. (Hrsgg.): Namenforschung. Ein internationales Handbuch zur allgemeinen und europäischen Onomastik, 1. Teilband, Berlin/New York 1995, S. 551-556.

102 RUOFF, Arno: Mundartenvarianten. Bericht über das Projekt der „Dokumentation donauschwäbischer Mundarten". In: Anton SCHWOB und Horst FASSEL (Hrsgg.): Deutsche Sprache und Literatur in Südosteuropa – Archivierung und Dokumentation. Beiträge der Tübinger Fachtagung vom 25.- 27. Juni 1992. München 1996, S. 85-93.

103 RUOFF, Arno: Sprachvarietäten in Süddeutschland. In: Varietäten des Deutschen: Regional- und Umgangssprachen. Jahrbuch 1996 des Instituts für deutsche Sprache, S. 142-154.

104 RUOFF, Arno: Tübinger Arbeitsstelle „Sprache in Südwestdeutschland". Arbeitsbericht 1994-1996. In: Arno RUOFF und Peter LÖFFELAD (Hrsgg.): Syntax und Stilistik der Alltagssprache. Beiträge der 12. Arbeitstagung zur alemannischen Dialektologie (25.-29. September 1996 in Ellwangen/Jagst). Tübingen 1997 (= Idiomatica 18), S. 227-229.

105 RUOFF, Arno: Die Geschichte der Tübinger Arbeitsstelle „Sprache in Südwestdeutschland" 1955-1995. Mit einer Bibliographie. In: Arno RUOFF und Peter LÖFFELAD (Hrsgg.): Syntax und Stilistik der Alltagssprache. Beiträge der 12. Arbeitstagung zur alemannischen Dialektologie (25. bis 29. September 1996 in Ellwangen/Jagst). Tübingen 1997 (= Idiomatica 18), S. 283-296.

106 RUOFF, Arno: Eugen Gabriel und der Vorarlberger Sprachatlas. Dem einen zum 60., dem anderen zum 12. Geburtstag. In: Montfort 49 (1997), S. 9-13.

107 RUOFF, Arno: Der Schwabe und sein Schwäbisch. In: Utz JEGGLE (Hrsg.): Schwabenbilder. Projekt des Ludwig-Uhland-Instituts. Tübingen 1997, S. 39-41.

108 STADELMANN, Manfred: Orts- und Richtungsadverbien in Vorarlberg und Liechtenstein. In: Montfort 27 (1975), S. 258-329. Wiederabgedruckt in: Anthony ROWLEY (Hrsg.): Sprachliche Orientierung I. Untersuchungen zur Morphologie und Semantik der Richtungsadverbien in oberdeutschen Mundarten. Bayreuth 1980, S. 93-195.

109 STÜRTZ, Ulrike: 40 Jahre Siedlung Sindlingen. In: Aus Schönbuch und Gäu. Beilage der Kreiszeitung Böblinger Bote. 2. Heft April – Juni 1994, S. 9-16.

110 VULPE, Magdalena: Die Leistung der Satzkonjunktion in gesprochener Sprache. Rumänisch – Schwäbisch kontrastiv. In: Arno RUOFF und Peter LÖFFELAD (Hrsgg.): Syntax und Stilistik der Alltagssprache. Beiträge der 12. Arbeitstagung zur alemannischen Dialektologie (25. bis 29. September 1996 in Ellwangen/Jagst). Tübingen 1997 (= Idiomatica 18), S. 135-143.

111 WILD, Katharina: Statistisch-syntaktische Untersuchungen ungarndeutscher Mundarten. In: Anton SCHWOB und Horst FASSEL (Hrsgg.): Deutsche Sprache und Literatur in Südosteuropa – Archivierung und Dokumentation. Beiträge der Tübinger Fachtagung vom 25.- 27. Juni 1992. München 1996, S. 94-98.

112 WILD, Katharina: Verbstellung in den schwäbischen Mundarten Ungarns. In: Arno RUOFF und Peter LÖFFELAD (Hrsgg.): Syntax und Stilistik der Alltagssprache. Beiträge der 12. Arbeitstagung zur alemannischen Dialektologie (25. bis 29. September 1996 in Ellwangen/Jagst). Tübingen 1997 (= Idiomatica 18), S. 145-154.

Rezensionen:

113 LÖFFELAD, Peter: „Das rheinische Platt". Eine Bestandsaufnahme. Handbuch der rheinischen Mundarten. Teil 1: Texte, hrsg. von Georg Cornelissen, Peter Honnen und Fritz Langensiepen (Rheinische Mundarten. Beiträge zur Volkssprache aus den rheinischen Landschaften, Bd.2), Köln 1989. In: Rheinische Vierteljahrsblätter, 55 (1991), S. 375f.

114 RUOFF, Arno: Hans Kuhn: Verbale l- und r-Bildungen im Schweizerdeutschen. Frauenfeld 1961 (= Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung 11). In: Kratylos IX (1964), S. 49-53.

115 RUOFF, Arno: Fritz Rahn: Der schwäbische Mensch und seine Mundart. Beiträge zum schwäbischen Problem. Stuttgart 1962. In: Germanistik 4 (1963), S. 403 f.

116 RUOFF, Arno: Erika Bauer: Neckarsteinach und Darsberg, Kreis Bergstraße. Göttingen 1961 (= Lautbibliothek der deutschen Mundarten. 23/24.) In: Germanistik 4 (1963), S. 27.

117 RUOFF, Arno: Sprachatlas der deutschen Schweiz. Begründet von Heinrich Baumgartner und Rudolf Hotzenköcherle, in Zusammenarbeit mit Konrad Lobeck, Robert Schläpfer, Rudolf Trüb und unter Mitwirkung von Paul Zinsli, herausgegeben von Rudolf Hotzenköcherle. Bern 1962. In: Phonetica 2/3 (1963), S. 140-160.

118 RUOFF, Arno: Vorarlbergisches Wörterbuch mit Einschluß des Fürstentums Liechtenstein, herausgegeben von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, bearbeitet von Leo Jutz, Wien 1960-1965. In: Wirkendes Wort 13 (1963), S. 60 f.

119 RUOFF, Arno: Helmut Dölker: Flurnamen der Stadt Stuttgart. Die Namen der Innenstadt sowie der Stadtteile Berg, Gablenberg und Heslach. Nachdruck der Ausgabe von 1933, ergänzt durch 41 Abbildungen und 2 Karten (= Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 6). Stuttgart 1982. In: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 44 (1985), S. 416-418.

120 RUOFF, Arno: Eduard Nübling: Studien und Berichte zur Geschichts-, Mundart- und Namenforschung Bayerisch-Schwabens. Festgabe zum 80. Geburtstag des Verfassers. Hrsg. von Wolfgang Zorn und Pankraz Fried (= Veröffentlichungen der Schwäbischen Forschungsgemeinschaft bei der Kommission für Bayerische Landesgeschichte, Reihe 1: Studien zur Geschichte des Bayerischen Schwabens, Band 16). Augsburg 1988. In: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 49 (1990), S. 500.

121 RUOFF, Arno: Hubert Klausmann, Konrad Kunze, Renate Schrambke: Kleiner Dialektatlas. Alemannisch und Schwäbisch in Baden-Württemberg (= Themen der Landeskunde 6. Veröffentlichungsreihe aus dem Alemannischen Institut Freiburg im Breisgau). Bühl/Baden 1993, 2. veränd. Aufl. 1994. In: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 54 (1995), S. 485 f.

122 RUOFF, Arno: Sprachatlas der deutschen Schweiz. Begründet von Heinrich Baumgartner und Rudolf Hotzenköcherle. In Zusammenarbeit mit Konrad Lobeck, Robert Schläpfer,Rudolf Trüb und unter Mitwirkung von Paul Zinsli, herausgegeben von Rudolf Hotzenköcherle, fortgeführt von Robert Schläpfer, Rudolf Trüb, Paul Zinsli. Band I-VII. Bern und Tübingen 1962-1993. In: Monfort 47 (1995), S. 68-76.

123 RUOFF, Arno: Schwangau. Dorf der Königsschlösser. Hrsg. von Wilhelm Liebhart. Sigmaringen 1996. In: Beiträge zur Namenforschung. Neue Folge Bd. 32 (1997), S. 336-338.

Franziska Becker, Beate Binder

Jugend forscht!

Unter dem Titel „Profile der Tübinger Empirischen Kulturwissenschaft" luden Friedemann Schmoll und Andreas Wittel im Frühjahr dieses Jahres AbsolventInnen des Fachs dazu ein, über die „disziplinäre Identität der EKW zwischen neuen Kulturwissenschaften und alten Volkskundetraditionen" nachzudenken. Die 20, die der Einladung folgten, bildeten einen typischen Querschnitt durch eine Generation, die sich als wissenschaftlicher Nachwuchs des Fachs versteht und sich zugleich mit einer prekären beruflichen Situation arrangieren muß. Zum Teil mit befristeten Stellen als wissenschaftliche MitarbeiterInnen an Instituten oder in Forschungsprojekten angebunden, zum Teil mit Stipendien für Doktor- und Habilprojekte ausgestattet, zum Teil freischaffend in fachnahen Arbeitsfeldern wie Museum, Erwachsenenbildung und Zeitung tätig, verband uns das Interesse, uns in die Diskussion um die Zukunft des Faches und seine wissenschaftliche Profilierung einzumischen. So war auch schnell deutlich, daß das Engagement sich nicht auf „EKW-interne" Fragestellungen beschränkte, sondern Diskussionen aufgriff, die auch am Institut für Europäische Ethnologie relevant sind und die letztlich die gesamte Bandbreite des Faches und seiner Institute tangieren. Strukturiert wurden die zwei Tage durch Themenblöcke, die in ihrer Schwerpunktsetzung recht zufällig und direkt an den jeweiligen Interessen oder momentanen Arbeitsfeldern derjenigen orientiert waren, die sie mit Impuls-Referaten einleiteten.

Friedemann Schmoll eröffnete das Treffen mit einigen Beobachtungen zu den gegenwärtigen Standortdebatten des Faches, mit denen er zugleich seine Beweggründe für die Einladung erläuterte. Sowohl die HochschullehrerInnen-Tagung in Basel im Herbst 1997 als auch der von den Münsteranern Michael Simon und Hildegard Friess-Reimann herausgegebene Band „Volkskunde als Programm", der die Volkskunde so vollmundig im Übergang zur Jahrtausendwende positioniert, propagieren zwar den „Aufbruch", scheinen aber doch nur vordergründig „moderne Labels" auf doch recht konventionelle Arbeitsfelder zu legen. Angesichts enger werdender Berufsperspektiven und zunehmendem Legitimationszwang des Faches im hochschulpolitischen Feld verbirgt sich hinter diesen Metaphern häufig eher das Bestreben, Besitzstände zu wahren. Friedemann Schmoll ging zwar auf diese Essential-Diskussion ein, wollte aber nicht der ReVolkskundisierung folgen. Er forderte vielmehr dazu auf, Perspektiven zu entwickeln, die eben nicht auf das Abzirkeln des vermeintlich „Eigenen" zielen, sondern Felder – auch in der Schnittmenge zu anderen Fächern – zu profilieren, die dem Fach neue Impulse verleihen. Außer Frage stand dabei für ihn, daß die Ethnographisierung ebenso zur kognitiven Identität des Faches gehört wie die genaue historische Tiefenschärfe und Kontextualisierung kultureller und sozialer Phänomene.

Suchbewegungen nach fachlicher Identität bergen zwar immer die Gefahr, in die Larmoyanz des kleinen Faches wie auch der biographischen Marginalisierung einzustimmen, gerade in Zeiten knapper werdender Stellen, Stipendien und einer engmaschigen DFG-Politik der Stipendienvergabe. Die Diskussion auch im weiteren Verlauf des Wochenendes löste solche Tendenzen aber immer wieder – durchaus selbstironisch – auf. Die lustig-nachdenkliche Grundstimmung schuf Denk- und Diskussionsfreiheit und eine Atmosphäre, in der erstaunlich wenig Konkurrenz zu spüren war.

Die Frage nach den Gründen für eine „Nabelschau" stellte auch Elisabeth Timm in ihrem Beitrag, der ebenfalls den Sinn des Treffens reflektierte. Da es ja nicht Ziel sei, sich gegen die etablierten Fachvertreter abzugrenzen, müßten sich die Anwesenden die Frage gefallen lassen, gegen wen, aber auch für wen sie die „Profile" der EKW diskutieren wollten. So käme es zu gewissen Double-Binds, die im Selbstverständnis des Treffens angelegt seien: Während man sich einerseits von den „Etablierten" des Faches abgrenzen wolle, zeige man andererseits zugleich ein hohes Maß an Identifikation mit der wissenschaftlichen Herkunft. Als ebenso widersprüchlich beschrieb Elisabeth Timm den Anspruch, sich an der Diskussion um die Fachidentität beteiligen zu wollen, ohne eine institutionalisierte Definitionsmacht zu haben. In der Diskussion wurden diese Hinweise zu einer Position zusammengeführt, die – aufgrund der beruflich prekären Lage mal drinnen, mal draußen – ihren eigenen Platz im Fach beansprucht und damit ein wesentliches Moment des Selbstverständnisses der Anwesenden ausmacht.

Katharina Eisch stieß bei dem Versuch, die Feldforschung als einen Identitätspfeiler in der Genese des Fachs Volkskunde zu rekonstruieren, auf eine Reihe von Abwehrstrategien gegenüber eben dieser eigenen Fachtradition. So habe zwar die „Urmethodik" von Wilhelm Heinrich Riehl und anderen frühen Fachvertretern mit dem Wandern und Reisen als ethnographischer Methode und dem Gewährsleuteprinzip, das die persönliche Gesprächsbeziehung nutzt, einen empirischen Zugang gelegt, der die Feldforschung als methodologisches Programm vorwegnahm. Doch die schon früh einsetzende Abgrenzung der Volkskunde von der mit „primitiven Kulturen" identifizierten Völkerkunde habe zur Etablierung einer „schizophrenen Distanzierung" von der eigenen methodischen Herkunft geführt, so als „schämte sich das Fach seiner anfänglichen Geschichte". Stattdessen habe es den antiquarischen Bewahrungsauftrag forciert. Seit der sozialwissenschaftlichen Wende der 1970er Jahre wurde zwar immer wieder der „Aufbruch zur Feldforschung" postuliert, ohne diesen jedoch durch eine entsprechende Theoriedebatte zu qualifizieren. Im Gegenteil wurden durch Aufspaltung – und damit Entschärfung – in Einzeltechniken, durch Versuche der Quantifizierung von Feldforschungsdaten, durch den Rückgriff auf literarische Quellen oder durch die Betonung des hohen Schwierigkeitsgrads von Teilnehmender Beobachtung diese eigene Forderung abgewehrt bzw. ausgehöhlt. Doch gerade die kontrollierte Methodenvielfalt erlaube es, so Katharina Eisch, der Komplexität gesellschaftlicher Problemfelder, der Verflüssigung von lokalen Grenzen, der Prozessualität und Bewegung des Feldes gerecht zu werden.

Katharina Eisch plädierte dafür, die theoretische Fundierung der Feldforschung im Fach zu profilieren. Bisher fehle eine systematische Diskussion etwa über Urheberrechte an O-Tönen, über das Problem der Enteignung der Erforschten, über die Nutzbarmachung von Feldforschungsergebnissen für andere Vermittlungsformen, etwa für das Museum, oder über die Notwendigkeit, Möglichkeiten der Supervision an Instituten zu etablieren. In der anschließenden Diskussion bestand Einigkeit darüber, Feldforschung zu entmystifizieren: Sie ist nicht nur dann „echt" und „tief", wenn sie gefahrvoll und reich an Abenteuern ist. Ihre „Tiefe" liegt vielmehr in ihrem induktiven Gehalt und der Bereitschaft, sich der Dynamik des Feldes langsam anzunähern. Dies birgt freilich Risiken und erfordert daher nicht zuletzt Phantasie und Vertrauen in die Selbstorganisation des Feldes, um in der Menge widersprüchlicher Daten eine gewissen Regelhaftigkeit ausmachen zu können. Da dies auch ein größeres Zeitbudget verlangt, stellte sich die Frage, inwiefern diese Methode in Anbetracht kürzerer Studienzeiten und fehlender Geldgeber an Instituten überhaupt im Studienplan (weiterhin) verankerbar ist. Diese Argumente dürften jedoch nicht gegen die Rolle der Feldforschung als eine der zentralen Aufgaben des Faches ausgespielt werden. Schließlich komme ihrem methodologischen Gehalt, ethnographische Übersetzungsarbeit zwischen Kulturen zu leisten, gerade in einer stärker partikularisierten und medialisierten Gesellschaft, eine wachsende Bedeutung zu.

Der zweite Block war Fragen der Grenzziehung zu Nachbardisziplinen gewidmet. Elisabeth Timm setzte sich mit der Frage der „unaufhaltsamen Annäherung der Ethnowissenschaften" auseinander und rollte dieses, gerade angesichts aktueller Entwicklungen neu zu diskutierende (Spannungs-)Verhältnis der beiden Fächer entlang der jeweiligen Fachgeschichten auf. Ihr Fazit, daß die Abgrenzung der EKW gegenüber der „klassischen" Ethnologie zwar angesichts der Streichkonzerte an Universitäten strategisch sinnvoll, jedoch inhaltlich nicht länger zu begründen sei, provozierte zu einer Diskussion über grundsätzlich unterschiedliche Denkweisen und Forschungsdesigns der beiden Fächer: Trifft die Formel, EKWlerInnen seien die EthnologInnen des eigenen Landes, wirklich zu? Bezweifelt wurde, daß die Überschneidung mit der Ethnologie grundsätzlich größere Bedeutung hat als die mit anderen Nachbardisziplinen, wie etwa der Soziologie oder Geschichte. Grundsätzliche Unterschiede zwischen beiden Fächern wurden zum Beispiel darin ausgemacht, wie das Verhältnis von Mikro- und Makroprozessen jeweils, auch forschungsstrategisch, konzeptionalisiert wird.

Barbara Lang berichtete daraufhin von ihren Erfahrungen im „Feld" der Soziologie. Ihre „Grenzgänge" zur anwendungsorientierten Stadtsoziologie lösen eher „Fremdheitserfahrungen" hinsichtlich deren erkenntnistheoretischer und methodischer Vorgehensweisen aus, als daß die Gemeinsamkeiten in der Fragestellung zum Tragen kämen. Zentral erschien ihr neben dem Zugriff auf unterschiedliche Methoden vor allem das divergierende Selbstverständnis als Forschende: Während EKWler sich eher als Übersetzer zwischen (Teil-)Kulturen begreifen und daher das Verstehen von Lebenspraxen ins Zentrum rücken, herrscht in großen Teilen der Soziologie eher die Vorstellung, für die Wissenschaft und in Hinblick auf (politische) Verwertbarkeit zu forschen. Barbara Lang machte

hier auch einen Grund für die relative Randständigkeit der EKW aus, deren Ergebnisse zumindest auf den ersten Blick nicht in Handlungsperspektiven zu übersetzen sind, etwa in Gestaltungsrichtlinien für öffentliche Plätze.

Klaus Schönberger skizzierte unter dem Titel „EKWMedienWissenschaft" aus der Spezifik volkskundlich empirischen Arbeitens heraus „una terza via" zwischen Technikeuphorie und Technikpessimismus, der etwa den Umgang mit Medien, die Bedeutung von Mediennutzung für die Praxen sozialer Subjekte, die Wirkmächtigkeit von Medien für den Alltag im jeweiligen historischen Kontext in den Mittelpunkt stellt. Diese kulturwissenschaftliche Perspektive wurde in der Diskussion weiterentwickelt als Frage nach sowohl der Eigengewichtigkeit von technischen Objekten als auch nach der je spezifischen alltagsweltlichen Bedeutung medial transportierter Bilder und Wirklichkeitskonstruktionen. Insofern erschien die immer noch (oder wieder?) schwelende Kontroverse um die Frage, ob EKW eine Medienwissenschaft sei, eher ideologisches Konstrukt als fachidentisch begründbar zu sein. Schließlich kann die EKW – wenn sie denn ihrem Anspruch gerecht werden will, nicht nur Fragen des historischen Wandels nachzugehen, sondern sich auch den aktuellen gesellschaftspolitisch relevanten Veränderungen zu stellen – angesichts der zunehmenden Medialisierung der Gesellschaft einer Beschäftigung mit den neuen Medien gar nicht ausweichen. Zumal mit dem Stichwort Medialisierung auch eine größere epistemologische Fragestellung angeschnitten ist: nämlich die nach der Vermittlung zwischen diskursiv erzeugten Wirklichkeitskonstruktionen und Alltagspraxen sowie alltagsweltlichen Sinndeutungen. Konkret steht die Frage an, wie der Mediengebrauch durch die medialen Vorgaben der Technikeinschätzung vorstrukturiert wird und diese zugleich mitprägt. Solange die EKW ihre spezifische Kompetenz selbstbewußt vertritt, läuft sie auch nicht Gefahr, ins Fahrwasser einer Medienforschung zu geraten, die – häufig ebenfalls unter kulturwissenschaftlichem Label – soziale Praxen gänzlich in diskursive Formationen auflöst und dabei allzuleicht in Endzeitprognossen verfällt. Vielmehr kann sie, indem sie Praxen und Diskurse aufeinander bezieht, empirisch gesättigte Ethnographien des Mediengebrauchs und seiner im sozialen und historischen Kontext eingebetteten Nutzungsverläufe erstellen.

Ausgehend von seinen Forschungen im Kontext der Betriebssoziologie warf Andreas Wittel in seinem Statement schließlich die Frage auf, inwiefern sich die EKW in ihren Forschungsergebnissen stärker als bisher Forderungen nach ihrem Anwendungsnutzen stellen muß. Wenn wie im Fall betrieblicher Feldforschung ein konkreter Gewinn nicht nur erwartet, sondern sogar zur Bedingung für den Einstieg ins Untersuchungsfeld gemacht wird, könne sich die EKW nicht länger mit dem Verweis auf die Komplexität ihrer Methoden und die Differenziertheit ihrer Ergebnisse im vermeintlich neutralen Abseits halten. Vielmehr habe sie sich in einer Weise zu legitimieren, die – im konkreten Beispiel – mit betriebspolitischen Interessen kompatibel sein müsse. Den Begriff der „Anwendungsorientierung" faßte Andreas Wittel eng bezogen auf die politische und wirtschaftliche Sphäre mit den ihr jeweils eigenen Effizienzkriterien. In der Diskussion wurde dagegen das Bedeutungsspektrum dieses Begriffs erweitert. Neben

den klassischen Berufsfeldern der EKW (Museum, Medien) steht der wissenschaftliche Ertrag – gefaßt im Schlagwort der „gesellschaftlichen Relevanz" – auch bei drittmittelfinanzierten Projekten kontinuierlich auf dem Prüfstand; allerdings ist der Legitimationsdruck aufgrund der Umstrukturierung des Wissenschaftsbetriebs und verstärkter Evaluationsmaßnahmen in den letzten Jahren massiver geworden. Von daher griff Andreas Wittel nicht nur ein „altes Eisen" auf, wenn er eine stärkere Fachdiskussion einforderte, die nicht normativ geführt, sondern an konkrete Untersuchungsfelder angebunden werden sollte: Wie sind Kulturdeutung und -gestaltung zusammenzubringen, ohne den reflexiv distanzierten Blick auf gesellschaftliche Problemfelder wie auf die Relativität des eigenen wissenschaftlichen Standorts zu verlieren? Wenn das Fach jedoch dem Anspruch folgt, auch Spiegel und Auge gegenwärtiger sozial- und kulturpolitischer Wandlungsprozesse zu sein, kommt es gar nicht umhin, sich zu positionieren. Solche Positionierungen werden dann ebenso zwingend wie brisant, wenn auf der Mikroebene in politisch wie moralisch hochaufgeladenen Feldern geforscht wird. Dort ist die Anforderung, „verwertbare" Ergebnisse zu liefern, von selbst gegeben, wenn soziale, (kultur-)politische oder wirtschaftliche Interessengruppen gewissermaßen Zuarbeit erwarten. Deutlich wurde dies etwa bei der Arbeit des Projekts „Sorbische Identität im Lausitzer Braunkohlerevier", wo identitätsstabilisierende Argumente „vom Feld" eingefordert wurden, oder bei Forschungen zu Formen neuer Armut in Berlin, wo nur allzuleicht politische Diskurse bedient werden. In beiden Forschungszusammenhängen ist ein einfaches Sichdavonstehlen unmöglich. Vielmehr ist eine wissenschaftsethische Perspektive jeweils wieder neu zu entwickeln, die nicht vorschnell in die Falle politischer Anwendungsorientierung laufen darf. Diesen Gegenwartszumutungen ist allerdings nicht mit Kanonisierungsbestrebungen und einer Profildebatte der Eigentlichkeitssuche zu begegnen, wie einige Fachvertreter es auf der Baseler Hochschullehrertagung im November 1997 taten. Das Pferd wird am falschen Ende aufgezäumt, wenn das Selbstbewußtsein des „kleinen Faches" im gesellschaftspolitischen Abseits geschmiedet werden soll; es hat seine Kompetenzen vielmehr in Untersuchungsfelder zu profilieren, die mit unterschiedlich gelagertem politischem oder sozialem Sprengstoff aufgeladen sind.

Damit waren in diesen zwei Tagen viele Problemkreise zur Sprache gebracht. Auch wenn im Vorfeld etwas diffuse Vorstellungen über Sinn und Zweck des Treffens herrschten und dieses durchaus auch kritisiert oder belächelt wurde, war man sich nun einig, diese Form des lockeren, aber doch verbindlichen Austauschs zumindest einmal jährlich fortzuführen – dann allerdings mit genauer fixierten Themen –, um sich auf diesem Weg auch als „Stimme im Fach" zu formieren.

Annabelle von Girsewald

Frauenforschung und Mitternachtssonne: Ein Bericht von der Sommeruniversität NOISE

Letzten Sommer habe ich zum erstenmal einen „one night stand" gehabt – im Sinne der Philosophin Rosi Braidotti: eine Nacht mit einer Idee. Der Ort: Turku/Åbo in Finnland, wo dieses Jahr die Sommeruniversität von NOISE (Network of Interdisciplinary Women's Studies in Europe) zum Thema „Gendered Subjects: Rethinking Citizenship, Identity and Knowledge" stattfand. Ich konnte hier meinen Blick, geprägt von meinem bisherigen Studium der Women's Studies in den USA und der Empirischen Kulturwissenschaft in Tübingen, um viele europäische Perspektiven erweitern. In diesem interkulturellen Rahmen hatten 40 Frauen etliche „one night stands": mit Ideen über Rechte und Verpflichtungen der Person, über Identität/Nichtidentität und über das geschlechtsspezifische Subjekt in der Wissenschaft gehabt.

Seit 1995 existiert die Sommeruniversität von NOISE als EU-gefördertes Erasmus-Programm in Zusammenarbeit mit Women's Studies-Fakultäten in West- und Osteuropa. Die tagungsähnliche Zusammenkunft ist eine anspruchsvolle Einführung in die Europäischen Women's Studies mit multikulturellen und interdisziplinären Perspektiven. Die zwei Intensivwochen waren dieses Mal in drei Blöcke aufgeteilt: 1. Feministische Kulturwissenschaft – fokussiert auf die Frage, wie Identitäten (re)konstruiert und dekonstruiert werden, 2. Feministische Theorie – die feministischen Haltungen zu Differenz und Verschiedenheit und als letztes 3. Staat und (Un)Gleichheit – die Dekonstruktion androzentrischer Theorien über Bürgerschaft und Staatsangehörigkeit ('citizenship'). Wir haben uns mit feministischer Erkenntnistheorie, feministischer Theorie und Praxis und mit der Frage nach einer geschlechtsspezifischen europäischen Staatsbürgerschaft auseinandergesetzt. Beverley Skeggs (Lancaster University, GB) Vortrag „The Condition for Identity: Recognising Identity through Appearance" bezog sich auf die Debatte zwischen Judith Butler und Nancy Fraser in *Social Text* (1997), in der Identität und 'Performativity' durch Klassifikations-, Repräsentations- und Prozeßsysteme verhandelt wurden. Skeggs empirische Forschung untersucht am Beispiel der Repräsentationen von Lesben, schwulen Männern und Hetero-Frauen, wie Identität in spezifischen politischen Räumen durch Erscheinung, Anerkennung und Performanz produziert wird.

Die 40 Teilnehmerinnen reisten aus 14 verschiedenen Ländern Mittel- und Osteuropas, aus den USA und aus asiatischen Staaten an. Die 16 Referentinnen stammten aus neun Ländern und vertraten ein breites Spektrum europäischer Universitätslandschaft von der Universität Helsinki (Tuija Pulkkinen) über das

Center for Independent Social Research in St. Petersburg (Elena Zdravomyslova) bis hin zur und Netherlands Research School of Women (Rosi Braidotti). Die vier bis sechs Referentinnen, die für jeden der drei Themenblöcke eingeladen waren, waren leider nur für ihren jeweiligen Block anwesend. Wir, die Teilnehmerinnen und jeweils anwesenden Referentinnen, konnten nachmittags in kleinen Arbeitsgruppen die Diskussionen des Vortrags vom Vormittag weiterführen und die von der Leitung vorbereiteten Aufgaben zu den spezifischen Themen des Tages intensiv besprechen.

Ein besonderer Schwerpunkt während der Sommeruniversität waren skandinavische Perspektiven. Elina Helander (Lapland University) zum Beispiel forderte in ihrem Vortrag „Paradigm Shift in the Western Science and the Sami Nomadic Circle of Life" die (oft hierarchische) Denkweise der Teilnehmerinnen heraus, was sich etwa daran zeigte, daß wir mit unseren Diskussionen ihre Lebensphilosophie teilweise infragestellten. Zusätzlich im Lehrangebot war eine Arbeitsgruppe zu feministischen Forschungsmethoden von Encarnacíon Gutierrez Rodriguez (Frankfurt/M.).

Zu Beginn der Sommeruniversität, als die Zeit der Mitternachtssonne gerade vorbei war, stand jede Teilnehmerin für ihr Land, ihre Kultur, ihre Sprache und für ihr Fachgebiet, aber mit der Zeit wurde klar, wie interdisziplinär wir arbeiteten. Der ständige Austausch über unsere Forschungsgebiete und Forschungsprobleme während der Diskussionen oder in den Pausen, in denen wir finnische Reis-Cakes knabberten und diskutierten, wie man ein Stipendium bekommt oder wie man Judith Butlers Theorie in einer Talkshow-Analyse umsetzt, gab uns die Möglichkeit, auf ganz verschiedenen Ebenen viel voneinander zu lernen. Nächstes Jahr findet die Sommeruniversität vom 14.-30. August in Utrecht, Niederlande, zum Thema „Diasporic Identities and Medi@ted Cultures: Gender, History, and Representations" statt. Kostenpunkt: 550 ECU, incl. Übernachtung. Der Kurs ist im Rahmen des European Credit Transfer Systems (ECTS) auf das Studium anrechenbar. Ausführliche Informationen sind erhältlich bei:

Prof. Dr. Rosi Braidotti/Esther Vonk
International Office Women's Studies
Utrecht University
Trans 10
3512 JK Utrecht
The Netherlands
e-mail: noise@let.uu.nl
tel. +31-30-2536013
fax: +31-30-2536695

Andreas Vogt, Ralph Winkle

Rencontre mit den Strasbourgois(es) am 8./9. November 1998

„Name und Identität" – unter diesem Thema stand das letztjährige „rencontre" zwischen Lehrenden und Studierenden des LUI und den KollegInnen der Straßburger Regionalsoziologie um Freddy Raphaël. Am 8. und 9. November 1998 traf man sich in der klösterlichen Atmosphäre des „Centre Culturel Saint Thomas" in Straßburg.

Den Auftakt der Tagung bildete ein Besuch im „Musée Judéo-Alsacien" in der ehemaligen Synagoge von Bouxwiller. Träger des vor wenigen Monaten eröffneten Museums für Geschichte und Kultur der jüdischen Gemeinden im Elsaß ist ein 1984 gegründeter Förderverein, der die Synagoge vor dem drohenden Abriß bewahrte. Daß man über die Geschichte des Gebäudes selbst nichts erfährt, mag angesichts der vielen noch existierenden elsässischen Landsynagogen zu verschmerzen sein; leider ist jedoch auch die Ausstellung, die sich in einer überinszenierten, verschachtelten Raumstruktur über drei Etagen hinweg erstreckt, wenig innovativ in der Form und ohne kritischen Blick auf die komplexen Prozesse sozialer Integration und Akkulturation der jüdischen Minderheit. Am Ende des Museumsrundgangs überwiegt die Enttäuschung, daß hier die Chance vertan wurde, ein spannendes Konzept der Vermittlung christlich-jüdischer Lokal- und Regionalgeschichte zu etablieren, wie dies in Baden-Württemberg jüngst in Rottenburg-Baisingen oder im Schloß Großlaupheim gleich zweifach gelungen ist.

An den Besuch im „Musée Judéo-Alsacien" schloß sich ein Rundgang durch Bouxwiller an. Frédéric Luckel informierte uns über die Geschichte Bouxwillers als protestantische Residenzstadt der Herren von Lichtenberg und über die vielfältigen denkmalpflegerischen Aufgaben und Probleme in einem mit beeindruckender Geschlossenheit erhaltenen Stadtkern.

Im Straßburger „Centre Culturel Saint Thomas" wurden in französischer und deutscher Sprache Referate zum Thema vorgetragen – ein dichtes Programm, das zahlreiche Einblicke in die Straßburger und Tübinger Forschungswerkstätten gab. Da den Autoren dieses Textes keine französischen Manuskripte vorlagen, überwiegen im folgenden schlaglichtartigen Überblick die Referate Tübinger Provenienz:

Utz Jeggle stellte an zahlreichen Beispielen die determinierende und stigmatisierende Wirkung von Namensgebungen dar. Die Bergbäuerin Barbara Passrugger, die ihren Namen von der Taufpatin geerbt hat, oder Pamela Anderson, die ihren zweiten Sohn Dylan Jagger getauft hat, sind in seinem Vortrag über „Name und Identität" Kronzeugen einer Entwicklung, die sich weg vom traditionsorientierten hin zum modischen, nicht weniger stigmatisierenden Prinzip der Namensgebung

Vor der ehemaligen Synagoge in Bouxwiller

entwickelt. Die ausgrenzende, stigmatisierende Wirkung des Namens wird besonders deutlich an der repressiven Namenspolitik im Rahmen jüdischer Emanzipationsversuche. Das Begehren einer jüdischen Familie etwa, ihren Sohn nach dem Namen des Königs Wilhelm zu taufen, wird den Antragstellern deshalb verweigert, weil die genuin „deutschen Namen" dadurch an distinktiver Kraft einbüßen würden. Diese Verweigerung, jüdische Kinder mit genuin deutschen Namen taufen zu dürfen, ist Stigmatisierung und Ausgrenzung zugleich. Der Name ist als Ausdruck der persönlichen Individualität, aber auch der kollektiven Identität zugleich ein Identitätsgarant, in den sich genealogische, geschlechts- und soziopolitische Traditionen einschreiben.

Auch psychoanalytisch wurde der unbewußten Determinierungsmacht des Namens auf den Grund gegangen. Dominique Weil trug ihre Thesen zu „Funktionen des Vor- und Nachnamens in der Konstitution des menschlichen Subjekts" (Fonctions du nom et du prénom dans la constitution du sujet humain: l'apport de la psychanalyse") vor. Der Grundgedanke des Referats bestand in der Überlegung, daß der Name nicht frei gewählt werden kann, sondern von den Eltern vorgegeben ist. Der Name ist in dieser Funktion ein Erbe, gleich einem übernommenen Haus, das es nun zu bewohnen gilt. Als Beispiel dafür, daß ein großer Name eine ebenso große Erblast sein kann, wird Gottfried Wagner angeführt, der in seiner Autobiographie versucht hat, die Bürde des mit Antisemitismus verbundenen Namens seines berühmten Ahnen, des Komponisten und Antisemiten Richard Wagner, abzutragen. In einem zweiten Beispiel ist der geerbte Name des Vaters weniger mit Schuld als vielmehr mit einer verschlüsselten Botschaft

der Befreiung verknüpft: Ein Mann geht in der Zeit, als Paris von den Deutschen okkupiert war, in den Untergrund. Aus strategischen Gründen nimmt der Widerstandskämpfer einen neuen Namen an. Von nun an nennt er sich Diener. Daß er mit dieser Namenwahl unbewußt die Ideale seines Vaters übernommen hat, kommt erst in einer späteren Psychoanalyse zutage. Sein Vater war Elsässer und nach dem Anschluß des Elsaß an Frankreich nach dem Ersten Weltkrieg überzeugter Patriot und als Sekretär eines französischen Bürgermeisters eben „Diener" des französischen Staates. Im dritten Beispiel für die Macht des Namens wird ein klinisches Fallbeispiel geschildert, das für das Trauma der Namen- und damit gleichsam der Identitätslosigkeit steht. Indiz dafür ist der Traum einer Patientin. Im Traum spielte ihr Vater mit ihren Geschwistern Ball. Sie will mitspielen und macht deshalb mit den Worten „Ich bin auch jemand" auf sich aufmerksam. Fatalerweise wirft der Vater ihr den Ball mit den Worten „Fang jemand" zu. Ein Trauma wäre ihr nach Meinung der Referentin wohl erspart geblieben, wenn der Vater seine Tochter mit ihrem Eigennamen angesprochen hätte. Der Name, so Dominique Weil, garantiert nicht nur kulturelle Identität, sondern auch psychische Integrität, weil er seinen Träger an familiale Traditionen bindet und ihn gegenüber anderen unterscheidbar macht.

Andrea Hoffmann präsentierte in ihrem Vortrag über die Wahl der Vornamen für jüdische Kinder am Beispiel der oberschwäbischen Kleinstadt Buchau Material aus einem am LUI angesiedelten und von der Fritz-Thyssen-Stiftung geförderten Forschungsprojekt, das sich mit dem Verhältnis von jüdischer Modernität und Antisemitismus beschäftigt. Noch im 18. Jahrhundert, so zeigt der Blick in die örtlichen Familienregister, überwogen hebräische oder jiddische Namen; im späten 19. Jahrhundert dagegen wurden kaum mehr „typisch jüdische" Namen vergeben. Besonders auffällig ist die Vorliebe der Buchauer Juden für frankophone Mädchennamen wie Louise, Jeanette oder Babette; in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts hatten dagegen typisch deutsche Namen Konjunktur. Im 20. Jahrhundert schließlich waren moderne, urbane Namen bei den Buchauer Juden üblich; die Religionszugehörigkeit eines Menschen konnte nicht mehr an seinem Vornamen abgelesen werden. Ob nun die Wahl der Vornamen ein eindeutiger Beleg für jüdische Modernität oder Traditionalität ist, läßt sich noch nicht abschließend klären, auch wenn in Buchau ärmere Familien eher traditionelle Namen erteilten als die wohlhabenden, in der bürgerlichen Hierarchie aufgestiegenen.

Gottfried Korff analysierte in seinem Beitrag am Beispiel Berlins die vielfache Neu- und Umbenennung von Straßen und Plätzen im Zuge der deutschen Wiedervereinigung. Straßennamen sind seiner Ansicht nach wichtige Elemente und Stimuli der persönlichen Erinnerungskultur. Der Potsdamer Platz, das „historische Gelenk" der Stadt, wurde z.B. einst von vier Straßennamen markiert. Heute finden sich dort (nicht zuletzt aufgrund der ungleich differenzierten topographischen Struktur) insgesamt 16 Namen: die Palette reicht vom „Marlene-Dietrich-Platz" bis zu nach Fontane, Eichendorff und den Gebrüdern Grimm benannten „Gassen", die um die Idyllisierung der monumentalen Straßenräume bemüht sind. Diese öffentlichen Akte des „renaming the past" werden von Maoz

Azaryahu als Architextur im Sinne einer postmodernen Semantik gedeutet. Andererseits machen (Straßen-)Namen in der „Zeit der Ideologien" (Bracher) politische Systeme plausibel und prägen zugleich das politisch-memotechnische Erinnerungssystem. So führte die Volkswagenmetropole Wolfsburg bis 1945 den Namen „Stadt des KdF-Wagens", ihr ostdeutsches Pendant Eisenhüttenstadt wurde zwischen 1953 und 1961 unter dem Namen „Stalinstadt" als erste sozialistische Stadt auf deutschem Boden gefeiert. Als „historische Didaktik" (Behring) tragen Straßennamen zur Herausbildung einer spezifischen Stadtidentität bei, wobei die Konjunktur der Um- und Neubenennung von Straßen auch auf den Verlust der „milieus de mémoire" (Nora) zurückzuführen ist. „Erinnerung" ist somit das bestimmende Kennzeichen der Straßenbenennung des 19. und 20. Jahrhunderts.

Ulrich Hägele erhellte in seinem Vortrag „Johnny. Zur Ethnographie eines Namens" den symbolischen Gehalt dieses Männernamens. Neben den diversen Konnotationen, die der Name Johnny in der originären englischen Sprache hat, geht Hägele auf die Konjunktur des Namens im Deutschland der 20er und 30er Jahre ein. Insbesondere in den Schlagern dieser Zeit steht der Name Johnny für einen neuem Typus von Mann, der sich vom wilhelminischen Ideal von Männlichkeit abgrenzt. Johnny trägt in den Chansons der post-wilhelminischen Gesellschaft mal die Züge des Proletarischen, mal die des heimatlosen Weltbürgers, des Matrosen oder des Tramps, der sich keiner Nation Untertan macht. Dem männlichen Ideal des Helden und Eroberers verweigern sich die Johnnys der Liedertexte – erobert werden höchstens Frauen, da nach Hägele der Name Johnny für eine neue Form von Männlichkeit steht, die das Objekt des Begehrens einer selbstbewußten, emanzipierten Frau darstellt.

Am Ende der Treffens machte man sich auf den Weg zurück nach Tübingen mit einem erweiterten Wissen über den Zusammenhang von „Name und Identität" und mit dem Bedauern, von den zahlreich anwesenden französischen Studenten und Studentinnen nicht mehr als eben höchstens den Namen mitbekommen zu haben. Das dichtgedrängte Programm des rencontre zwischen Straßburger Soziologen und Tübinger EKWlern ließ einen persönlichen Austausch nur am Rande zu.

Utz Jeggle

Neu am LUI: Supervision

Auf Initiative von Katharina Eisch und Marion Hamm kam im Sommersemester 1998 im LUI erstmals etwas zustande, was schon in manchem Feldforschungsbericht gefordert worden war: eine Supervisionsgruppe. Was ist das und wie funktioniert es? Zunächst braucht es einzelne Personen, die Schwierigkeiten bei der Forschung haben und dies auch einräumen, dann eine Leiterin, die diese Einzelwesen als Gruppe behandelt und formiert und die mit dieser Gruppe und ihren Schwächen umzugehen weiß, schließlich Material, das von einem Mitglied der Gruppe während der vierstündigen Sitzung vorgestellt und dann von der Gruppe gemeinsam bearbeitet wird. Das Material, im Idealfall ein verbocktes Interview, eine Irritation im Sinn von Maya Nadig oder eine rätselhafte Feldforschungsbegegnung, muß mit einer Person der Supervisionsgruppe zu tun haben – kann also nicht von Goethe oder Malinowski stammen. In den meisten Fällen war dies die Beziehung zwischen Interviewerin und Befragten, aber wir versuchen auch zu experimentieren, historische Quellen zu untersuchen, indem sie in einen Bezug zum fragenden, forschenden Ich gesetzt werden.

Zum Ablauf

Wir kommen alle (insgesamt 15 Lehrende, Promovierende und Studierende) sehr pünktlich, die Stühle stehen in einem engen Kreis; Barbara Wittel ist die kompetente Leiterin (examiniert von der Deutschen Gesellschaft für Supervision), sie sorgt für Ordnung. Am Anfang lehnt man sich als EKWlerin gegen solche scheinbaren Zwänge auf, schon bald lernt jedoch man die Sicherheitsfunktion des Settings schätzen. Es ist ein Geschenk der Psychoanalyse, die schon seit Freud um die Kraft der Regeln weiß. So ist die Sitzordnung etwa kaum flexibel, und es gibt persönliche Verbindungen, die zumeist clandestine sind, quer durch den Raum gehen, und die zuerst einmal aufgedeckt werden müssen. Bestimmte Zuneigungen spielen ebenso eine große Rolle wie Abneigungen, die, wo unterdrückt, auch andere Assoziationsprozesse beeinträchtigen konnen. Eine möglichst weit- und tiefgehende Ehrlichkeit der Gefühle ist auch Voraussetzung für den Umgang mit dem Text. Doch zunächst wird dieser vorgestellt. Bisher haben wir alle Texte schriftlich eingereicht und vorher verteilt. Das hat Vor- und Nachteile: die Emotionen, die der Text beim Lesen zuhause auslöst, müssen konserviert werden, sie sind zwar nicht wiederholbar, aber dennoch bemerkenswert frisch.

Die Interviewerin (und ich benutze hier schon die ganze Zeit die weibliche Form, weil die Gruppe von Frauen dominiert wird – ganz im Sinne einer Verifizierung des Vorurteils, daß Frauen bei der Seelenarbeit kompetenter sind) gibt kurz Auskunft über die Entstehung des Texts, es dürfen an sie Verständnisfragen gestellt werden. Dann beginnt der eigentliche Teil der Arbeit, das „freie Assoziieren" – dieses ebenfalls rätselhafte Suchen und Entdecken ungeahnter Beziehungen, ein Prozeß, der vom Text ausgeht, dann aber die Interaktion in der Gruppe zunehmend mehr bestimmt. Steht ein „öder" Text zur Debatte, wird plötzlich das Klima ebenso öde, oder umgekehrt: eine formuliert, sie fühle sich blockiert, schon ergibt sich eine Korrespondenz im Text – und unglaublich, ist die Blockade bekannt und benannt, läßt ihre Macht nach und es entsteht eine freiere Atmosphäre. Das klingt ein wenig nach Magie und Gedankenlesen, in Wirklichkeit geht es darum, unbewußte Anteile, die sich in einem Text finden, aufzuspüren und dingfest zu machen. Aber nicht wie im rationalen sozialwissenschaftlichen Vorgehen der Überprüfung von Thesen, sondem durch die Mittel der Irritation, der Desorientierung, des Ärgers, der Verletztheit, der Mißliebigkeit, der Achtung, des Respekts. In jedem Text gibt es Schwachstellen, an denen die Gruppe ansetzt, aber nie, um die Produzentin fertig zu machen, sondern immer, um gemeinsam und solidarisch etwas zu erarbeiten. Die Hierarchien kommen plötzlich in Bewegung. Aus unerwarteten Richtungen kommen die besten Einfälle, denn auch der Umgang mit dem Unbewußten will und muß – und vor allem kann – geübt werden. Für uns (noch) Ungeübte ist es immer wieder verblüffend, wie sich die Struktur des Textes in der Gruppe widerspiegelt. Zunächst unbestimmte Aggressionen in der Gruppe werden plötzlich durch eine Deutung der Leiterin als Spiegelung latenter emotionaler Ladungen im Text offenbar. Und das Schöne ist, daß diese intensive Textarbeit auch außerordentlich viel Spaß macht (Wo bleibt da die Abwehr?). Das Unbewußte hat geradezu Hunger nach mehr. So spielt es auch keine Rolle, daß die Teilnehmer einen Teil der Kosten selbst aufbringen. Die falsche Hoffnung auf Therapie-Ersatz wird von der souveränen Leiterin von Anfang an durchkreuzt. Es geht um Text-Exegese, aber eben im Zeichen der Einbeziehung unbewußter Dynamik, die nicht ausgemerzt oder getilgt, sondern kultiviert und lesbar gemacht werden soll.

Nachrichten aus dem Institut

Im längst vergangenen Sommer zeigte sich die Produktivität des Instituts gleich in doppelter Weise: Im April/Mai präsentierte die Projektgruppe „Wissenschaftskultur" (Leitung: Bernd Jürgen Warneken) im Haspelturm ihre Analysen zum „Outfit der Wissenschaft", also zu Kleidung, Räumen und Utensilien von AkademikerInnen verschiedener Fachdisziplinen, und gleich im Anschluß darauf tourte der Omnibus des Projekts „Tanzen" (Leitung: Ute Bechdolf) sechs Wochen lang

Uli Linke

Rena Giannakopoulos

durch die Region. In dieser mobilen Ausstellung wurden die verschiedenen Facetten der Tanzlust aufbereitet: Exotische Welten, jugendkulturelle Räume und ein Tanzcafe konnten besucht werden. Von beiden Katalogen sind übrigens noch Exemplare bei der TVV erhältlich. Und auch die nächsten beiden Studienprojekte gehen bereits ihrem Ende entgegen: Unter der Leitung von Gudrun König (und unter engagierter Mitarbeit von Ulrich Hägele) arbeitet eine Gruppe Studierender die Bestände der Fotosammlung des Instituts auf. In einem reich illustrierten Band, der sich auf die Fotos Hans Retzlaffs konzentriert, sollen ihre Forschungen im Frühjahr präsentiert werden. Eine weitere Ausstellungseröffnung kann jetzt bereits angekündigt werden: ab 31. März wird die Projektgruppe „Kleine Gipse" (Leitung: Gottfried Korff), die sich mit den kleinformatigen wohnzimmerangepaßten Repliken der großen antiken Statuen befaßt, ihre Ergebnisse im Haspelturm zur Schau stellen – eine kleine, aber feine Ergänzung zu den „großen Gipsen" in den anderen Räumen des Tübinger Schlosses.

Zu berichten ist aber auch über personelle Veränderungen: mit Freude begrüßen wir unsere neue Kollegin Uli Linke, die seit dem Wintersemester die Nachfolge Barbara Dudens angetreten hat. Die Ethnologin ist in Deutschland aufgewachsen, hat jedoch eine rundum amerikanische Wissenschaftssozialisation erfahren und zuletzt als *associate professor* an der Rutgers University im US-Staat New York gelehrt. Mit der Hochschuldozentin, deren Forschungsthemen in den Bereichen Körper, Geschlecht und Nationalismus angesiedelt sind, haben wir endlich wieder eine prüfungsberechtigte Frau in unserer Mitte. Aus unserem Kreis verabschiedet hingegen hat sich im November die treue Seele des Instituts, Rena Giannakopoulos („Gianna") nach 23 Jahren Sekretariatsarbeit am LUI. Ohne sich wie bisher in freundlicher und effizienter Weise um die zahllosen Angelegenheiten des Instituts (von A wie Anrufe bis Z wie Zwischenprü-

fung) kümmern zu müssen, tummelt sich jetzt in sonnigeren Gefilden, denn einen Großteil ihres Ruhestands wird sie auf ihrer geliebten Kanareninsel Teneriffa verbringen. Die Bibliothekarin Elke Bidell-Jauch hingegen bleibt in der Gegend, auch wenn sie das Institut für eine Zeitlang verläßt – ein freudiges Ereignis steht für sie ins Haus. Eine Vertreterin wird während ihres Erziehungsurlaubs dafür sorgen, daß der in den letzten Jahren von Frau Bidell enorm gesteigerten Standard der Bibliothek aufrechterhalten werden kann.

Elke Bidell-Jauch

Am Freitag, 22. Januar 1999, erhielt die Universität für Sozialwissenschaft (USHG) in Straßburg den Namen des französischen, von der Gestapo ermordeten Historikers und Mitbegründers der „Annales E.S.C." Marc Bloch. Einer der Festredner war Utz Jeggle, der an verschiedenen Formen der Namensgebung von Universitäten deutlich machte, wie wichtig symbolische Benennungsrituale sind. „Enfin", so schreiben die „Dernieres Nouvelles Strasbourg" am 23. Januar 1999, „le professeur Utz Jeggle de l'université de Tübingen témoigna l'engagement de Marc Bloch, modèle de sincérité et de droiture, non seulement dans ses écrits, mais aussi dans sa vie, au service d'une liberté qu'il scrivit jusque dans la mort."

Zuletzt noch eine ganz andere äußerst erfreuliche Nachricht: die Deutsche Forschungsgemeinschaft hat der Tübinger Universität einen Sonderforschungsbereich zum Thema „Kriegserfahrungen – Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit" genehmigt. Dieses interdisziplinäre Großprojekt umfaßt über zwanzig Teilprojekte, die von zehn HochschullehrerInnen aus fünf Fakultäten geleitet werden. Im ersten Bewilligungszeitraum von drei Jahren (es bestehen Verlängerungsmöglichkeiten bis zu zwölf Jahren) werden drei Teilprojekte von EKWlerInnen bearbeitet: Christine Beil-Felsinger, Sabine Kienitz und Ralph Winkle werden unter der Leitung von Gottfried Korff den fachspezifischen Fragen nachgehen und sich beispielsweise mit der Frage nach der Rekonstruktion von Männlichkeit bei Kriegskrüppeln auseinandersetzen. Das derzeitige Institutskolloquium befaßt sich konsequenterweise mit den Möglichkeiten, Kriegserfahrungen im Kontext der Empirischen Kulturwissenschaft/Volkskunde zu erforschen.

Ute Bechdolf

Aus dem Verein

Der Hausverlag des Instituts hat im Jahr 1998 fünf Publikationen herausgebracht: In der Reihe „Untersuchungen" Ulrich Hägeles „Fotodeutsche"; in der Reihe „Studien&Materialien" Martina Blaschkas „Tupperware"; die Sonderbände „Das outfit der Wissenschaft" und „Tanzlust" (zwei Studienprojekte) sowie ein Korrespondenzblatt. Zwei weitere Titel sind ab sofort lieferbar: Beate Binders Dissertation „Elektrifizierung als Vision" und Ralf Grabowskis Magisterarbeit „Zünftig, bunt und heiter" über Volksmusikfans. Noch im Winter soll auch die um neue Vor- und Nachworte ergänzte Wiederauflage von Utz Jeggles Dissertation „Judendörfer in Württemberg" erscheinen.

In der Reihe „Untersuchungen" wird als nächstes Helgas Hagers Dissertation über dörfliche Hochzeitskleidung folgen. In den „Studien&Materialien" soll ein Sammelband zur populären Religiosität erscheinen. Als Sonderbände stehen an: ein Ausstellungskatalog „Kleine Gipse" (Studienprojekt Korff/v. Freytag-Lörringhoff) sowie ein Band über den Hl. Rochus (Studienprojekt Korff). Weitere Projekte für 1999/2000 sind in Planung.

Finanziell steht der Verein nicht schlecht da. Der Buchverkauf ist zwar bei den meisten Titeln nicht begeisternd; es gibt jedoch Ausnahmen: Martina Blaschkas „Tupperware" war nach einem halben Jahr vergriffen und wurde wieder nachgedruckt; auch der Katalog „Tanzlust" verkaufte sich nicht zuletzt dank einer engagierten Projektgruppe gut. Am lukrativsten war der erneute Sonderverkauf von TVV-Beständen, der um die 15 000 DM Einnahmen erzielte. Soweit es seine begrenzte personelle Kapazitäten erlaubt, wird der Verein 1999 seine Werbetätigkeit verstärken.

Personell haben sich wichtige Änderungen ergeben: Unser bewährter Layouter Uli Eder, ein Vollprofi im Büchermachen, ist zu Beginn des Jahres 1998 aus den Diensten der TVV ausgeschieden. Auch Kerstin Hopfensitz, unsere perfekte Buchhalterin, hat das Schloß verlassen. Das neue – auf der Beiratssitzung bereits belobigte – Vertriebs- und Finanzenteam besteht aus Isolde Metz, Gaby Reichel und Sylvia Takacs, das ebenfalls schon gut eingearbeitete Herstellungsteam aus Rainer Höll, Steffen Rompel und Annukka Stratmann. Sehr fehlen wird uns Elke Bidell-Jauch, die dem Verein in den letzten Jahren als Vorstandsmitglied und Kassierin unschätzbare Dienste erwiesen hat. Wir beneiden das Kind, um das sie sich nun statt der TVV kümmern wird.

Auf der Mitgliederversammlung am 30. Oktober 1998 wurden der erste Vorsitzende, Dr. Wolfgang Müller (Reinbek), und der zweite Vorsitzende, Bernd Jürgen Warneken, wiedergewählt.

Frau Bidell-Jauch sagte zu, ihr Amt als Kassierin bis zu ihrem Weggang kommissarisch ausüben. In den Beirat – dem die Lehrenden des Instituts qua Amt angehören – wurden in der Sparte der außerhalb des LUI Berufstätigen Wolfgang Alber, Aagje Ricklefs, Dr. Gustav Schöck (neu), Prof. Dr. Wilfried Setzler und Dr. Thomas Vogel gewählt. Nach langjähriger, auf der Oktobersitzung heftig

bedankter Beiratstätigkeit hatte Dr. Hans-Ulrich Roller nicht mehr kandidiert. Für die Studierendenseite wurden Astrid Breith, Esther Hoffmann, Gabriele Reichel und Steffen Rompel zu BeirätInnen gekürt.

Um das Vereinsleben zu aktivieren, soll die nächste Mitgliederversammlung mit einem Institutsfest kombiniert werden.

Bernd Jürgen Warneken

Moralischer Appell

Die TVV sieht für berufstätige Mitglieder 70 DM, für Studierende, Arbeitslose und RentnerInnen 40 DM Jahresbeitrag vor. Viele ehemalige Studierende, die inzwischen in Amt und Würden sind, haben ihren Mitgliedsbeitrag jedoch noch nicht auf 70 DM umgestellt. Bitte holen Sie das in den nächsten Wochen nach! (Sie wissen ja: Der Gegenwert für Ihren Mitgliedsbeitrag, den Sie in Buch- und Koblattform erhalten, übersteigt die 70 DM locker!) Danke.

Prämie für Mitgliederwerbung

Übrigens: Wer ein neues Mitglied für die Tübinger Vereinigung für Volkskunde wirbt, bekommt ab sofort ein bei der TVV erschienenes Buch seiner Wahl geschenkt. Am besten, das neue Mitglied legt seinem Beitrittsformular ein Blatt bei, das Name, Adresse und Wahlbuch seiner Werberin/seines Werbers nennt.

Letzte Meldung: Ludwig-Uhland-Preis geht an Arno Ruoff

Unmittelbar vor dem Gang in die Druckerei erreicht uns noch eine ausgesprochen gute Nachricht: Arno Ruoff erhält für seine Arbeiten zur Mundart- und Flurnamenforschung den Ludwig-Uhland-Preis des Jahres 1999. Gestiftet wurde dieser – mit 20000 DM dotierte und alle zwei Jahre verliehene Preis – von Carl Herzog von Württemberg. (Zu den bisherigen Preisträgern gehört auch Hermann Bausinger.) Lehrende und Studierende des Ludwig-Uhland-Instituts gratulieren Arno Ruoff ganz herzlich. Wir hätten nicht anders entschieden. Die Preisverleihung findet am 26. April 1999 in Ludwigsburg statt.

Lehrprogramm im Sommersemester 1999

Vorlesung

Symbole in der Kultur: Theorien und Interpretationen
2 st., Do 11-13 (Hörsaal Neue Aula) *Linke*

Grundstudium

Grundzüge historisch-sozialwissenschaftlichen Argumentierens:
Kleidung, Mode, Outfit: 2 st., Di 14-16 (5ET) *Bechdolf*

Empirische Verfahren: Orientieren, Sammeln, Interpretieren:
2 st., Fr 9-11 *König*

Kulturtheorien: 2 st., Di 9-11 *Linke*

Albreise: 2 st., Di 16-18 (Exkursionsseminar) *Warneken*

Vom Sprachdenkmal zur sozialwissenschaftlichen Quelle.
Einführung in die Flurnamenforschung: 2 st., Fr 11-13 *Löffelad*

Jüdische Frauen zwischen Tradition und Moderne: 2 st.,
(Blockseminar im Mai, Juni u. Juli 1999) *Weiss*

Hauptstudium

Das Böse in der kulturellen Imagination: 2 st., Di 14-16 *Linke*

Geschichte des Umgangs mit NS-Verbrechen: 2 St.,
Mi 11-13 (5ET) *Jeggle*

Dreißig Jahre Frauenbewegung: Geschichte und
Geschichten: 2 st., Mo 16-18 (5ET) *Bechdolf*

Wie kommt Sarotti auf den Mohr? Zur Ikonographie der Konsumkultur: 2 st., Mi 16-18 *König*

Geschichte und Theorie musealer Darstellungsformen: 2 st., Di 11-13 (Exkursionsseminar) *Korff*

Wurmlingen. Am Fuße der Kapelle (Projekt I): 4 st., Fr 14-18 (14 tägig) *Geppert*

Wir Kannibalen (Projekt I): 4 st., Mo 14-18 *Maase*

Erinnerungen an die Juden in Haigerloch (Projekt II): 4 st., Di 16-20 (5 ET) *Jeggle*

Kleine Gipse (Projekt III): 4 st., Di 16-20 *Korff*

Übungen zur Ausstellungsgestaltung am Beispiel „Kleine Gipse": 2 st., Di 16-18 *Schödel*

Kolloquien

SFB-Kolloquium „Kriegserfahrungen – Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit", 2 st., Fr 14-16 *Korff u.a.*

Magisterkolloquium: 2 st., Do 16-18 *Alle Lehrenden*

Institutskolloquium: 2 st., Do 18-20 *Alle Lehrenden*

Doktorandenkolloquium: 2 st., kompakt nach Vereinbarung *Alle Lehrenden*

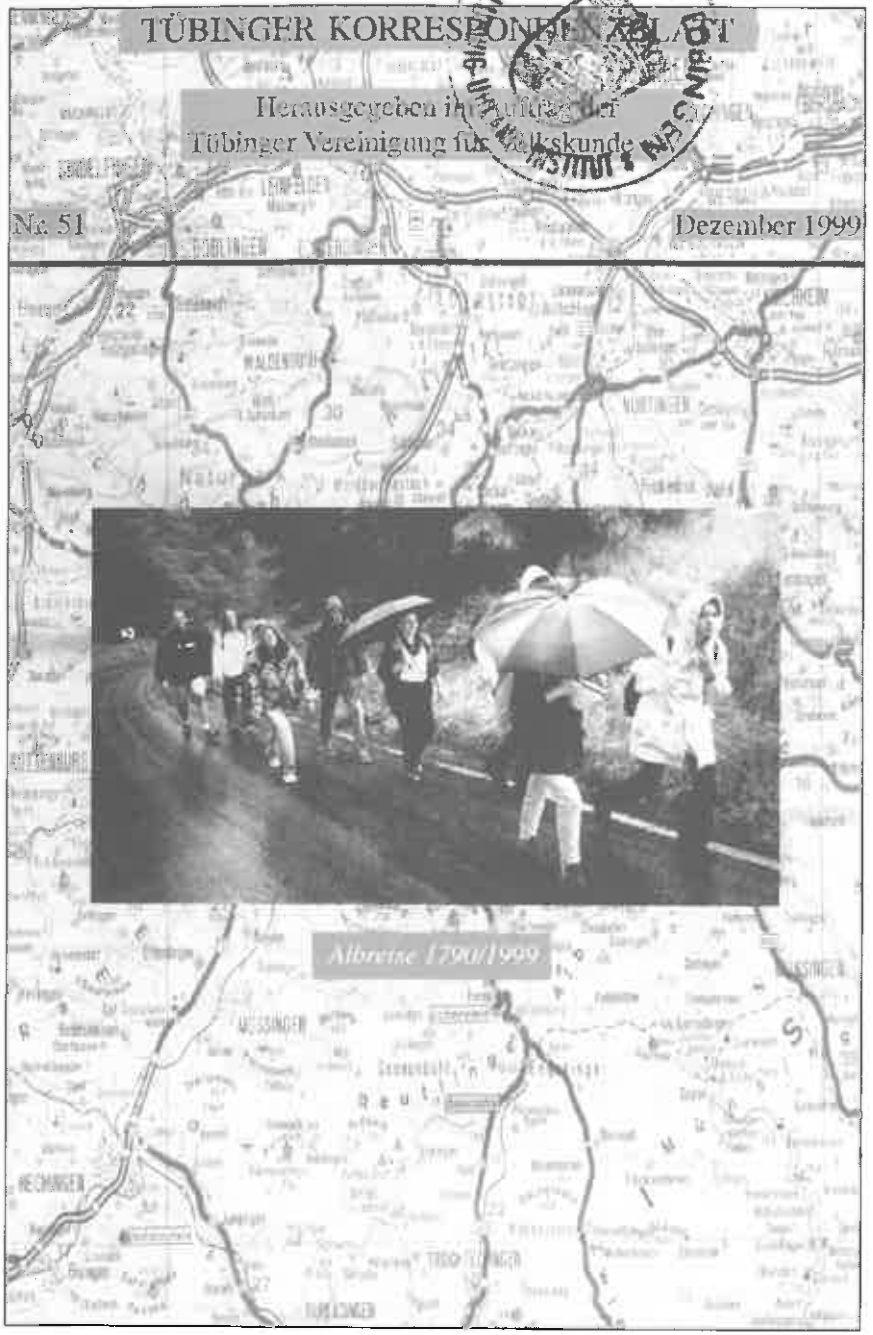
Underground

Anthropology

In Tuebingen University
The anthropology department is housed
In the "widow's house"
The students, hansels and Gretels
Enter the forest -, a fastness -
Become lost to find the forbidden
Sweetness of other cultures -
They find food to become food -
But switching roles,
They become white knights
Slaying the dragon,
Slaying the witch,
And all that seeks to enchant
By a beguiling difference
That once was dangerous
Now rendered safe and sanitized
For stone walls painted over
Exactly, in medieval pretense.

by Mudrooroo

Z 36
UNIVERSITÄT TÜBINGEN INSTITUT FÜR ETHNOLOGIE



Inhalt:

Utz Jeggle: LUI vorn!? 3

Gottfried Korff: Goldene Ehrenpromotion für Lutz Röhrich 4

Leonie Fuchs, Franziska Müller, Eva Süchting, Mark Tunkel, Bernd Jürgen Warneken: Auf den Spuren Friedrich August Köhlers. Das Exkursionsseminar „Albreise“ 9

Friedemann Schmoll: Blicke, Gegen-Blicke. 150 Kulturanthropologen aus 20 Nationen trafen sich zur Deutschland-Inspektion in Tübingen 24

Ulrich Hägele, Gudrun König: „Visual History“. Oder: Hans Retzlaff (1902-1965) im Kontext einer volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Fotogeschichte. Nachlese zu einem Studienprojekt 32

Nachrichten aus dem Institut (I) 46

Bernd Jürgen Warneken: Abschiedsrede auf Ute Bechdolf, gehalten auf dem LUI-Fest am 8. Juli 1999 48

Nachrichten aus dem Institut (II) 51

Nachrichten aus dem Verlag 53

Lehrprogramm im Wintersemester 1999/2000 und Sommersemester 2000 54

Titelbild: Exkursionsseminar „Albreise“
Redaktion: Utz Jeggle, Kaspar Maase
Satz und Layout: Steffen Rompel
Druck: Gulde-Druck Tübingen

Utz Jeggle

LUI vorn!?

Die fetten Jahre der Universität sind vorüber, Focus und seine leicht-fertige Art, Beliebtheiten zu konstruieren, haben die Universitäten zu eigenen Umfragen veranlaßt, die auf Fakultätsebene im Winter- und Sommersemsester 1998/99 durchgeführt wurden. Schon am Ende des WS 97/98 wurde auf Universitätsebene eine voluminöse, freilich nicht mit genauen sozialwissenschaftlichen Befragungsstandards operierende Umfrage durchgeführt. 5614 Fragebogen wurden verschickt, knapp 25% aller Studierenden wurden schriftlich zur Beantwortung eines ausführlichen Fragebogens aufgefordert. 33% kamen beantwortet zurück, das waren 1869 auswertbare Fragebögen, die aber – wie gesagt – trotz der stattlichen Zahl nicht den Standards einer repräsentativen Befragung entsprachen. Sie sind dennoch höchst interessant, auch wenn sie nur Trends andeuten und Tendenzen plausibel machen können. 53 Studierende der EKW haben mitgemacht, davon 20 Hauptfächler.

Das zentrale Kapitel beschäftigt sich mit den Studienbedingungen und der Zufriedenheit der Studierenden. 63% der EKWler zeigen sich zufrieden. Dieser Wert wird nur von Informatik und Geologie und den beiden Theologien übertroffen. Die Bestnote erhielt das Engagement der EKW Lehrenden; EKW vorn auch bei der didaktischen Vermittlung des Stoffes, da lag unser Fach noch vor den Sportwissenschaftlern. Spitzenreiter ist EKW auch beim Vorlesungskommentar, zusammen mit der katholischen Theologie. Zu Recht schlecht kommen die PC-Arbeitsplätze am LUI weg – wo gibt es denn da überhaupt welche? Eine schlechte Note erhielten auch die Unterrichtsräume, die wir Älteren doch so unheimlich behaglich empfinden. Bei den Gesamt-Studienbedingungen erreichte die EKW einen ehrenvollen fünften Platz. Ranking ist eben okay.

Hartmut Gabler (Hg.): Die Universität Tübingen aus der Sicht ihrer Studierenden. Tübingen, März 1999.

Der Dekan der Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaften Klaus Prange verlieh am 7. Juni 1999 dem Freiburger Volkskunde-Emeritus Lutz Röhrich die Ehrenpromotion in Gold.

Gottfried Korff

Goldene Ehrenpromotion für Lutz Röhrich

Wer *der Röhrich* sagt, begeht keine Respektlosigkeit. *Der Röhrich*, das weiß man im Fach und das weiß man weit über das Fach hinaus, *der Röhrich* ist ein Standardwerk zur Kommunikations-, Rede- und Sprechkultur im Deutschen. *Der Röhrich*, das ist die Kurzform für das „Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten", erstmals 1973 erschienen. Es ist eines der bekanntesten Nachschlagewerke, unentbehrlich für den, der sich mit populären Redeweisen beschäftigt, unentbehrlich auch für den, der sich mit den Denkformen und -stilen, mit den Vorstellungsweisen und -schemata des „Volkes", was auch immer das sein mag, beschäftigt. *Der Röhrich*, ist ein, so kann man fast sagen, Klassiker. Wer der *Röhrich* sagt, begeht also keine Respektlosigkeit – ganz im Gegenteil!

Der Röhrich – diese Wendung ist aber nicht nur auf den mittlerweile in mehreren Taschenbuchauflagen erschienenen Klassiker gerichtet, sondern wer so spricht, meint auch eine Forscherpersönlichkeit von Rang und Namen, eine Forscherpersönlichkeit, die fest in der weiten, manchmal etwas unübersichtlichen Wissenschaftslandschaft der Volkskunde etabliert und geradezu eine „Institution" des Faches ist, nämlich für eine Forschungsrichtung steht, die von Anfang an zu den Kerngebieten der Volkskunde gehörte, für die Erzählforschung – und zwar für eine Erzählforschung in ihrer *ganzen Breite* und auf *hohem internationalem Niveau*. In ihrer gesamten *Breite*: Davon zeugen solche Buchtitel wie *Der Witz, Die Sage, Sage und Märchen, Sprichwort, Volkslied*, lapidare Titel, die sich mit ihren allesamt mehreren Auflagen ebenfalls als Standardwerke ausweisen. Auf hohem internationalem *Niveau*: Davon zeugen nicht nur Übersetzungen, Gastprofessoren in Freiburg, die sich im Röhrich-Institut die Klinke in die Hand geben, sondern auch die von ihm übernommenen Gastprofessuren in den Staaten, davon zeugen auch zahlreiche Auszeichnungen und Awards: der erste *Chicago Folklore Prize*, der *Premio di Studi Etnoantropologie Pritré*, den *Sigillo d'Oro*, Palermo 1985. Der 1984 in Basel verliehene *Oberrheinische Kulturpreis* wirkt da fast schon regional bescheiden. Dies sind nur die internationalen Auszeichnungen, und sie sind es nur in Auswahl.

Der Röhrich: Es ist also keine Respektlosigkeit, wenn ich den Promotionsjubilar heute so nenne, sondern es ist das Signum für eine hoch ansehnliche, also respekterheischende wissenschaftliche Laufbahn, die hier in Tübingen begann, vor 50 Jahren mit der, tatsächlich, wie es Recherchen ergeben haben, ersten Promotion im Fach Volkskunde nach dem Krieg – bei *Hermann Schneider*. Schneider war nicht nur der erste Nachkriegs-Rektor, sondern auch der erste kommissarische Leiter des Ludwig-Uhland-Instituts war. Hermann Schneider war Germanist, Altgermanist, wie das damals hieß, und er war maßgeblich daran beteiligt, daß im April 1948 das Ludwig-Uhland-Institut *neu* gegründet wurde, genauer: das volkskundliche Institut durch Umbenennung in seiner Existenz gesichert wurde – aufgrund einer Initiative des Rektors, eben Hermann Schneiders, der Uhland-Forscher war, und des damaligen „Kultusministers" von Württemberg-Hohenzollern *Carlo Schmid*, der in der französischen Emigration die Wertschätzung für Uhland jenseits des Rheins kennengelernt hatte (und zwar deshalb, weil Uhland der in Frankreich als der dritte Klassiker hinter Goethe und Heine großes Ansehen als Mitglied der Nationalversammlung und als Übersetzer und Erforscher der altfranzösischen Heldenepik genießt).[1] Etwas mehr als ein halbes Jahr, nachdem die französische Militärregierung die Weiterexistenz eines *Ludwig-Uhland-Instituts für deutsche Altertumswissenschaft, Volkskunde und Mundartforschung* genehmigt hatte, reichte Lutz Röhrich sein Gesuch auf Zulassung zur Promotion ein, am 1. Januar 1949. Eingereicht wurde die Dissertation über *Die dämonischen Gestalten der schwäbisches Volksüberlieferung*. Das Rigorosum erfolgte am 9. Mai 1949. Hauptfach (laut offiziellem Promotionsbericht): Volkskunde, Nebenfächer: Deutsch, Neuere Geschichte. Hauptgutachter: *Schneider*, Zweitgutachter: *Weinreich – Otto Weinreich*, der damals schon über Jahrzehnte der Inhaber des Lehrstuhls für Klassische Philologie war; als Dekan zeichnete der Archäologe, der Vor- und Frühgeschichtler, *Kurt Bittel*.

Lutz Röhrichs Dissertation war eine der insgesamt 214 volkskundlichen Dissertationen, die zwischen 1945 und 1950 eingereicht wurden. Ich erwähne diese Zahl deswegen, weil sie aus einer Enquête stammt, die Lutz Röhrich Anfang der 50er Jahre für die Württembergische Landesstelle für Volkskunde durchgeführt hat, eine Enquête, die das Fach nach Gegenständen, Forschungsfeldern und Universitäten aufgliederte.[2] 214: das ist eine erstaunliche Zahl in Anbetracht des Chaos und der Diskontinuitäten der Nachkriegszeit (obwohl sicher auch von einem gewissen Konsolidierungsschub der durch den Krieg und die unmittelbare Kriegsfolgen derangierten Lebensläufe und Arbeitsvorhaben ausgegangen werden kann).

Auch Lutz Röhrich war davon betroffen. Ich entnehme dem Lebenslauf, der der Dissertation beigefügt ist, daß er 1941 zum Kriegsdienst eingezogen wurde, dann drei Jahre als Soldat in Frankreich und Rußland war, nach einer schweren Verwundung in Smolensk aus der Wehrmacht entlassen wurde, dann das Studium auf-

1 Vgl. dazu Rudolf Schenda: Die drei Schlösser im Bette ersonnen. Ludwig-Uhland, Paris und die altfranzösische Poesie, in: Hermann Bausinger (Hg.): Ludwig-Uhland. Dichter, Politiker, Gelehrter, Tübingen 1988, S. 63-86.

2 Lutz Röhrich: Bibliographie volkskundlicher Dissertationen 1945-1950, hg. von der Württembergischen Landesstelle für Volkskunde, Stuttgart 1951.

Der Dekan Klaus Prange (r) überreicht dem Jubilar (l) die Ehrenpromotionsurkunde.

nahm, in Tübingen, seiner Heimatstadt, und dieses im Alter von 27 mit der Promotion abschloß – wie gesagt: am 9. Mai 1949.

In der Dissertation spiegelt sich – und das hat die Lektüre für mich faszinierend gemacht – die zeitgeschichtliche Situation; am überzeugendsten in der Definition des *Dämonischen*, denn Lutz Röhrich versucht, diese auch mit den anti-nationalsozialistischen Dämonologien *Karl Jaspers* und *Helmut Thieleckes* zu umreißen. Die *Wirklichkeit des Dämonischen* ist Ansatzpunkt und gibt in gewisser Weise die Argumentationslinie der Arbeit vor. Das Problem, um das es geht, wird dargetan am Material schwäbischer Sagen und deren Dämonenvorstellungen, aber auch in Rückbindung an Theorien der Zeit, die versuchen das Unfaßbare, die Inversion des Rationalen im NS, unter Rückgriff auf religiöse und mythologische – eben auch auf *dämonologische,* Vorstellungen zu greifen. An erster Stelle steht da *Thielecke*, dann spielt *Spranger* eine Rolle (beide damals gerade nach Tübingen berufen) aber auch der Zweitgutachter *Weinreich*. Vielleicht lese ich zuviel in die Dissertation hinein, dennoch meine ich eine Art existentieller Erregung – ausgehend von den Unheilstheorien der damaligen Gegenwart und der Eigen-Erfahrung des Krieges – zu spüren.

In der Dissertation ist dreierlei *in nuce*, zum Teil auch *in extenso* präsent, was das spätere wissenschaftliche Werk von Lutz Röhrich auszeichnet: Das ist zum **ersten** eine strenge Kontextualisierung des Materials. Schon der Titel deutet dies an: „Die dämonische Gestalt der schwäbischen Volksüberlieferung". Das *schwäbisch* gibt den regionalen Kontext an, der Begriff *Überlieferung* den der kulturellen Tradierung und das *Volk* die soziale Zuordnung. Die Dissertation hat sich deutlich dem unterstellt, was später – ausgehend von der historischen Forschung – als Disziplin des Kontextes bezeichnet wurde. „Erforderlich ist", so formuliert es Lutz Röhrich später einmal, quasi als Imparative der Erzählforschung, „eine Kontextforschung, die weniger auf die Erzählung selbst abzielt als auf den Menschen, der sie produziert oder reproduziert".

Zweitens fällt die Frage nach dem Wirklichkeitsbezug auf. Nicht die dämonische Gestalt, so heißt es, steht im Mittelpunkt, sondern ihr Gestalter als „Teil einer gesellschaftlichen Wirklichkeit". Das ist ein Thema, das später in einer eigenständigen Arbeit, der Habilitationsschrift in Mainz, unter dem Titel „Märchen und Wirklichkeit" gründlich erarbeitet wird. Nicht nach einem platten Wirklichkeitsbezug – etwa im Sinne von Spiegelung –, wird gefragt, sondern nach der Funktion der Wirklichkeitsdeutung in Form der Sage, des Märchens, des Liedes, des Witzes undsoweiter. Sagen und Dämonenglauben werden als gesellschaftliche Konstruktionen der Wirklichkeit gedeutet (wie man das mit einem später berühmten Titel nennen könnte).

Ein **drittes** fällt auf: die psychologische Orientierung. Aufgegriffen werden Fragestellungen der Zwischenkriegszeit, etwa von *Lévy-Bruhl* und *Hans Naumann*. Auf Lily Weiser-Aall wird verwiesen, aber auch auf *Rudolf Otto*, auf *Willi Hellpach* und auf *Sigmund Freud*. Dämonenglauben – das ist ein nach außen projizierter, so liest man, ein in der Sage verobjektivierter Affekt. Lutz Röhrich kommt auf die Bedeutung der Psychologie für die Erzählforschung später immer wieder zurück und widmet ihr wichtige Abhandlungen.

Also: In der Doktorarbeit, deren Jubiläum wir heute in bescheidener Form hier feiern, sind Eckwerte und Bestimmungslinien der späteren wissenschaftlichen Arbeit deutlich vorgezeichnet. Auch sind Einzelfragen angesprochen, die sich immer wieder in den Arbeiten Röhrichs zur Geltung bringen: das Verhältnis von Mündlichkeit und Schriftlichkeit, etwa das Problem der Form und Bedeutung der Tradierung, etwa das Problem der Transformation der Gattungen. Aber nun wäre es völlig falsch, Lutz Röhrich allein aus der Perspektive der Dissertation zu beurteilen, und ihn nur als Erzählforscher zu sehen. Das war und ist er in der Tat, aber er hat sich auch mit anderem beschäftigt, folgenreich beschäftigt: mit Fragen der populären Ikonographie, mit Fragen der Volkskunst (auf der Basis ethnographischer Regionalstudien im Elsaß), mit Fragen der Magie und des Aberglaubens und immer wieder mit Fragen der Wissenschaftsgeschichte. Ein breites Oeuvre also.

Von 1967 bis 1990 lehrte Lutz Röhrich an der Universität Freiburg. Er baute das Institut für Volkskunde auf und sicherte die Existenz zweier wichtiger Forschungsstätten, die heute Bestandteil des Freiburger Instituts sind: das Deutsche Volksliedarchiv und das Johannes-Künzig-Institut.

Auch nach seiner Emeritierung war und ist Lutz Röhrich intensiv in der Forschung und Wissenschaftsförderung tätig. Das belegen nicht nur zahlreiche Veröffentlichungen der letzten Jahre, sondern auch die Tätigkeit als Mitherausgeber der *Enzyklopädie des Märchens* oder die Aktivität als Stifter eines Preises zur Erzählforschung. Doch es geht hier nicht um eine Laudatio des Gesamtwerks, es geht sehr viel bescheidener um die Rückerinnerung an ein Dissertationsverfahren vor 50 Jahren – dieses freilich als Basis für einen wissenschaftlichen Lebensweg, der erfolgreich und impulsgebend war und weiterhin ist. Was ich hier angemerkt habe, sollte nicht mehr sein als eine kleine Laudatio zur *Ehre* des Jubilars und zur *Lehre* derer, die sich heute in jener Wissenschaft orientieren, deren erster Doktorand Lutz Röhrich nach dem Kriege war. Ihm als heutiger Ehr– und lange Zeit tätiger Lehrperson ganz herzliche Glückwünsche seitens des Ludwig-Uhland-Instituts.

Leonie Fuchs, Franziska Müller, Eva Süchting,
Mark Tunkel, Bernd Jürgen Warneken

Auf den Spuren Friedrich August Köhlers

Das Exkursionsseminar „Albreise“

„Zu den Mitteln der Erweiterung der Anthropologie im Umfange gehört das Reisen; sei es auch nur das Lesen der Reisebeschreibungen.“

Immanuel Kant: Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. Vorrede. In: Ders.: Werke XII, Ffm. 1964, S. 400.

1790 unternahm der Tübinger Theologiestudent Friedrich August Köhler, damals 22-jährig, zusammen mit seinem Kommilitonen Wilhelm Christoph Tafinger eine Wanderung über die Schwäbische Alb, und verfaßte über die sechstägige Fußreise von Tübingen nach Ulm eine ausführliche, 183 Seiten umfassende Reisebeschreibung. Dieser erste bekannte Bericht über eine Fußreise durch diese Region ist im Kontext der wachsenden Lust auf Reisen und auf Reiseliteratur zu sehen, welche vor allem seit den 1780er Jahren das deutsche Bürgertum erfaßt. Wie vielen seiner Zeitgenossen ist es Köhler vor allem um einen aufklärerischen Beitrag zur Ethnographie des eigenen Landes zu tun: Er will sich durch eigenen Augenschein davon überzeugen, wie es „draußen im Lande“ um den Fortschritt in Ökonomie, Politik, Kultur und Moral bestellt ist, und er tut dies mit einem großen Interesse an Details des Alltagslebens.

Ein früher EKWler also. Weshalb es seine Logik hat, daß es Mitglieder des Ludwig-Uhland-Instituts waren, welche Köhlers seinerzeit unpubliziert gebliebene Albreisebeschreibung ans Licht der Öffentlichkeit brachten. Der erste war Hermann Bausinger, der – einem Hinweis des Germanisten Adolf Beck folgend – über die in der Württembergischen Landesbibliothek in Stuttgart lagernde Handschrift berichtete (Eine Albwanderung im Jahr 1790. In: Blätter des Schwäbischen Albvereins, 61. Jg. 1955, S. 21-25). 1976 wurde das Thema Köhler von den EKW-Studierenden Eckart Frahm und Karin Ellwanger wieder aufgegriffen (Das Merkwürdige und das Alltägliche. In: Tübinger Blätter, 63. Jg. 1976, S.14-31), und 1978 brachte Frahm zusammen mit Wolfgang Kaschuba und Carola Lipp Köhlers Reisebeschreibung in einer ausführlich kommentierten Ausgabe als Buch heraus. (F.A. Köhler: Eine Alb-Reise im Jahre 1790 zu Fuß von Tübingen nach Ulm. Tübingen 1978.) Nach einer weiteren 20-Jahre-Pause entstand dann, ebenfalls am Ludwig-Uhland-Institut, die Idee, die Albwanderung von Köhler zu wiederholen, besser gesagt: seiner Route, ebenfalls zu Fuß, zu folgen, und seine damaligen Erfahrungen mit unseren heutigen zu vergleichen. Das von Bernd Jürgen Warneken angebotene „Exkursionsseminar Albreise“ fand im Som-

mersemester 1999, die Fußreise selbst – bis Blaubeuren, nicht bis Ulm führend – vom 14. bis 17. Juni 1999 statt.

Angeregt durch Frahm und Ellwanger, war das Stuttgarter Regionalfernsehen bereits 1977 auf Köhlers Spuren gewandelt; und kurz vor Beginn des Projektseminars, am 8. Mai 1999, brachte Südwest 3 ein zweites Köhler-Feature, das die Frage verfolgte, was sich seit 1790 und seit der ersten Sendung 1977auf der Alb verändert habe. Eben diese Frage stellte sich das Exkursionsseminar mit Bedacht nicht. Wir wollten nicht dem Mißverständnis Vorschub leisten, in Form von Exkursionen, d.h. im Vorbeiwandern ließen sich wesentlich profundere Vergleichsergebnisse erzielen als die in Südwest 3 vorgestellten – z.B., daß heute Autos die Alb durchqueren und die alten Getreidemühlen verschwunden sind. Das Interesse unserer Exkursion galt nicht dem Wandel des Erblickten, sondern des Blickens: Wir wollten Köhlers Beobachtungs- und Bewertungsperspektiven mit den unseren vergleichen. Die elf ExkursionsteilnehmerInnen führten zu diesem Zweck Reisetagebücher, die sich abgesehen von persönlichen Notizen einem speziellen, auch bei Köhler behandelten Thema widmen sollten. Man konnte dabei unter folgenden Aspekten wählen: 1. Erfahrungsform Fußreise, 2. Landschaftslektüre, 3. Wahrnehmungen zur Dorfästhetik, 4. Einblicke in Arbeits- und Lebensweisen auf der Alb. Im folgenden werden Ergebnisse aus den drei ersten „Aufmerksamkeitsrichtungen" präsentiert.[1]

Geherfahrungen

Vorwärts in die Vergangenheit
Als Köhler seine Albreise im Jahr 1790 antritt, besteht für ihn das Ziel im Erfahren und Beschreiben von „Local-Merkwürdigkeiten" (98[2]) die er in Bezug zur Aufklärung seiner Zeit betrachtet. Fortschreitend prüft er, wie es um den Fortschritt im Vaterlande steht – christlich gesprochen: um die Vervollkommnung, die für den späteren Pfarrer im Ende der Welt und dem Beginn des tausendjährigen Reiches Christi auf Erden mündet. „Ueberhaupt hat es mit der Aufklärung gute Weege, und es darf niemand bange seyn, daß die Welt bald vollkommen und dann ihr Ende da seyn werde." (59) Vergangenes interessiert Köhler in seinem Tagebuch nur, insofern es die Herkunft des Gegenwärtigen beleuchtet. Geschichte bedeutet für ihn ein Überwinden des Alten, ein Abschwören vom Aberglaubens, hin zu einer aufgeklärten Gesellschaft. „Oh! dachte ich schon oft, wie viel Elend ist noch in der Welt, das nur der aufmerksame kennen lernt, indem der sinnliche Wollüstling sie als ein Elisium ausschreit, und ein Ortenburg über Salzmann fulminirt, daß er in seinem Buch vom menschlichen Elende die beste Welt durch ein getrübtes Glas betrachtet habe und ihr die Flecken des Glases angedichtet." (63)

Die Aufschriebe über unsere Albreise dagegen berichten vor allem von einer Reise in die Vergangenheit. Die Wahl einer „alten" Fortbewegungsweise korrespondierte der Versuch, sich –so eine Tagebuchnotiz – „in die Zeit des Reisens ohne wasser- und winddichte und temperaturgeregelte Autokarosserie um [uns] herum zurückzuversetzen." Das fiel nicht unbedingt leicht:

> „Für mich ist der Weg entlang der Steinlach in Richtung Dusslingen recht alltäglich, schon oft bin ich hier spazierengegangen oder Rad gefahren. Deshalb kommt mir die Situationen hier und jetzt als Exkursion unterwegs zu sein, den Weg und das Wandern unter einem bestimmten Blickwinkel zu betrachten, auf Köhlers Spuren, seltsam unwirklich vor."

Der Fußreise als Zeitreise in die Vergangenheit entspricht eine Revitalisierung des traditionell-volkskundlichen Interesses an „Überlebseln", das freilich zuweilen auch ironisch gebrochen wird: „Oben angekommen [eine Anhöhe bei Stockach] stoßen wir auf einen Komposthaufen. Er wird sogleich umgedeutet und zum höchst interessanten Überrest einer frühen Kultur erklärt."

Gruppenbild mit Alb
Im Köhler-Feature von Südwest 3 stapft ein junger Mann in Schaftstiefeln und schwerem Umhang überm Rüschenhemd durch Feld, Wald und Wiesen – ein einsamer, nur auf seine innere Stimme und auf die Stimme der Natur horchender promeneur solitaire. Wären diese Szenen köhler-angemessen, so hätte dessen Reiseerfahrung wenig mit der unseren zu tun: Denn wir waren zu elft. Doch in Wirklichkeit war auch Köhler keineswegs allein unterwegs. Seine Suche nach einem „Gesellschafter [...], der das zu Fuß gehen nicht scheute und auch Vergnügen an Wanderungen hätte" (46), war zwar offenbar schwierig („Kaum gelang es mir einen zu finden, der das reelle einer solchen Art von Vergnügung einsehen wollte", 46); doch schließlich konnte er seinen Studienkollegen Wilhelm Christoph Tafinger für das Unternehmen gewinnen.

In Köhlers Reisetagebuch finden sich allerdings von dieser Zweisamkeit nur wenige Spuren: Es ist darin nichts über die Gespräche verzeichnet, die er und sein Gefährte doch zweifellos miteinander führten; überhaupt tritt Tafinger in der Reisebeschreibung nur einmal in Erscheinung, als er auf der Achalm beinahe ein Naturschauspiel verschläft. Ganz anders unsere Tagebücher: Obwohl sie, wie erwähnt, primär bestimmten Sachthemen gewidmet sind, spielen die Begleiter und Begleiterinnen darin eine ganz wesentliche Rolle.

1 Die ausgewerteten Reisetagebücher stammen von Matthias Bichler, Patricia D'Ambrosio, Monika Ebi, Leonie Fuchs, Christoph Giebeler, Armin König, Franziska Müller, Eva Süchting, Mark Tunkel, Ingrid Ueltzhöffer und Peter Unterberg.

2 Ziffern in Klammern bedeuten Seitenzahlen der Köhler-Ausgabe von 1978.

„Meine Aufmerksamkeit verschiebt sich immer mehr weg von den Dörfern und Landschaften hin zu meinen Reisegefährten. Lange Gespräche hinterlassen große weiße Flecke in der geographischen Erinnerung." – „Geht man von der Tatsache aus, daß unsere Vorgänger Köhler und Tafinger ein hohes Tagespensum an Kilometern absolvierten, so könnte man nicht nur daraus schließen, daß sie konditionell besser gestellt waren, sondern auch, daß sie den Atem zum Gehen und weniger zum Sprechen verwendeten. Unsere kleine Gesellschaft besteht jedoch aus Personen, die noch nicht allzuviel voneinander wissen, so daß dem Kennenlernen ebensoviel Bedeutung beigemessen werden muß wie dem Vorankommen."

Allerdings halten die Tagebücher insofern am Thema Reise fest, als sie nirgends das durch die Reiseunterhaltungen erworbeneWissen über die Mitwandernden mitteilen. Deren Biographie und Eigenheit wird nur insofern angesprochen, als sie sich in ihrem Gehverhalten ausdrückt:

„A. stürmt voraus: unverkennbar ist er geübt im Wandern und wahrscheinlich öfters auch im Hochgebirge unterwegs. P. hängt öfters hinterher, während F. immer eher zur 'Frontgruppe' gehört. Sie hat eine eigentümliche Art zu gehen. Es sieht immer aus, als würde sie nur so vor sich hinschlendern. Dabei legt sie aber ein Tempo vor, bei dem einige nicht mithalten können."

Immer wieder wird vermerkt, daß die Gruppe keine kollektive Gehweise entwikkeln kann oder will, sondern jedes – soweit möglich – seine eigene Wanderung zu machen versucht.

„Auffallend auf diesem Teilstück war des weiteren das Gruppenverhalten, welches sich durch ein langes Auseinanderziehen der gesamten Gruppe auszeichnete, in einige kleine Gruppen (Jeder hat halt doch sein eigenes Tempo)." – „Beim Aufstieg dehnt sich die Gruppe allmählich. Jeder sucht seinen passenden Rhythmus." – „Jeder in seinem Tempo, Schritt für Schritt, ging es voran."

Dieser relativ individuellen Gehweise entsprecht eine zeitweise innere Abwendung vom Gruppen-Wir und eine – im sach- und außenorientierten Köhlertagebuch nicht vorhandene – Konzentration auf das eigene Ich, auf das Gehen als Form der Selbsterfahrung:

„Der Weg zum Uracher Wasserfall zieht sich endlos dahin, mir ist etwas schwindelig und mir drängen sich unangenehme Gedanken auf. Ich bin nicht so richtig bei mir selbst, weil ich müde bin, und wandere mechanisch dahin, während mein Bewußtsein sich 'davon macht'. [...] Mir kommt es so vor, als wäre es mein 'Instinkt', ein inneres Vorwärtsdrängen, das mich dazu drängt, den Berg hinaufzugehen. Die Worte, die ich mit den anderen wechsele, kommen so 'automatisch' raus; so als ob ich mich in einem Film befände, der ohne mein Zutun abläuft."

Ein ähnliches Bild, dies aber wohl aus unähnlichen Gründen, zeigen Köhlers und unsere Eintragungen dagegen bei der Schilderung von Begegnungen auf der Straße:

Daß man, wie die Fußreise-Literatur ja immer wieder rühmt, durch den Verzicht auf Pferd, Kutsche oder später Auto leichter mit Einheimischen ins Gespräch komme, findet weder in Köhlers Tagebuch noch in unseren Aufschrieben eine Bestätigung. Nur selten und dann nur kurz erwähnt Köhler während des Wegs aufgenommene Kontakte:

„Als wir uns bey einigen Vorbeygehenden deswegen erkundigten, so hörten wir, daß erst diesen Sommer dieser neue Platz zu einem Kirchhofe seye ummauert worden" (87). – „Wir erkundigten uns mehrmahlen nach dem Namen dieser beiden ruinierten Burgen [...], aber wir erhielten keine bestimmte Antwort". (179)

In unseren Reisetagebüchern ist ebenfalls nur von wenigen Gesprächen am Wegesrand die Rede, die dafür aber auch oft ausführlich – man kann sagen: dankbar – geschildert werden:

„Unterwegs begegneten wir noch einem Bauern, der uns berichtete, daß nur noch die wenigsten Landwirte im Vollerwerb sind und der Großteil einen Neben- bzw. Hauptverdienst in den Städten sucht. Eine sehr herzliche Begrüßung war das in Donnstetten, was eigentlich nicht erwartet war. Man hätte auf einen unaufgeschlossenen, sturen, engstirnigen Bauern gewartet, wie von Köhler einst beschrieben, doch es war genau das Gegenteil der Fall."

Die Eintragung belegt Ängste und Vorurteile, die – außer der tatsächlich geringen Zahl vonAlbbewohnern, die wir außerhalb der Häuser antrafen – der Kontaktaufnahme mit Unbekannten entgegenstanden. Dabei spielte auch das Gefühl eine Rolle, eine ähnlich exotische Figur zu machen wie einst der Fußreisende Köhler: „[In Gächingen] kam auf unseren Anblick die Reaktion von zwei Jugendlichen : 'O nein, guck dir die mal an!'. Es ist wohl nicht normal, über die Alb zu marschieren." Ein anderes Tagebuch vermutet, wohl realistischer, daß nicht die Fußreise als solche, sondern das Wandern am hellen Werktag eine Besonderheit darstelle: „Ein seltsames Gefühl, werktags mit dem Rucksack durch das Kleinstadtleben zu stapfen [...] und Passanten in ihrem geschäftigen Drang auszubremsen." Dies halb unbehagliche, halb stolze Empfinden, etwas Extravagantes zu tun und für die Einheimischen eine fremde und befremdende Ausnahmeerscheinung zu sein, erwies sich allerdings mehrfach als schlichte Fehleinschätzung: Der besagte Donnstettener Bauer fragte sofort, ob wir eine Exkursion machten, und eine Tagebucheintragung über ein Gespräch mit der Pfarrfrau von Würtingen vermerkt: „Sie erkundigte sich, ob wir denn auch auf den Spuren von Köhler wandern würden, und verwies auf ein TV-Team, welches vor zwei Monaten vorbeigekommen war."

Vom Vor- zum Nachläufer des Albvereins

Wer heutzutage zum Fußreisenden wird, und sich auf eine so unzeitgemäße Fortbewegungsform einlässt, hat Mühe, im Labyrinth der betonierten, begradig-

ten Straßen einen Weg zu finden, der den besonderen Ansprüchen der zu Fuß Wandernden entspricht. Meist sind Straßen und Feldwege auf die Bedürfnisse von Auto- und Traktorfahrern abgestimmt. Wer auf solchen Wegen wandert, wird mit jedem Schritt vom Asphalt unter seinen Füßen daran erinnert, daß er sich auf ausgetretenen Pfaden bewegt, auf „Kunststraßen" durch eine genauestens vermessene und kartierte Umgebung schreitet. In unseren Tagebüchern manifestiert sich eine Sehnsucht wenn nicht nach „Erstbegehungen", so doch nach Schleichpfaden abseits der bekannten: „Es kam zur ersten demokratischen Abstimmung, ob wir weiter quer durch den Wald (Schlammweg und danach Wiese) oder über die Straßen gehen sollten. Ergebnis: quer durch den Wald." Dem entsprechen Äußerungen einer gewissen Frustration, wenn es allzu deutlich wurde, daß man nicht nur Köhlers Spuren, sondern auf wohletablierten Routen den Wanderschritten und Wandererfahrungen von Millionen Vorgängern folgte: „Schon wieder ein angelegter Wanderweg (Albverein, was sonst). Er läuft schnurgerade [...] auf eine Ebene zu. [...] Ein ebener, glattgeleckter Weg." – „Rauf führt ein perfekter Spaziergangsweg." – Und auf dem Aussichtsturm des Römerstein: „Ausschnittsfenster nach allen Seiten hin, inszenierter Landschaftsblick."

Köhlers Reisebericht dagegen ist voller Klagen über vorzivilisierte Straßenzustände: „Wir gingen durch die unebenen, kothigten und krummen Straßen des Dorfs, die wie wohl zu erwarten, nicht gepflastert sind." (88) – „Dieses Dorf hat erschreklich kothigte Straßen, und die Chaussee scheint sich in demselben ganz zu verlieren". (143) Während wir nach Erd- oder Graswegen Ausschau hielten, freut sich Köhler, wenner auf eine „Kunststraße" stößt:

> „Wir genossen abermals das Vergnügen eine vortreffliche Kunststraße zum bequemen und sicheren Wegweiser zu haben, die ganz eben biß nach der nächsten Reichsstadt hinläuft [...]". (176)

Köhler schätzt die geradlinigen, die Macht des Menschen über die Natur verkörpernden Straßeneinschnitte in die Landschaft und die mit ihnen verbesserten Kommunikationsmöglichkeiten, welche aus abgeschiedenen Dörfern einen gemeinsamen Wirtschaftsraum werden lassen und es ermöglichen, daß der Fortschrittsgeist auch auf der Alb Einzug halten kann. Und während wir manche Wegweiser als überflüssige Gängelung verachten, kritisiert Köhler deren damaligen Mangel:

> „[...W]ir nahmen [...] gerechten Anlaß zu bedauern daß die Oberämter und Ortsobrigkeiten eine wohltätliche Anordnung der Regierung, die überal Wege Zeiger zu errichten befiehlt, nicht sehr nachzukommen beflissen ist. Wir fanden von Ehningen bis Gechingen nicht einen einigen, und doch so ungängbare Wege überal, daß man sie von den bloßen Holz und Waldwegen nicht unterscheiden kann, und sie einen leicht irre führen können [...]". (96)

Umso begeisterter äußert er sich, als er vor Suppingen ein lückenlos markiertes Wegenetz vorfindet: „Wir kamen endlich wieder auf die Chaussee [...] und dankten es den überal deutlich vorhandenen Wegzeigern, daß wir auf dem Fußwege nicht verirrt waren." (146)

Köhlers Lob und unsere Verachtung einer 'ausgeschilderten Alb' beruht natürlich nicht nur auf unterschiedlichen Geschmäckern, sondern auch auf ganz verschiedenen Umständen: Wir hatten eine kleinmaßstäbliche Wanderkarte dabei, Köhler nur eine grobe Überblickskarte; er wanderte durch Wälder ohne jedes Wegschild, wir durch einen Schilderwald. Man sieht: Die Liebe zur unberührten Natur steigt, je weniger man ihr ausgeliefert ist.

Fußsohlen und andere Sinnesorgane

Köhler hatte auf seiner Albreise schlechteres Wetter als wir. Vom Albaufstieg über die Eninger Steige berichtet er, daß der starke und anhaltende Regen „den steilen Weg so schleifig (machte), daß jeder Schritt uns beschwerlich wurde", und die beiden Wanderer sich „auf die Probe gesezt" sahen, „ob wir auch die oft unvermeidliche Unbequemlichkeit der Witterung, die den zu Fuß wandernden so üble Wege bahnt, zu ertragen im Stande wären." (92) Abgesehen von der Klage über Wetterunbilden berichtet Köhler aber kaum etwas von den Auswirkungen der Reise auf seinen Körper. Füße oder Rücken scheinen nie zu schmerzen, sein Bündel ihm nicht zur drückenden Last zu werden; umgekehrt ist aber auch nichts von Wohlbefinden, von Kraftgefühl und dergleichen zu lesen. Von Sinneserfahrungen beim Gehen ist – außer was visuelle Eindrücke angeht – kaum die Rede, und wenn einmal doch, dann steht nicht ihr Erlebnis-, sondern ihr Informationscharakter im Vordergrund:

> „[...N]och eine andere Sache zog unsere Aufmerksamkeit auf sich und heiterte uns in etwas wieder auf. Wir giengen nemlich über eine etwas weniger gesenkte Ebene und zu unserem Erstaunen verursachte jeder heftige Auftritt unserer Füße auf dem magern Rasenboden ein unterirdischesGeräusch, das sich auf etliche 20.-30. Fuß seitwärts hin, wo der Boden ein weniges mehr sich senkte, verbreitete, und das von dem hier sich versammelnden und unter den Rasen sich ziehende (sic) Regenwasser herrührte, so daß es schien, als gingen wir über ein Torfmoor." (94)

Im Gegensatz dazu erhalten in unseren Aufschrieben mit dem Gehen verbundene Körpererlebnisse reichliche Aufmerksamkeit. Die Unannehmlichkeiten durch die einzige, zweistündige Regenphase zu Beginn der Wanderung werden mehrmals drastisch beschrieben: „Vermeintlicher Nebel stellt sich bald als durchwachsener Regen heraus [...] Das vorschriftsmäßige Gehen am linken Straßenrand führt unweigerlich zu nassen Oberschenkeln. Die ausladenden Grasrispen sind mit Wasser vollgesogen, das sie emsig am Beinkleid abzustreifen suchen." – „Später Schlammweg (aufgeweichte Spuren von Holzschleppfahrzeugen) – bei jedem Tritt Quietschen und Gurgeln unter den Schuhen." Hinzu kommen Klagen über

Blasen an den Füßen, Muskelkater, Rückenverspannungen und über die Anstrengung längeren Gehens überhaupt:

> „Weil wir die Straße auf der gegenüberliegenden Seite wieder hoch müssen, brechen wir in schmerzliches Jammern und Wehklagen aus, und geben damit genau die Inhalte wieder, die uns unsere Waden und Zehen bisher unerbittlich eingehämmert haben." – „Im Tal angekommen stellen wir fest, daß ein Abzweig verpaßt wurde. Zuerst weigere ich mich, zuerst ins Quartier zu gehen, um dann anschließend wieder in den Ort zu pilgern. Nachdem BJW verspricht, daß ich getragen werde, wenn ich gar nicht mehr kann, mache ich mich doch auf den Weg, natürlich nur, um festzustellen, daß sein Versprechen nicht ernst gemeint war."

Wie hier, werden die 'Qualen' des Fußreisens allerdings meist selbstironisch geschildert; von (fast) allen wird der Entschluß, sich auf einen viertägigen Fußmarsch einzulassen, nicht bereut. Daß man sich mit dieser Form des Reisens identifiziert und die damit mitunter verbundene Anstrengung akzeptiert, findet auch darin seinen Ausdruck, daß einige in die Fußreise eingeschobene kurze Busetappen von den meisten entweder ausgeklammert oder aber dezent umschrieben werden:

> „Eine Stunde später stehen wir am Fuß der Achalm." – „Der Weg nach Laichingen ist nicht der Rede wert." Stolz wird dagegen der Fall eines Busverzichts geschildert: „Plötzlich kam das Angebot des Profs, mit dem Bus in 5 min. nach Urach zu fahren. Alle Fußblasengeschädigten hätten Juchhu schreien sollen, aber was tun sie? Heroisch schütteln sie den Kopf und wollen noch sechs Kilometer [...] wandern."

Neben der körperlichen Anstrengung werden in unseren Tagebüchern aber auch die körperlichen Vergnügungen angesprochen, welche das Gehen im Unterschied zum Fahren ermöglicht. Neben panoramatischen Fernblicken, deren Wertschätzung wir mit Köhler teilen (Eintragung über die Aussicht vom Römersteinturm: „Aus dem Halbdunkel unter dem Runddach blickt man nach draußen. Beeindruckend. [...] Die Ferne mit dem Blick erobern."), werden Nahblicke genossen:

> „Viele schöne Kleinigkeiten an den Stufen hinunter zum Wasserfall: Farne, Moose, Äste, Baumrinden, Flechten, rausragende Wurzeln, Feuchtes. Quaderartig behaueneSteinblöcke mit Rissen und kleinem Bewuchs." Öfter sprechen die Tagebücher auch – was Köhler niemals macht – angenehme Geruchserlebnisse an: „Der Weg führt durch einen hohen Wald in eine Schlucht hinunter. [...] Ich fühle mich wohl. Wieder so ein Elfen- und Koboldgebiet. Die Luft ist sauber und dank der Regenfälle der letzten Tage duftet die Luft wunderbar. Ich kann mich gar nicht mehr erinnern, wann ich solche Sinneseindrücke so bewußt erlebt habe."

Eine Tagebucheintragung über den Weg hinein nach Bad Urach hilft dann freilich zu erkennen, daß uns von Köhler nicht eine feinere Nase, sondern das seltenere Erlebnis einer nur von Pflanzenduft erfüllten Luft trennt: „Zum Frühstück

gehen wir nach Bad Urach hinunter, der 'Luft-und Badekurort' empfängt uns mit Auspuffgasen mehrerer Lastwagen [...]."

Dorfwahrnehmungen

Das schlechte und das gute Alte

Wie schon deutlich wurde, legt Köhler besonderes Augenmerk auf Neuerungen, die dem ökonomischen Fortschritt und damit dem allgemeinen Wohlstand dienen. Dies gilt auch für das äußere Erscheinungsbild der Dörfer, den Straßenverlauf und Straßenzustand, die Bauweise und den Standort der Häuser, die Anlage von Gärten. Er kritisiert Straßen, die nicht gepflastert sind (88), registriert „eine Mauer, die gut gemacht ist" (71), lobt in Suppingen „das feste Mauerwerk der Häuser" (156). Er sucht – oft vergebens – nach „ansehnlichen" Gebäuden; small ist für ihn nicht beautiful, eher bilden bei ihm „klein" und „ärmlich" ein Synonym (vgl. 88). Mehrmals stößt man auch auf die Koppelung von „alt" und „schlecht" : „Die Häuser sind meist alt und schlecht, doch gibt es auch einige artige Gebäude." (165)

Vergleichen wir damit einige durchaus typischen Eintragungen in unseren Tagebüchern:

> „Irgendwie fehlte des heimelige Flair eines alten Dorfes." – „ Zwar ist in den letzten Jahren eine Rückbesinnung auf traditionelle Elemente in der Architektur und im Gartenbau spürbar geworden, auf den Dörfern der Alb habe ich nicht viel davon bemerkt." – „Industrie, meist am Ortsrand angesiedelt, blenden wir beim Schauen aus. Wir lassen uns von Brunnen, Bänken, Bäumen, renovierten Kirchen und Bauernhäusern in Bann schlagen."

Köhlers Suche nach Neuem ist bei uns von einer Suche nach Altem abgelöst worden. Man vergleiche z.B. die folgenden beiden Passagen über Dachziegel. Bei Köhler heißt es:

> „Wirtingen selbst hat einige artige Bauernhäuser, die mit Ziegeln gedekt sind [...], hingegen der alten schlechteren Häuser ihre Dächer, sind wie die meisten auf der Alb, von Stroh." (95f.) Bei uns dagegen findet sich die Äußerung: „In Böhringens Dorfmitte [...] fiel mir [...] eine besondere Ziegelform auf – jeder Ziegel des Bauernhauses war mit einer erhabenen Raute verziert; in der sonst einheitlich neuen Dächerlandschaft eine Ausnahme."

Theoretisch war uns als LUI-geprägten EKW-Studierenden natürlich klar, daß Alltagsforschung mitnichten nur ein Interesse fürs Relikt meinen kann und ein vom „Künstlichen" abgesetztes „Echtes" eine Schimäre ist. Dennoch setzte sich immer wieder der nostalgisch-touristische Blick, das „Ferien-auf-dem-Bauernhof"-Bedürfnis der Städter in uns durch, und sicherlich war auch der Reisezweck, sich „auf den Spuren Köhlers" zu bewegen, eher der Freude an Zeugnissen frühe-

rer Epochen als einer Sympathie für Dorfsanierungen dienlich. Immerhin hält eines der Tagebücher fest, daß wir mit dieser Vorliebe für das Alte nicht nur im Gegensatz zu unserem Vor-Gänger, sondern auch zu heutigen Dorfbewohnern standen: Es vermerkt, daß unser Donnstetter Gesprächspartner den Umbau oder Abriß des alten Ortskern durchaus nicht, wie wir, als Freveltat bewertete: „Weil dui Heiser", sagte er köhlerisch-nüchtern, „send wia a Sparkass, mr ko emmer 'neischtecka."

Mehr noch als „sterile" Neubauten störten uns aber die Mischformen, die vielen „Hybridbildungen" von Tradition und Moderne bei der Gestaltung von Häuserfassaden, von Hauseingängen, von Fensterschmuck und Gartengestaltung: in Fertigbauweise hergestellte Glas-Windfänge, die unvermittelt vor verwitterte Fassaden gesetzt worden sind; künstliche Blumen, die man zwischen echten Blumen „angepflanzt" hat; ein schicker Spiegel, eingesetzt in ein abgewetztes Kuh-Kummet; museumswerte Erbstücke aus dem ursprünglichen Landwirtschaftsbetrieb, die zusammen mit Baumarkt -Billigware ausgestellt werden. Die ethnologisch geforderte Empathie beiseitelegend, notieren wir hier einfach: „Kitsch". Unsere einschlägigen Tagebucheintragungen zeugen von einem – durch Reflektion zum Teil gebrochenen, aber eben doch vorhandenen – 'Authentizitätsfimmel', der nach Bewahrung, nach Musealisierung verlangt, wobei aber auch ästhetische Kriterien – die Vorliebe für eine 'Gestaltung aus einem Guß', für ein durchgehaltenes einheitliches Stilprinzip – eine wesentliche Rolle spielen. Es scheint dabei schlicht nicht bedacht zu werden, daß die als Verfälschung und Verkitschung empfundenen Mischtechniken die einzige Möglichkeit sind, in alten Ensembles auch heute noch zu arbeiten und zu leben, das Um- und Anbauen also die einzige Alternative zum Abriß darstellt.

Gerade, eben, sauber

Köhler ist ein Parteigänger von innerer und äußerer Ordentlichkeit. Das gibt ihm bei seiner Albreise mehr Anlaß zum Tadel als zum Lob:

> „Die Bauart der Häuser, sowie die Anlage der Straße ist sehr irregulair und an manchen Stellen eigentlich schlecht". (74) „Wir gingen durch die unebenen, kothigten und krummen Straßen des Dorfs" (88). Daß es hierbei nicht nur um praktische Erwägungen geht, sondern sich das Votum für Geradlinigkeit zum Geschmacksprinzip verselbständigt hat, zeigt sich dort, wo er nicht nur gerade, ebene und saubere Straßen, sondern auch sauber gezogene Häuserlinien fordert: „Nur schade, daß die Gebäude umher so ärmlich und [...] so zerstreut und ohne alle Ordnung durcheinander gesezt sind." (75) – „Diß große Dorf (hat) einzelne gute Häuser, aber auch viel Baraken [...], die unordentlich durcheinander liegen [...]". (88)

Unser Geschmack ist dem Köhlers hier genau entgegengesetzt: Wie schätzen das Schiefe, das sichtbar von Hand Gemauerte, den bunt durcheinander bepflanzten Garten. Neubaugebiete erscheinen uns als eintönig und als beängstigend „geschleckt". Über die Außenbezirke von Suppingen heißt es beispielsweise: „(S)teril wirkende Straßenzüge, alle Häuser einheitlich weiß verputzt, kaum Blumenschmuck, [...] statt dessen Abschirmungen aus aufgespanntem Segeltuch oder weißen Plastikplanen." Noch expliziter als bei Köhler sind dabei unsere Rückschlüsse von einigen Merkmalen der Garten- und Hausgestaltung auf den Charakter der Bewohner: Zur Beschreibung eines englischen Rasens oder eines blitzblanken, durchgehend aus Beton gegossenen Eingangsbereichs gesellt sich das beliebte Schimpfwort „spießig".

Dabei zeigt sich in den Interpretationen eine Umkehrung: Während Köhler Ordnung als Rationalität ansieht, empfinden wir sie als irrational, als Tick oder Zwangsneurose. Eine differenziertere Überlegung hierzu wurde in einer Diskussion während der Wanderung entwickelt, ist aber in keinem Tagebuch festgehalten: Der in vielen Vorgärten sichtbare Mäh- und Putzfimmel entspringe zweifellos einer Angst vor den eigenen „unordentlichen" Regungen; entsprechend ließen sich die gern als Inkarnation des Spießertums angesehenen Gartenzwerge als gut getarnte Anwälte dieser unterdrückten Lebendigkeit deuten, als 'gezähmte Wiederkehr des Verdrängten': die bunten, lachenden, musizierenden, trinkenden, mit großen Zipfeln ausgestatteten und oft wild über den Garten ausgegossenen Zwerge – ein „Bonsai-Chaos", das die gestutzten Hecken und rechteckigen Beete pfiffig unterwandert.

Lehren oder Lernen?

Friedrich August Köhler schaut auf Albbewohner und Albdörfer mit den Augen des Inspektors und Korrektors. Er unterteilt in gute und schlechte Gewohnheiten, in albernes und vernünftiges Denken, in mangelhafte und in artige Bauweise. Er ist sich der Richtigkeit und Anwendbarkeit seiner eigenen Maßstäbe sicher, zögert nicht mit scharfen Urteilen und hat ständig Verbesserungsvorschläge zur Hand. Man lese nur seine Ausführungen über das Blaubeurer Rathaus:

> „Das Rathaus [...] ist nicht sowohl seiner Bauart nach wie viele alte Rathäuserschlecht von Aussehen, sondern zeichnet sich vor andern noch durch die absurdesten Verzierungen aus, dergleichen drei abscheuliche, aus Holz gearbeitete und erbärmlich beklekte Fratzenköpfe sind, die große Bärte haben und häslich die Zähen bläken. Solche scandalöse Verzierungen schiken sich doch wirklich am wenigsten für ein Gebäude, wo sich diejenigen versammeln, denen die Sorge des allgemeinen Wohles ihrer Vaterstadt obliegt, und bringen dem Reisenden Fremden einen schiefen Begriff vom Geschmak der Einwohner eines Ortes bey, die dieselbe wenigstens wegräumen könnten [...]." (164)

Auch in unseren Eintragungen über das Erscheinungsbild der durchwanderten Dörfer finden sich, wie gezeigt, freimütige (Ab-)Wertungen und Besserwissereien. Viele dieser Kritiken bleiben aber eher implizit, und ausdrückliche Ratschläge zur Dorfverschönerung finden sich nirgends. Diese Feststellung ist nicht unbedingt lobend gemeint: Die relative Zurückhaltung hat auch mit einem „touristischen Blick" zu tun, der eher passiv zur Kenntnis nimmt und dem zur Kritik an

Dorf- und Straßenplanung das genauere Wissen und das Engagement fehlen. Daneben spielt aber doch auch die Bemühung herein, den ethnologischen Komment, das „taking the native's point of view" einzuhalten. Davon zeugen der vorsichtige, tentative Charakter vieler Einschätzungen, offene Eingeständnisse, etwas nicht deuten oder beurteilen zu können, und die häufige Ersetzung von Aussage- durch Fragesätze:

> „Ich frage mich oft, nach welchen Kriterien die Bewohner ihre Gartenmitbenutzer aussuchen, also welche ästhetischen Merkmale eine Rolle spielen, aber auch, ob die Männer mit der Zipfelmütze mit bestimmten Gedanken im Hinterkopf oder eindeutigen Wirkungsabsichten aufgestellt werden. Helfen sie, den Garten in das Dorfbild einzugliedern und vermitteln Zugehörigkeitsgefühl und Akzeptanz? Dienen sie dazu, den Garten abwechslungsreich und ganz individuell zu gestalten? Oder vermitteln sie vielleicht ab und zu ein 'Schwätzle' am Gartenzaun?"

„Die sanften grünen Rundungen der kleinen Anhöhen und Buckel, versehen mit wenigen Baumgruppen, prägen das Landschaftsbild und entzücken mich."

Landschaftsbetrachtung

Das Pittoreske

Im Zuge der Aufklärung entwickelte sich ein neues Verhältnis von Mensch und Natur. Die Erfolge bei der Beherrschung der bis dahin als bedrohlich empfundenen Natur führten zu einer Wahrnehmung ihrer Schönheit. Es entstanden, zuerst in England, der Natur nachgeahmte Landschaftsgärten, die im Gegensatz zu den gestutzten Barockgärten der absolutistischen Herrscher standen. Sanfte Hügel, vereinzelt stehende Baumgrüppchen, in Schlangenlinien geführte Wege wurden als „pittoresk" geschätzt. Wie unsere Tagebucheintragungen beweisen, stehen auch wir noch in der Tradition dieses englischen Landschaftsgeschmacks:

> „Hinter Eningen geht die alte Steige sofort steil bergauf, durch Wiesen, Weiden mit Schafen und Strauchlandschaft. Der Blick zurück fällt auf eine wohlgefällige Landschaft: leicht gewellt, ein schmaler, sich windender Weg." – „Die sanften grünen Rundungen der kleinen Anhöhen und Buckel, versehen mit wenigen Baumgruppen, prägen das Landschaftsbild und entzücken mich. Von zu Hause die steilen, grauen, bizarren Alpen gewöhnt, ist das ein viel lieblicherer Anblick."

In keinem anderen Punkt sind wir Köhler so nahe wie in dieser Liebe zum Pittoresken. Über das Steinlachtal vermerkt er in seinem Tagebuch: „Die Gegend ist abwechselnd, voll Akerfeld, dessen dürre Stoppeln zum Theil den nahen Winter verkündigten, so wie das gelbe Laub der Bäume, zum Theil aber auch mit schöner grüner Wintersaat das Auge ergötzte. [...] Die Alben haben hier ein sanfteres Aussehen". (57) – „Der Anblick des schönen grünen Schweitzer Thales (ist) ein wahres Laabsaal für die Augen." (181). Mehrmals zeigt sich auch in Köhlers Aufzeichnungen die Vorliebe für die Hogarthsche „beauty line", die von englischen Parkwegen und Parkseen bekannte Serpentine:

> „Schön schlängelt sich der Fluß, in dem sich die Strahlen der Sonne spiegelten, durch das Thal."(57) – „Von hier an ging unser Weg, der mit dem allmählich sich erweiternden Thale und majestetisch sanft wallenden Fluß, fast gleich viele und ähnliche Krümmungen machte, immer noch am Fuß der [...] Bergreihen, aber die rauhen Felsklippen wurden seltener, die Berge besonders an der Südseite des Thales niedriger, und schöne Waldung bekleidete ihren ganzen Abhang und die vielen kleinen Einbeugungen, die sie bildeten." (182f.).

Köhlers auf die Natur gerichteter Blick ist aber auch der des praktisch orientierten Aufklärers, dem die Natur dort schön erscheint, wo sie zugleich nützlich ist. Von der Achalm, so vermerkt er, genieße man eine Aussicht, „die wegen der mannigfaltigen Gegenstände und der angebauten fruchtbaren Gefilde umher ganz hinreißend ist". (85) Köhlers Freude an der bunten, weil untergliederten Landschaft ist auch eine Freude an Zeichen der Bearbeitung der Natur durch den Menschen. Hier trennen sich Köhlers Wege wiederum von den unsrigen: Im Unterschied zu Köhler waren wir weniger an vielseitiger landwirtschaftlicher Nutzung der Landschaft interessiert als an der Vielfalt der Farben von Feldern, Wiesen und Bäumen.

Das Öde

Wie die Agrarreformer des 18. Jahrhunderts neigt Köhler dazu, ungenutztes als brachliegendes Land und somit als Zeichen von Unkultur zu sehen: Es gilt, aus ungeordneten freien Flächen sinnvoll genutztes Ackerland herzustellen. Uns dagegen störte gerade der Mangel an 'unbehandelter' Landschaft, wir vermißten die unberührte Natur. Ein Tagebucheintrag bescheinigt der Achalm „wenigstens ein wenig unzivilisiert" zu sein. Sichtbare Zeichender Zivilisation wie gigantische Strommasten und Kläranlagen stießen uns als häßlich ab.

Ähnlich unterschiedlich auch das Verhältnis zur menschenleeren Landschaft. Köhler scheint sie eher zu befremden. Über das Tal zwischen Lonsingen und Upfingen schreibt er:

> „Das Thal ist ganz Ackerfeld, und das ganze war so das Bild der Einsamkeit, die kaum einer weidenden kleinen Heerde Geblöke oder eines Akermanns Ruf unterbrach." (96f.)

Stille verbindet Köhler mit Untätigkeit, Geräusche dagegen bestätigen Fleiß und Geschäftigkeit. Ein fast poetisch anmutender Aufschrieb in seinem Journal verdeutlicht dies. Köhler verbringt eine Nacht in Nehren. „Die Nacht war angenehm, von Lunens sanften Strahlen gemildert, wovon die Einwohnerinnen Nutzen zu ziehen bemüht waren und die ganze Nacht ihren Hanf brechten, welches die nächtliche Stille angenehm störte." (59)

Köhlers Freude an ruhestörendem Lärm stieß bei uns auf Unverständnis. Wir suchten Stille, oft vergeblich. Allgegenwärtig war Motorenlärm von den umliegenden Straßen und immer wieder das Knattern der Traktoren auf den Äckern: ein Lärm, der von Köhler wohl weniger als Belästigung denn als Indiz für Lebendigkeit und Zeichen wirtschaftlichen Fortschritts aufgefaßt worden wäre.

Das Erhabene

Dem nach Vielfalt und Abwechslung suchenden Landschaftsblick Köhlers ist die Albhochfläche zu eintönig:

> „Hätte die Alp auch Nadelholz, so würde sie vollends einem der nicht daran gewöhnt wäre (Gewohnheit macht jedoch alles schön!) ganz abscheulich und oede vorkommen, weil sie nicht die schönen Abwechslungen der vielen kleinen Thäler mit kleinen Quellbächlein wie der Schwarzwald hat, der dadurch [...] mehr Lebhaftigkeit gewinnt." (121f.)

Besser gefällt ihm das Hochsträß, das sich hinter Suppingen vor den Wanderern ausbreitet: „Als wir die kleine Anhöhe ganz gewonnen hatten, so öffnete sich für das seit mehreren Tagen blos durch die oedere Alp-Ebenen beschäftigte Auge eine unbeschreiblich vergnügende Aussicht in mildere und lebhaftere Gefilde." (159) Auch wir wünschten uns bei den langen Wegen über die Hochebene mitunter lebhaftere Eindrücke, die dem „Dahintrotten" entgegengestanden hätten. Doch von Öde oder Eintönigkeit ist in unseren Tagebüchern nicht die Rede; dafür findet sich der keineswegs negative Begriff der „Weite": „Die Alb offenbart auf der Hochfläche ihre Weite. Der ständige Trott, das Laufen 'vor sich hin', läßt die restliche Welt vergessen."

Vollends unterschiedlich ist dann die Wahrnehmung senkrechter Ausdehnung, von Berggipfeln, Felsen und Abgründen. Die Achalm bei Reutlingen schildert Köhler als „schönen, pyramiden förmigen" Berg mit einem „mächtigen Fuß" und einer „wilden und felsigten Spitze" (71, 83).

In unseren Tagebüchern dagegen heißt es über die Achalm enttäuscht: „Ein bewaldeter Kegel. Mehr nicht" oder cool: „Die Achalm als Reutlinger Spazierhügel hat mich wenig beeindruckt." Unbeeindruckt lassen uns auch die Felsen im Uracher Tal, die Köhler als „schauerlich senkrechte, marmorartigenKalksteinfelsen von mehr als Thurm Höhe" (91) beschreibt. Über den Abstieg zum Uracher Wasserfall über einen holprigen Pfad durch einen dunklen und bemoosten, von Feuchtigkeit triefenden Wald heißt es immerhin in einem Tagebuch: „Die wilde, 'ungebändigte' Landschaft weckt meine Sinne. Man kann die Frische des Wassers riechen." Von Staunen und Furcht liest man jedoch nichts. Statt dessen finden sich Bemerkungen wie: „Die Stege sind einfach zu niedlich." Köhler dagegen zeigt sich bei etlichen Steilstücken seines Wegs tief erschüttert:

> „Die Blaubeurer Steige ist etwa ¾ Stunden lang [...]. Die Steige ist zwar jetzt chausirt, doch ziemlich jähe, und führt durch einen engen Schlund zwischen ganz rauhen Felsen und Bergen hin, der immer grauenvoller wird, je mehr es in die Tieffe geht. [...] Durch unseren bisherigen Marsch der Berge ungewohnt, die zu beiden Seiten sich fast unmittelbar vom Wege an senkrecht erheben, und die nicht wilder aussehen könnten, weil sie nur unterbrochen mit kleiner Waldung bedekt sind, ward mir wirklich recht enge um das Herz [...]." (160)

Erst später, als er von der Burg Blauenstein aus die „ganze enge Gegend der Stadt" übersieht (167), kann er die „rauhen Berge", das „kleine Thal" zu seinen Füßen und „die Ruinen der alten Burg Ruck auf einer Felskuppe" zusammenfassen als ein „romantisches Ganzes, eine wildschöne hinreißende Aussicht". (168)

Köhlers Albreise-Tagebuch hatte uns neugierig gemacht und bei denen, welche die Alb noch nicht näher kannten, auf ein eindrucksvolles Naturerlebnis hoffen lassen. Doch die 200 Jahre, die zwischen Köhlers Fußreise und der unseren liegen, haben ausgetretene Spuren hinterlassen. Von Alpen-, wenn nicht von Anden- und Himalaya-Reisen an andere Felsen-Dimensionen gewöhnt, erschienen uns Köhlers „Alben" weder besonders furchterregend noch besonders gefühlserhebend. Und es störte uns, daß wir weniger einer unbekannten und einzigartigen Natur als uns wohlbekannten und überall gleichartigen Installationen begegneten: der Geometrie des Schachbretts, schnurgeraden, sich im rechten Winkel schneidenden Asphaltwegen, begradigten Wasserläufen und steril aufgereihten Wäldern mit Monokulturen.

Nun, nach der Lektüre unserer Tagebücher, wundern wir uns ein wenig über diese Verwunderung. Und trösten uns mit dem Lehrsatz, daß eine solche Selbstbefremdung am Anfang jeder brauchbaren Ethnologie steht.

FRIEDEMANN SCHMOLL

Blicke, Gegen-Blicke

150 Kulturanthropologen aus 20 Nationen trafen sich zur Deutschland-Inspektion in Tübingen

Die mit „Inspecting Germany" überschriebene „Internationale Tagung zur kultur- und sozialanthropologischen Deutschlandforschung", zu der sich vom 14. bis 18. September rund 150 Angehörige ethnographischer Disziplinen aus fast allen Kontinenten in Tübingen trafen, verfolgte ein doppeltes Anliegen: eine Inventur nichtdeutscher Deutschlandforschung einerseits; andererseits die Thematisierung des „fremden Blicks" auf das Sujet Deutschland. Was wird von nicht-deutschen Kulturanthropologen und Kulturanthropologinnen möglicherweise bei der Erkundung des Faschings in Sachsen oder eines deutschen Genlabors wahrgenommen und problematisiert, das bei Forschungen einheimischer Wissenschaftler ausgeblendet bleibt? Welche Fragen und Zusammenhänge drängen sich bei der Suche nach kulturellen Differenzen zwischen Ost- und Westdeutschland oder der Beobachtung von jüdischen Einwanderern aus der ehemaligen Sowjetunion nach Berlin auf, die für einen Europäischen Ethnologen aus Deutschland allenfalls nebensächlich wären? Was fällt Ethnologen nichtdeutscher Herkunft auf, wird merkwürdig und wissenschaftlich relevant? Nach rund 30 Vorträgen von Kulturanthropologen und Kulturanthropologinnen aus 20 Nationen sollte Bernd Jürgen Warneken, der die Deutschland-Inspektion zusammen mit Thomas Hauschild vom Tübinger Institut für Ethnologie initiiert und organisiert hatte, auf der Abschlußdiskussion nicht ohne Bedauern gestehen, daß nach seiner Meinung auf der Tagung das Erblickte etwas zu viel und die Blicke etwas zu wenig verhandelt worden waren. Für seinen Geschmack hätte ruhig noch ausführlicher über die gegenseitige Bezugnahme, über das Spannungsfeld zwischen dem „fremden" und dem „eigenen" Blick auf das Untersuchungsfeld Deutschland geredet werden dürfen.

Tatsächlich war die explizite Aufforderung der Organisatoren, das Verhältnis von Forscher und Feld zu thematisieren, von einigen Referenten und Referentinnen überhört worden, und dafür kann es natürlich unterschiedliche Gründe geben: Weil die Subjektivität der forschenden Personen von Faktoren geformt wird, unter denen die Frage der nationalen Herkunft nur eine von vielen darstellt. Möglicherweise mag hie und da die Furcht mit im Spiel gewesen sein, die Forschungen könnten gering geschätzt werden, wenn sie in das beforschte Land zurückgetragen werden. Möglicherweise mag es auch mitunter die Haltung ethnographischer Forschung gewesen sein, mit der in nationalen Kulturen gearbeitet wird, als ob es dort noch

Die beiden Inspekteure der Tagung Inspecting Germany Bernd Jürgen Warneken und Thomas Hauschild im Tagungsort, dem Hörsaal der Anatomie.

keinerlei kulturanthropologische Arbeit gäbe. Dennoch, um zusammenzufassen: Die Tübinger Tagung lieferte einen beeindruckenden Einblick in die Lebensverhältnisse von Minderheiten, deutsche Friedhöfe und sächsische Fasnachtssitzungen, Fortpflanzungskliniken, Büros, Geschichtsvereine, Mütterzentren, Genlabors, Hundehütten, kurz: in Vielfalt und Dichte ethnographischer Deutschlandforschung der 1990er Jahre. Sie trug dazu bei, daß deren wissenschaftliches Netzwerk dichter gesponnen wurde, und womöglich werden die Aufforderungen, stärker die Kompetenzen historisch orientierter und durch die Methode der Feldforschung definierter Fächer wechselseitig zu ergänzen, aufgegriffen, so daß ethnographische Forschungen hierzulande ja vielleicht auch einmal mit Mixed-Teams unterschiedlicher nationaler und disziplinärer Herkunft durchgeführt werden.

Doch zunächst zum Auftakt der Tagung. Zur Einführung nahm Thomas Hauschild für das Initiatorenduo eine Bestandsaufnahme der kulturanthroplogischen Deutschlandforschung vor. Noch Anfang der 1980er Jahre, so erinnerte Hauschild an den damaligen Befund der jüngst verstorbenen Diana Forsythe, war Deutschland ein „wenig erforschtes Gebiet". Die allgemeine Abstinenz der internationalen Ethnologie gegenüber westlichen Industriegesellschaften, die Anfang der 1980er Jahre auch durch Systematisierungsversuche unter dem Programm einer „Europäischen Ethnologie" überwunden werden sollte, sei im Falle Deutschlands spätestens

nach 1989 in massives Interesse umgeschlagen. Seither seien etwa in den USA mehr kulturanthropologische Deutschlandforschungen initiiert worden als im gesamten vorangegangenen Jahrhundert. Das liege auch daran, daß in der internationalen Ethnologie die Unterschiede zwischen „primitiven" und „zivilisierten" Kulturen keine Geltung mehr hätten. Zudem freilich läßt sich hier ein historisch einmaliger Vorgang beobachten: ein kompletter Strukturwandel, bei dem 16 Millionen Menschen in eine neue Gesellschaft eingegliedert werden, und damit ein elementarer Umbau der gesamten Gesellschaft.

Jahrhundertelang, so Hauschild, seien Selbst- und Fremdbilder der Deutschen durch den römischen Blick des Tacitus und dessen 98 n. Chr. entstandene Germanienkunde modelliert worden. Die dort geformten Klischees des Primitiven und Barbarischen – Männlichkeit, Kampfkraft, Keuschheit, Freiheitsliebe, Durst nicht zuletzt – lieferten seither hinlänglich Möglichkeiten zur Identifizierung des „Deutschen". Hauschild: „Es lohnt sich, Tacitus zu lesen, um von Tacitus Abschied zu nehmen." Und so liege eine der Absichten von „Inspecting Germany" darin, den Beleg zu erbringen, daß sich die ethnographische Deutschlandforschung wider alle Sehnsucht nach Kontinuitäten längst von Tacitus verabschiedet habe. Jetzt müsse es darum gehen, die Deutschen neu im Spannungsfeld zwischen ihrer Normalität und einer „Ethnographie der Sklaverei" verstehen zu lernen.

Pointensicher waren als Initiationen Beiträge über das „Feilschen auf deutschen Flohmärkten" von Damsar Damsar und über „Deutsche Hunde. Ein Beitrag zum Verstehen deutscher Menschen" von Flavien Ndonko aus Kamerun gesetzt. Ndonko rekonstruierte amüsant das Befremden des afrikanischen Ethnologen nach seiner Ankunft in Deutschland über jene eigentümlichen Grenzen zwischen Hund und Mensch, das Anlaß war, diese Beziehungsgeschichte hinsichtlich ihrer Kulturbedeutungen zu befragen. Warum erhält ein Tier, das in Ndonkos Kultur die Straße bevölkert, hierzulande Einlaß in die intimsten Bezirke? Warum wird ein Tier, das in seiner Kultur schon eher zur materiellen Ressource taugt, in Deutschland zum fast gleichberechtigten Familienmitglied, das auch noch nach seinem Hinscheiden auf dem Hundefriedhof in Ehren gehalten wird? Die mediale Aufbereitung von Ndonkos Beitrag, den etwa das „Schwäbische Tagblatt" mit einem dreispaltigen Feature goutierte, wurde zum Lehrstück, wie in Deutschland kulturanthropologische Forschung von außerhalb rezipiert werden kann: Gleich drei Leserbriefe wenige Tage später signalisierten, daß die Wahrnehmungen eines afrikanischen Ethnologen nicht unbedingt als Beschreibungen, sondern schon eher als Ansagen zum „Kulturkampf" wahrgenommen werden. Neben amüsierten Kommentaren war in einem Leserbrief auch nachzulesen, daß der fremde Blick auf den Umgang der Deutschen mit ihren Hunden (obendrein „in unsachlichem Tonfall") offenkundig als kulturelle Herabwürdigung erfahren wurde, wofür er prompt die fragende Antwort erhielt: „Im umgekehrten Fall belächeln wir doch auch nicht bestimmte, uns seltsam erscheinende afrikanische Stammesrituale?" (Schwäbisches Tagblatt, 18. September 1999)

Die Arbeit in den acht Sektionen „Bräuche als Schlüsselsymbole?", „Türken in Deutschland", „Übersiedler und Flüchtlinge", „Jugend und Modernisierung", „Interkulturelle Kommunikation", „Deutsche Erinnerungsarbeit", „Kultureller Umbruch in Ostdeutschland" sowie „Deutsche und andere Körper" sowie einige Einzelvorträge und zwei Podiumsdiskussionen erbrachten dann nicht nur eine beeindruckende Sammlung von deutschlandkundlichen Ergebnissen, sondern auch reichlich anregende Gelegenheit, die Differenzen des indigenen und des fremden Blicks in Forschungsprozessen sowie Differenzen und Gemeinsamkeiten unterschiedlicher disziplinärer Identitäten zu reflektieren. Um die möglichen Differenzen herauszuarbeiten, waren durch die Einladungspolitik der Tagungsorganisatoren ausschließlich nicht-deutsche Referenten und Referentinnen berücksichtigt worden. Die einzelnen Sektionen sollten jeweils anschließend im Plenum zusammengeführt werden, wo dann auch stärker die Blicke und nicht nur das Erblickte verhandelt wurden. Hier sollten die präsentierten Forschungsergebnisse im Gegen-Blick ausschließich deutscher Berichterstatter und Berichterstatterinnen gespiegelt und für die gemeinsame Diskussion aufbereitet werden.

Da die Sektionsergebnisse (hoffentlich) noch in einer Publikation zugänglich werden, seien hier nur einige Beobachtungen, Tendenzen und wiedergeholt aufgeworfene Grundprobleme festgehalten:

- **Neigung kulturanthropologischer Forschungen zu Kulturalisierung und Ethnisierung**: Ethnologische Forschung, so zeigten einige Beiträge, erliegt zuweilen der Versuchung, bei der Beschreibung kultureller Prozesse ökonomische und soziale Aspekte auszublenden und ihre Fragestellungen unter der Perspektive der Ethnisierung und der Kulturalisierung aufzuwerfen. So hege, wie es wiederholt hieß, die Ethnologie noch immer große Aufmerksamkeiten für ethnische Differenzen, wohingegen Fragen nach sozialer Differenz auffällig oft unbelichtet blieben, da sie auch komplexe Gesellschaften als homogene Kulturen wahrnehme.

- **Vom Einzelfall zur Verallgemeinerung**: Wie ist die Reichweite der in der Regel lokalitätsbezogenen ethnographischen Forschungen zu bemessen? Inwieweit sind Verallgemeinerungen für das Sujet Deutschland möglich? Inwieweit ist dieses wiederum überhaupt ein konsistentes und homogenes Gebilde? Da die Industriegesellschaft Deutschlands keine homogene Kultur im Sinne einer Stammesgesellschaft ausbildet, so die in Diskussionen immer wieder vorgebrachte Aufforderung, muß sie als komplexe und per se differenzierte Erscheinung, in der höchst unterschiedliche Gruppen agieren, verstanden werden. Immer wieder stand die Frage im Raum, was überhaupt über die Spezifik des „Deutschen" zu erfahren ist, wenn nur in Deutschland geforscht wird und diese Forschungen nicht in den Kontext anderer Staaten und Kulturen gestellt würden. Ethnographische Mikrostudien, so hieß es, müßten in jedem Fall in den makrohistorischen Kontext eingebettet werden.

- **Spezifik des fremden Blicks:** Die Frage nach der Differenz von indigenem und fremdem Blick war nur von Einzelfall zu Einzelfall zu beantworten. So unterzog etwa Peter Tokofsky die Beschreibungen der Fasnacht in Elzach durch die deutsche Volkskunde einem Vergleich mit seinen eigenen Feldforschungen und fand eine andere Fasnacht vor als diejenige, wie sie von deutschen Volkskundlern beschrieben wurde. Prägend ist die nationale Herkunft der forschenden Person freilich zwangsläufig auch, wenn es um Minderheiten in Deutschland geht oder um Migrationserfahrungen jüdischer Einwanderer. Die Frage aber, inwieweit diese Beziehungsgeschichten zwischen Forscher und Feld auch einfließen in die ethnographische Darstellung, bleibt immer eine Angelegenheiten der reflektierenden Begleitung. Demgegenüber gab es auch Forschungen, bei denen die nationale Herkunft des Forschers gegenüber anderen Beschreibungskriterien (seine soziale Herkunft, seine Wissenschaftskultur u.a.) nahezu bedeutungslos wurde. Hier war immer wieder zu konstatieren, daß es keine Rolle spielt, ob etwas von einem Angehörigen der eigenen oder einer fremden Kultur erforscht wird; wenn mit einem reflektierten methodischen Instrumentarium einer internationalen Kulturanthropologie geforscht werde, seien bestimmte Ergebnisse unverrückbar und unabhängig vom Forscher.

- **Enthistorisierungstendenzen:** Auffällig unbesprochen verblieb eine Differenz, die fraglos auf der Tagung präsent war, diejenige nämlich der unterschiedlichen disziplinären Identitäten von Völker- und Volkskunde. Abgesehen von der Tübinger EKW und einigen Einzelakteuren war die Volkskunde nicht eben stark repräsentiert und artikulierte sich entsprechend kaum. Dennoch blieb die Frage, wie sich ein systemisch orientiertes Fach wie die Ethnologie und ein Fach mit historischen Kompetenzen wie die Volkskunde bei der Suche nach einer gemeinsamen Kulturanthropologie ergänzen könnten, auffällig unbesprochen.

Und dann waren da noch Einzelvorträge und Podiumsdiskussionen, durch die Impulse gesetzt und Generalthemen verhandelt werden sollten. Uli Linke, Professorin an der Rutgers University, New Brunswick, und am LUI, rekonstruierte unter dem Titel „Die Angst vor dem fremden Blick" die linguistische Xenophobie der Deutschen als obsessiven Drang, die Sprache „rein" zu halten und die Grenzen des Eigenen in dessen Integrität zu bewahren. Erwachsen aus der mythischen Vorstellung der Nation als homogener Sprachkörper, stellte sie den deutschen Sprachpurismus in eine lange historische Perspektive und markierte Kontinuitätslinien vom „Fremdwortproblem" im Barock und den Sprachgesellschaften bis hin zur Rechtschreibreform der Gegenwart. Sie zeigte, wie in den Diskursen um einen organischen „Sprachkörper", in dem die Gefühlswelt und das kulturelle Erbe der Nation geborgen gewähnt werden, kontinuierlich die Rhetorik körperlicher Pathologien bemüht wurde, um die eigene Sprache „rein" zu halten, um fremde Spracheinflüsse auszugrenzen.

John Borneman von der Cornell University in Ithaca betitelte seinen Vortrag in Anspielung auf Lacans Definition des Realen als Lücke und Kern, der das Unmögliche wirklich werden läßt, „Deutschsein: Fiktion und das Reale". Für Borneman müssen Fragen nach dem Wesen des Deutschen zwangsläufig ins Leere zielen, weil symbolische Ordnungen der Kultur stets Konstrukte seien, die in spezifischen Situationen immer wieder neu hergestellt würden. Die Idee des „Deutschen" sei ein Konzept, das unterschiedliche Realitäten vereinheitliche, der permanent scheiternde Versuch, ein Subjekt Deutschland herzustellen, der beständig umtreibende „Traum einer Vollkommenheit". Neben der vom Anthropologen zu beschreibenden Vielfalt an sozialen und kulturellen Realitäten, die sich hinter dieser Imagination von Einheit verbirgt, stellte sich Borneman der Frage der Wiederholung von Vergangenheit. Dies tat er in einer Beschreibung des Umzugs der politischen und ökonomischen Mächte von Bonn nach Berlin, welcher als Wiederherstellung einer beschädigten Vergangenheit erfahren werde. Borneman freilich interpretierte das Beobachtete nicht als Wiederholung von Vergangenheit, sondern als Gestaltung einer offenen Zukunft. Schon wenn man Berlin-Touristen inspiziere, falle auf, daß deren Aufmerksamkeit weniger den Orten der Erinnerung, den Monumenten und der historischen Substanz der alten neuen Hauptstadt gelte, sondern dem Regierungsviertel als Baustelle, auf der Neues entsteht, und damit einer „Leerstelle", die erst auszufüllen sei. Borneman: „Für die Deutschen ist der Gründungsmythos eine Baustelle, ein Ort, der erst von den beteiligten Akteuren ausgestaltet werden muß."

Eine Podiumsdiskussion über mentale Kontinuitäten nach 1945 verunglückte etwas. Moderatorin Caroline Fetscher setzte an bei der Debatte um die Thesen Daniel Goldhagens, der einen „eliminatorischen Antisemitismus" und dessen Kontinuität diagnostiziert hatte – wobei er schließlich im Publikum dieser Debatte eine geläuterte und erfolgreich umerzogene Nation zu erkennen glaubte. In der Podiumsdiskussion ging es dann allerdings um zweierlei Kontinuitätsfragen: um die erfundenen Zeitlosigkeiten im Dienste essentialistischer Ideologien, zu denen Fächer wie Volks- und Völkerkunde hinlängliche Beiträge geleistet haben einerseits; andererseits um das Überdauern mentaler Orientierungen im historischen Wandel. Hermann Bausinger erinnerte zunächst daran, wie den germanophilen Ursprungssehnsüchten, die als naive Annahmen nahezu allen volkskundlichen Arbeiten eingeschrieben war, nach 1945 eine historische Kritik entgegengesetzt wurde, die zwischen 1955 und 1970 mit solchen Kontinuitätsvorstellungen im Fach gründlich aufräumte. Wenn nun seit über einem Jahrzehnt im Fach Volkskunde wieder stärker von Dauer und langen Zeiträumen die Rede sei, so gebe es hierfür legitime Gründe: Sozialwissenschaften, so Bausinger, hätten die Pflicht, auch auf die Widerlager im historischen Wandel hinzuweisen, auf die nicht-modernen Lebenswelten etwa, die den Wandel überdauerten. Zum anderen drängten sich Fragen auf, wie präsent noch immer organizistische soziale Denkbilder und mentale Orientierungen sind. Bausinger: „Die Kontinuitäten sind historisch zu positionieren und in ihren Veränderungen zu beschreiben."

Uli Linke stellte die Erfolge der Umerziehung nach 1945 in Frage und versuchte aufzuzeigen, daß ihre wissenschaftliche Arbeit nicht auf Schuldentlastung ziele. Sie untersuche die Versuche, mit dem Trauma des Nationalsozialismus umzuge-

hen, und wies kulturwissenschaftlicher Arbeit die soziale Funktion zu, „Transformation durch Transparentmachen" zu ermöglichen. Weiter konnte Linke allerdings nicht fortfahren, da Caroline Fetscher als Moderatorin auf die Diskussionsdramaturgie drängte, damit aufs Redetempo drückte und das Wort den nächsten Rednerinnen und Rednern erteilte. Victor Voronkow vom Centre for Independent Social Research versuchte, aus der Perspektive des Außenstehenden die Debatte um deutsche Befindlichkeiten zu relativieren. „Die ganze Welt wartet darauf, daß endlich das Tabu gebrochen wird und in Bezug auf das Verhältnis der Deutschen zu ihrer Vergangenheit von Bewältigung gesprochen werden kann", so Voronkows Einschätzung. Was aus dem Munde eines deutschen Sozialwissenschaftlers vermutlich eine Lawine der Entrüstung ausgelöst hätte, erntete im Falle eines witzigen Russen eher befreiendes Lachen. Eine Diskussionsteilnehmerin versuchte denn auch, das Nebeneinander dieses Lachens und die abrupte Unterbrechung Linkes bei der Ausführung ihrer Kontinuitätsüberlegungen in einen symbolischen Zusammenhang zu stellen, was allerdings unbesprochen blieb.

Sehr inspirierend war die Podiumsdiskussion zum Stellenwert der Feldforschung für die Deutschland-Ethnographie, auf der sich der Historiker Andrew Bergerson von der University of Missouri, John Borneman, Richard Rottenburg vom Lehrstuhl für vergleichende Kultur- und Sozialanthropologie in Frankfurt/Oder und Levent Soysal von der Graduate School of Arts and Science in New York drei Leitfragen stellten: Wie ist der Stellenwert der Einzelfallforschung im Unterschied zu Stammesgesellschaften zu bemessen? Was ist die Spezifik der Feldforschung und des ethnographischen Blicks im Vergleich zu anderen Disziplinen? Was sind die Vor- und Nachteile des fremden im Vergleich zum indigenen Blick?

Für Andrew Bergerson als Historiker ist Feldforschung zunächst kein eigenständiges wissenschaftliches Arbeiten, sondern nur eine spezifische Form der Materialerhebung. Diese gewinne freilich erst dann Sinn, wenn sie in einen theoretischen Kontext gestellt werde; ansonsten werde durch ethnographisches Arbeiten beschriebener Alltag nur reproduziert. Zu dieser theoretischen Einbettung gehöre unabdingbar die Frage nach sozialer, politischer und ökonomischer Macht genauso wie das Verständnis der historischen Gewordenheit der zu beschreibenden Realitäten. Und nicht zuletzt dürfe durch ethnographisches Arbeiten ein Untersuchungsgegenstand lokal nicht isoliert werden, sondern gehöre in die Einbettung seiner translokalen Beziehungen. Die Frage der nationalen Zugehörigkeit des Forschenden zu seinem Feld hielt Bergerson für zweitrangig, vielleicht gar selbst für eine Mythisierung des Nationalen.

Für John Borneman ist die Kulturanthropologie die „Wissenschaft der radikalen Alterität", und wenn der Ethnograph Differenz in der Feldforschung nicht erfahre, müsse er sie herstellen, denn ohne Befremdung als Ausgangspunkt des Erkennens sei alle Anthropologie schlechterdings langweilig. Natürlich sei Alterität einem Forscher, der sich in der eigenen Kultur bewege, schwieriger bewußt zu machen, da sich ihm die Spezifik des Eigenen nicht ohne weiteres aufdränge, wohingegen der fremde Ethnograph mehr Neugier mitbringe und die Erfahrung von Differenz nicht beständig neu erschaffen müsse.

Richard Rottenburg forderte ein, daß die Ethnologen ihre Aufmerksamkeit nicht den Marginalien, sondern den zentralen Institutionen einer Gesellschaft zu schenken hätten. Für eine Ethnographie komplexer Gesellschaften heißt das konsequenterweise, sich mit modernen Institutionen zu beschäftigen, mit den Machtzentren, Krankenhäusern, Orten der Rechtsprechung oder Schulen. Wenn sich freilich Ethnologen in die hochformalisierten Institutionen der Moderne begäben, stellten sie unversehens fest, daß diese kaum so zugänglich sind wie die Fasnacht und man dort selten freundlich empfangen werde. Und da Kulturanthropologie der Komplexität moderner Gesellschaften gerecht zu werden habe, lautete Rottenburgs Credo: „Wir haben uns nicht nur mit Schlüsselsymbolen, sondern auch mit Schlüsselzahlen zu beschäftigen."

Nach vier Tagen, in denen die Gäste die akademische Kultur in Deutschlands an so unterschiedlichen Orten wie dem (aus hygienischen Gründen gekachelten) alten Anatomie-Vorlesungssaal, den Fürstenzimmern des Schlosses und in der Klassischen Archäologie erfahren konnten, klang „Inspecting Germany" auf dem Schloß aus. Dieses ist ja mit seiner Geschichte als Trutzburg, später Bibliothek und Universitätsgebäude, dann akademisches Bollwerk der anthropologischen Disziplinen und heute Fledermausherberge und Touristenmagnet selbst ein höchst beredter deutscher Ort – der internationalen Kulturanthropologie diente er zum Abschiedsmahl, das, wie vieles andere auch, von der höchst famosen Hiwi-Gruppe bestens organisiert wurde. Und wer dann noch in Inspecting-Germany-Laune war, beschloß die Tagung tags darauf mit einer Wanderung hinaus ins Offene – für dieses mal auf den Spuren Hölderlins, Hegels und Uhlands in das deutsche Traditionslokal „Adler" in Wurmlingen mit seiner original süditalienischen Küche.

Ulrich Hägele, Gudrun M. König

„Visual History"

oder: Hans Retzlaff (1902-1965) im Kontext einer volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Fotogeschichte. Nachlese zu einem Studienprojekt

Die Fotografie gilt als ein realistisches Medium der Abbildung. Was auf alten Schwarzweißabzügen und modernen Hochglanzbildern zu sehen ist, wird als authentisch und wahr empfunden. Für die Volkskunde brachte dies eine Tendenz zum unkritischen und unwissenschaftlichen Umgang mit der visuellen Quelle mit sich. Offensichtlich besitzen Fotos für die meisten Forscherinnen und Forscher in ihrer vermeintlichen Wirklichkeitstreue keinen weiteren Klärungsbedarf. Außerdem ist in der wissenschaftlichen Praxis immer noch eine Scheu des Forschenden vor dem Feld der Fotografie zu beobachten. Dementsprechend orientieren sich die empirischen Verfahren in erster Linie an schriftlichen oder mündlichen Quellen. Fotos dagegen dienen hauptsächlich zur Illustration schriftlich hergeleiteter Sachverhalte. Ernö Kunt sieht hierin ein entscheidendes wissenschaftliches Defizit. Für ihn sind Fotografien gerade deshalb bedeutende volkskundliche Quellen, weil sie „weder kommunikationstheoretisch noch semiotisch so eindeutig sind, wie sie auf den ersten Blick zu sein scheinen"[1]. Auch Paul Hugger beklagt die unter Experten verbreitete Realitätsgläubigkeit: „Eine fraglose Interpretation als Realitätsträger per se ist naiv. Auch Photos des Alltags sind inszeniert."[2] Analog anderer Verfahren sei auch für die Beschäftigung mit Lichtbildern gleich welcher Couleur und Provenienz eine quellenkritische Herangehensweise unabdingbar. Fotografien sind multivariant, kennzeichnen eine Abbildungs- wie eine Wahrnehmungsweise, Reales wie Konstruktives.

In der Tat kann somit für eine wissenschaftliche Arbeitsweise mit der Fotografie das unsystematische Agieren mit der Bildquelle nicht genügen. Zunächst bedarf der Realismusaspekt einer kritischen Betrachung. Bereits die Kunsthistoriker Erwin Panofsky und Ernst Hans Gombrich haben darauf hingewiesen, daß je höher der Grad einer vermeintlichen Wiedergabe von Realität ist, desto mehr Gewicht in die Bildanalyse gelegt werden sollte.[3] Formuliertes Ziel für eine volkskundliche Fotoforschung ist es, die in den Bildern verborgenen Nachrichten in einer Art „Feinschrift"[4] zu entschlüsseln. Die Chance der Fotoforschung innerhalb der Volkskunde besteht darin, sich auf eine der entscheidendsten Leistungen und Qualitäten der Fotografie zu konzentrieren, die wiederum ebenso allen anderen bildlichen Quellen zu eigen sind: die Fähigkeit, Erinnerung zu wecken und Assoziationsketten anzuregen.[5] Detlef Hoffmann vergleicht die Fotografie in diesem Zusammenhang mit den haptischen und auratischen Wirkungen einer „Berührungsreliquie"[6]. Diese vermittle dem Rückblickenden den Eindruck eines ursprünglichen Erlebens, eine These, die bereits Roland Barthes ausführlich behandelt hat.[7] Wie ein dreidimensionales Objekt, vermag eine Fotografie Authentizität von Geschichte zu vermitteln.[8] Allerdings sollte darauf geachtet werden, daß eine Fotografie in ihrem bildnerischen Gehalt nicht mehr und nicht weniger Qualitäten als eine Zeichnung oder ein Gemälde besitzt. Umgekehrt darf die Qualität der Fotografie als Quelle nicht unter dem Wert etwa einer schriftlichen Archivalie oder eines Textes angesiedelt werden.

1 Ernö Kunt: Lichtbilder und Bauern. Ein Beitrag zu einer visuellen Anthropologie. In: Zeitschrift für Volkskunde, 80. Jg. 1984, S. 216-228, hier S. 228.

2 Paul Hugger: „Der schöne Augenblick". Schweizer Fotografen des Alltags. Zürich 1989, S. 21.

3 Erwin Panofsky: Zum Problem der Beschreibung und Inhaltsdeutung von Werken der Bildenden Kunst. In: Logos XXI, 1932, S. 103-109; Ernst H. Gombrich: Art and Illusion. A Study in the Psychology of Pictural Representation. The A.W. Mellon Lectures in the Fine Arts 1956. National Gallery of Art Washington. Washington 1960.

Im Kontext lesen

Alan Trachtenberg postulierte in Anlehnung an Gombrichs Theorem vom Sehenlernen: „To read an image is to write upon it, to incorporate it into a story."[9] Außer dem, was vom Bild direkt ins Auge des Betrachters springt, gelte das Interesse vor allem jenen Faktoren des Bildes, die im Verborgenen liegen. Maßgeblich im Verständnisprozeß von Fotografien ist ihre Kontextualisierung. Sie dient als Grundvoraussetzung für die Analyse, die Trachtenberg mit „rewriting" bezeichnet. Helmut Eberhart konkretisierte dies für die Volkskunde, als er forderte, „das Foto nicht nur hinsichtlich seines Inhaltes, sondern auch seines gesellschaftlichen Kontextes zu untersuchen; oder anders gesagt: welche Funktion übt das Foto in einer bestimmten Gruppe von Menschen aus (für das Familienalbum, als Geschenk, Festtagsgruß, Werbeträger, Wandschmuck usw.), und welche Rolle spielt die Fotografie in der alltäglichen Lebenswelt?"[10] Für die Kontextualisierung von Fotografien ist es hilfreich, die Bildquelle einem bestimmten Genre zuzuord-

4 Susanne Regener: Das verzeichnete Mädchen. Zur Darstellung des bürgerlichen Mädchens in Photographie, Puppe, Text im ausgehenden 19. Jahrhundert. (Diss.) Marburg 1988, S. 13.

5 Vgl. Ulrich Keller: Fotografien aus dem Warschauer Ghetto. Berlin 1987.

6 Detlef Hoffmann: Ein Foto aus dem Ghetto Lodz oder: Wie die Bilder zerinnen. In: Hanno Loewy (Hg.): Holocaust: Die Grenzen des Verstehens. Eine Debatte über die Besetzung der Geschichte. Reinbek 1992, S. 233-247, hier S. 234.

7 Vgl. Roland Barthes: Die helle Kammer. Bemerkungen zur Photographie. Frankfurt/Main 1985.

8 Vgl. Konrad Köstlin: Photographierte Erinnerung? Bemerkungen zur Erinnerung im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit. In: Ursula Brunold-Bigler/Hermann Bausinger (Hg.): Hören Sagen Lesen Lernen. Bausteine zu einer Geschichte der kommunikativen Kultur. Festschrift für Rudolf Schenda zum 65. Geburtstag. Frankfurt/Main u.a. 1995, S. 396-410.

9 Alan Trachtenberg: From Image to Story. Reading the File. In: Carl Fleischauer/Beverly Brannons (Hg.): Documenting America 1935-1943. Berkeley 1988, S. 43-73, hier S. 45.

10 Helmut Eberhart: Zwischen Realität und Romantik. Die Viktor-Geramb-Fotosammlung am Institut für Volkskunde in Graz. In: Zeitschrift für Volkskunde, 81. Jg. 1985, S. 1-21, hier S. 2.

nen. Hierzu bieten sich an: die öffentliche Fotografie, die kulturhistorische Fotografie, die private Fotografie und die künstlerische Fotografie. Kennzeichen der öffentlichen Fotografie ist, daß ihr Ursprung in Beziehung steht mit einer publizistischen Verbreitung via Presse, Werbung, Internet etc. Aber auch eine Präsentation in Museen schafft Öffentlichkeit. Die kulturhistorische Fotografie betrifft all jene Lichtbilder, die zu Dokumentations- und Inventarisierungszwecken oder in wissenschaftlichem Auftrag entstanden sind. Die private Fotografie will biographische Stationen zum persönlichen Gebrauch in visueller Form dokumentieren. Hierzu zählen sowohl Profiaufnahmen als auch Knipserbilder.[11] Thematisiert werden aber auch Arbeit und Freizeit. Zu finden sind diese Fotografien meist im privaten Archiv von Fotoalbum, Fotokiste oder Diamagazin. Die künstlerische Fotografie schließlich ist Teil eines kreativen Prozesses.[12] Sie wirkt grenzüberschreitend und kann sowohl in öffentlichem als auch in sozial- und kulturhistorischem Zusammenhang stehen.

Dokument, Illustration, Text

Beaumont Newhall unterstrich bereits Ende der dreißiger Jahre, Fotos müßten in zweierlei Weise gesehen werden: sozialgeschichtlich und künstlerisch, als sachliches Dokument wie imaginative Form des Ausdrucks.[13] Innerhalb der volkskundlichen Fotorezeption kristallisierten sich drei Zugangsvarianten heraus: eine dokumentarische, eine illustrative und eine ethnographische. Die drei Varianten sind sowohl im wissenschaftlich-akademischen als auch im musealen Kontext feststellbar. Eine weitere Zugangsform ist die künstlerische, die in der Volkskunde aber kaum eine Bedeutung hat.

Die Fotodokumentation trägt zumeist einen bewahrenden Anspruch, der mit einer Inventarisierung und Archivierung einhergeht. Auch manche Volkskundlerinnen und Volkskundler in der Gegenwart schätzen diese Eigenschaften. So stand das mehrjährige Projekt „Fotografie und Gedächtnis" einer ostdeutschen Arbeitsgruppe unter der Prämisse des visuellen Rettenwollens in Form einer Dokumentation von „objekthaft gewordener Geschichte", freilich nicht ohne auf das „ästhetische Eigenleben nach dem Entstehen des Bildes" hinzuweisen.[14] Innerhalb der fotografisch archivierten Geschichte wurde der Fotograf zum „Chronisten

11 Vgl. Edith A. Weinlich: Siegendorf. Zur Geschichte und Rezeption privater Fotografie. In: Fotogeschichte, 8. Jg. 1988, H. 30, S. 25-34; Timm Starl: Knipser. Die Bildgeschichte der privaten Fotografie in Deutschland und Österreich von 1880 bis 1980. München 1995.

12 Vgl. Gerhard Jagschitz: Visual History. Das Audiovisuelle Archiv vormals Schallarchiv. Informationsblatt der Arbeitsgemeinschaft audiovisueller Archive Österreichs. Heft 29/30, 1991 (Mai 1992), S. 23-51.

13 Vgl. Beaumont Newhall: Documentary Approach to Photography. Parnassus, März 1938, S. 6.

14 Rolf Sachsse: Partituren und Landkarten für das Gedächtnis. Sachsen-Anhalt im fotografischen Bild. In: Diethart Kerbs/Sophie Schleußner (Hg.): Fotografie und Gedächtnis. Sachsen-Anhalt. Eine Bilddokumentation. Berlin 1997, S. 11-15, hier S. 12.

der laufenden Veränderungen"[15]. Charakteristisch für diese Form der Rezeption ist, daß nicht die Fotografie im Blickwinkel des Forschenden steht, sondern die darauf abgebildeten Gegenstände, Architekturen und Personen.

Im Museum stand das Medium Fotografie lange Zeit in der Sammlungshierarchie unter den Objekten und Schriftquellen. Zudem waren diese musealen Fotodokumente zumeist nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, sondern verharrten im Archiv in einer Art Tiefschlaf. Signifikant bei archivierten Fotodokumenten ist, daß sie zwar eine Inventarnummer bekommen, eine präzise Beschreibung aber – wie bei Graphiken und Gemälden üblich – unterbleibt. Bis in die 1980er Jahre fand die Fotodokumentation unter vernachlässigbaren wissenschaftlichen Vorzeichen statt, und erst seit einigen Jahren wird die Sammlungssystematik und Konservierung von Fotografien problematisiert.[16] Auch der Bestand des Berliner Fotografen Hans Retzlaff führte jahrzehntelang ein unbeachtetes Schattendasein am Ludwig-Uhland-Institut, bevor seine Bedeutung im zeitgeschichtlichen Kontext für die volkskundliche Forschung erkannt wurde.[17]

Die illustrative Variante volkskundlicher Fotorezeption verläuft zeitlich parallel zur fotografischen Dokumentation. Auch sie betrachtet das visuelle Medium in der Hauptsache als Realitätsersatz. Im Vordergrund steht nicht so sehr ein bewahrendes Moment. Mit Fotografien sollte vielmehr der volkskundliche Kanon, meist in Zusammenhang gebracht mit entsprechenden Texten oder Objekten, als visuelles Zeugnis in der Öffentlichkeit dargestellt werden. Hierzu boten sich folgende Möglichkeiten an: Präsentation auf Gewerbeschauen und Weltausstellungen sowie Reproduktion von Fotografien für die illustrierte Presse. Dies erfolgte zunächst drucktechnisch bedingt über Holzstiche. Für die Verbreitung von Fotografien mit folkloristischen Inhalten sorgten dann seit den 1890er die volkskundlichen Zeitschriften und ab 1900, verstärkt in den 1930er Jahren, die bebilderten volkskundlichen Buchveröffentlichungen. Beim illustrativen Gebrauch von Fotografien fehlt hingegen sowohl eine systematische Methode als auch ein quellenkritisches Verfahren. Auch hier werden bildliche Quellen den textlichen untergeordnet. Der Realitätsaspekt, einhergehend mit einer konstruierten Authentizität der abgebildeten Objektivationen, steht bei der Illustration im Vordergrund.[18]

15 Diethart Kerbs/Sophie Schleußner (Hg.): Fotografie und Gedächtnis. Brandenburg. Eine Bilddokumentation. Berlin 1997, S. 9.

16 Vgl. Martin Rexer: „...man wird in vielen Fällen mehr aus ihnen herauslesen können..." Zur Entstehungsgeschichte 'volkskundlicher' Fotosammlungen. In: Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg, Bd. 6. Stuttgart 1995, S. 113-138.

17 Vgl. WolfgangHesse/Christian Schröter: Sammeln als Wissenschaft. Fotografie und Film im „Institut für deutsche Volkskunde Tübingen" 1933-1945. In Zeitschrift für Volkskunde, 81. Jg. 1985, S. 51-75; Claudia Gabriele Philipp: Deutsche Volkstrachten, Kunst- und Kulturgeschichte. Der Fotograf Hans Retzlaff 1902-1965. Marburg 1987.

18 Wurde in der wissenschaftlichen Analyse die abbildende Funktion der Fotografie hervorgehoben, so betonte die Pressefotografie der 1930er Jahre ihre Funktion als Vorbild. Für die publizistische Einflußnahme wurde die Fotografie deshalb hoch geschätzt: Die „Gestalt einer anmutigen Frau" könne auf dem Titelbild einer Zeitschrift, in Verbindung mit einem "bestimmten Rassetyp", Vorstellungen von der idealen Frau formen. Vgl. Willy Stiewe: Das Pressephoto als publizistisches Mittel. Leipzig 1936, S. 9.

Der ethnographische Zugang begann im Vergleich zu Dokumentation und Illustration relativ spät. Als Vorbild fungierte die Forschungsarbeit von Gregory Bateson und Margaret Mead, die Ende der dreißiger Jahre auf Bali die erste Feldstudie mit Fotoapparat und Filmkamera durchgeführt hatten.[19] Der Schwerpunkt bei dieser Zugangsform liegt darin, daß sich die Forschung auf die Fotografie als Quelle selbst konzentriert und dabei die Bildquelle auf dieselbe Stufe wie die Schriftquelle stellt. Entscheidend ist hier eine quellenkritische Arbeitsweise und inhaltliche Kontextualisierung, die zum Beispiel auf historischer, fotogeschichtlicher, privater oder ikonologischer Ebene erfolgen kann. Außerdem schließt der ethnographische Zugang zur Fotografie bildanalytische Verfahren ein, anhand deren sich die visuelle Quelle erst entschlüsseln läßt. Für den ethnographischen Zugang ist es unerheblich, welches Fotogenre bearbeitet wird. So gilt das bildanalytische Verfahren sowohl für Forschungen über private Fotografie (Fotoalben) als auch für die öffentliche Fotografie (Illustrierte) oder fotografische Feldstudien. Im Gegensatz zum dokumentativen und illustrativen Zugang geht der ethnographische über die Themen des volkskundlichen Kanons hinaus. Dieser kann zwar bei quantitativen fotografischen Erhebungen im Feld eine Rolle spielen, innerhalb der forschungsleitenden Fragestellung aber stehen biographische, soziale und gesellschaftliche Aspekte (Stereotype, Geschlechterkonventionen, Gesten) oder bildästhetisch-ikonographische Aspekte im Vordergrund.

Der amerikanische Ethnograph und Fotokundler Paul Vanderbilt stellte zu Beginn der vierziger Jahre eine Theorie auf, die noch heute Gültigkeit besitzt: Fotografische Bilder könnten wie Worte endlos in verschiedenartige Zusammenhänge gesetzt werden, um so jeweils immer neue Ideen, Beziehungen und senses der Welt zu erhalten. Er regte ein interdisziplinäres Vorgehen im Forschungsfeld zwischen Fotograf, Kulturwissenschaftlern, Ökonomen und Historikern an. In der Volkskunde haben sich vier praktische Verfahrensweisen für eine Fotoforschung im Rahmen der Visual History herauskristallisiert.

Die Fotodokumentation ist die früheste volkskundlich-fotografische Methode. An erster Stelle des Interesses stand die visuelle Aufnahme von Objektivationen und kulturellen Handlungen.[20] In den Anfängen der Volkskunde erschöpfte sich die an einer möglichst realistischen Wiedergabe orientierten Fotodokumentation in unsystematischen Erhebungen, die zumeist für Museumsarchive als „replicas of the world"[21] erstellt wurden. Die Fotodokumente dienten aber auch zur Illustration volkskundlicher Publikationen. Typisch war die Aufnahme von Objekten der sogenannten Volkskunst oder etwa die fotografische Darstellung von Arbeitsschritten einer handwerklichen Tätigkeit in Verbindung mit knappen erläuternden Bildlegenden oder typisierenden Gegenüberstellungen. Für die fotografische Praxis hat sich nach Becker ein „documentary style" herausgebildet, der sich zum Beispiel in einer motivlichen Zentrierung und in einem Standpunkt, der in Augenhöhe liegt, manifestiert.[22] In der neueren Volkskunde ist die Fotodokumentation Vorstufe einer quellenkritischen Arbeit mit Fotografien, wobei „erst das Erkenntnisinteresse des Fragenden [...] das Foto zum Dokument für seine Problemstellung und/oder Beweisführung"[23] erhebt. Sowohl bei wissenschaftlichen als auch bei musealen Fotodokumentationen hat heute die systematische Inventarisierung eine herausragende Bedeutung erlangt. Roy E. Strikers Maßgabe entsprechend, sollte zu jeder gesammelten Fotografie ein ausführlicher Bericht erstellt werden, der alle bekannten Daten enthält.[24] Dies wiederum dient als Grundlage für weitergehende Fotostudien.

Neben die Fotodokumentation tritt methodisch in einer visuellen Anthropologie die fotografische Feldstudie oder teilnehmende Fotobeobachtung sowie das Fotointerview.[25] In den dokumentarischen Kontext, zugleich in den der öffentlichen Fotografie, läßt sich Hans Retzlaff einordnen. Seine Bilder wurden vom vormaligen „Institut für deutsche Volkskunde" zu Dokumentations- und Illustrationszwecken angeschafft. Dieser Zugangsvariante gilt an dieser Stelle das Augenmerk.

Völkische Posen, volkskundliche Dokumente

Eine neue Etappe für die volkskundliche Fotografie begann in den frühen 1930er Jahren. Neben technischen Verbesserungen und einfacherer Handhabung von Filmen, Fotopapieren und Apparaten spielte hierbei die entscheidende Rolle das neu entwickelte Medium der Fotografen-Bildbände, die in großen Auflagen auf den Markt geworfen wurden. Thematisch handelt es sich um rückwärtsgewandte und stark typisierende Darstellungen von Architektur und Tracht, die im Sinne der Blut- und Bodenideologie in einen völkischen und gleichzeitig lokalen Bezug gesetzt wurden. Die Protagonisten hießen Erna Lendvai-Dircksen, Paul Wolff, Erich Retzlaff und vor allem Hans Retzlaff. Während zunächst noch darauf abge-

19 Vgl. Gregory Bateson/Margaret Mead: Balinese Character. A Photographic Analysis. Special Publications of the New York Academy of Science, Vol. II. Hrsg. von Wilbur G. Valentine. New York 1942 (1962).

20 Vgl. Paul Hugger: Die Bedeutung der Photographie als Dokument des privaten Erinnerns. In: Brigitte Bönisch-Bredenich/Rolf W. Brednich/Helge Gerndt (Hg.): Erinnern und Vergessen. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses, Göttingen 1989. Göttingen 1991, S. 235-242.

21 Karin Becker: Picturing Our Past. An Archive Constructs a National Culture. In: Journal of American Folklore, Vol. 105, Jg. 1992, Nr. 415, Winter, S. 3-18, hier S. 3.

22 Ebd., S. 12.

23 Detlef Hoffmann: Fotografie als historisches Dokument. In: Fotogeschichte, 5. Jg. 1985, H. 15, S. 3-14, hier S. 10.

24 Vgl. Roy E. Striker: Conference in Photography, Biltmore Hotel, New York City, 9 February 1940. In: Standards of the Documentary File, Paul Vanderbilt Papers, Archives of American Art, Smithsonian Institution, Washington D. C.; Alan Trachtenberg: From Image to Story. Reading the File. In: Carl Fleischauer/Beverly Brannons (Hg.): Documenting America 1935-1943. Berkeley 1988, S. 43-73, hier S. 61.

25 Vgl. Ulrich Hägele: Zur Rezeption und Methodik der Fotografie in der Volkskunde. In: Silke Göttsch, Albrecht Lehmann (Hg.): Grundriß der Methode in der Volkskunde /Europäischen Ethnologie. Münster 2000 (in Druck).

hoben wurde, die „Vielfalt" des „Deutschen Volksgesichts", der Trachten und ländlichen Bräuche in ihrem regionalen Kontext zu demonstrieren, erfolgte seit Mitte der 1930er Jahre eine verstärkte ethnische Aufladung der Motive, die dann zur rassistischen Ausgrenzung dienen konnte. Mit einer visuell polarisierenden fotografischen Darstellungsweise wurde im Zusammenspiel von Bild und Text an einer Stilisierung des Eigenen gegenüber dem vermeintlich Fremden gearbeitet. In der Praxis erreichte man dies entweder durch positiv/negativ-Gegenüberstellungen oder durch gezieltes Weglassen von sozialen Problemfeldern. Durch die tausendfach verbreiteten Fotopublikationen eines Hans Retzlaff konnte schließlich der Eindruck entstehen, das deutsche Volk bestehe allein aus jungen, gesunden TrachtenträgerInnen, eine heile Welt, in der für Juden, Sinti und Roma, für Andersdenkende und Kranke kein Platz vorgesehen war. Retzlaffs Fotografien dienten der visuellen Dar- und Herstellung einer pseudoeinheitlichen deutschen Kulturnation: Soziale und religiöse Differenzen reduzierten sich auf unterschiedliche Trachtenschnitte ländlicher Regionen. Die Bildbände waren nicht zuletzt gegen die literarische Kultur gerichtet, indem sie jene Forderung der Strategen der Propaganda unterstützten, wonach die Bilder Vorrang gegenüber dem Wort haben sollten.[26] Der Fotografie wurde die Funktion einer Nachrichtenübermittlerin und Kulturträgerin der Ideologie zugewiesen, und sie erhielt ihren festen Platz in der rassistisch ausgerichteten Propaganda.

Voraussetzung für die Wirkung der Fotografie im Sinne der völkischen Ideologie war ihre massenhafte Vervielfältigung in illustrierten Zeitschriften, Fotopublikationen und Ausstellungen. Die Fotografie nahm dabei neben dem Film die wichtigste Rolle bei der visuellen Verbreitung der nationalsozialistischen Propaganda ein. Weil nach der Machtübernahme viele namhafte Fotografen zur Emigration gezwungen worden waren, teilte im Reich eine kleine Gruppe von Fotografinnen und Fotografen der jüngeren Generation den thematischen Kuchen monopolistisch unter sich auf. Die meisten hatten schon nicht mehr die Ausbildung zum Atelierfotografen durchlaufen, sondern waren Autodidakten oder kamen von der Kunstakademie. Während der klassisch ausgebildete Heinrich Hoffmann für die Politik zuständig zeichnete, konzentrierten sich Hans Retzlaff, Erich Retzlaff und Erna Lendvai-Dirksen auf die heimattümelnde Fotografie sowie Paul Wolff auf Industrie- und Modefotografie.

In der Fotogeschichte ist der Stilbegriff „NS-Fotografie" als Kürzel für eine nationalsozialistische Ästhetik[27] umstritten. Der Kunst- und Fotohistoriker Detlef Hoffmann wandte sich explizit gegen diesen Stilbegriff, setze sich doch damit eine von den Nazis gewollte symbolische Ordnung fort, auch wenn sich die Vor-

26 Vgl. Rolf Sachsse: Propaganda für Industrie und Weltanschauung. Zur Verbindung von Bild und Technik in deutschen Photomessen. In: Inszenierung der Macht. Ästhetische Faszination im Faschismus. Hrsg. von der Neuen Gesellschaft für Bildende Kunst. Berlin 1987, S. 273-284, hier S. 275.

27 Vgl. Rolf Grimminger: Terror in der Kunst. Über Nationalsozialismus und Modernität. In: Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken, Jg. 1998, H. 2, S. 116-127.

zeichen geändert hätten.[28] Eine stilistische Tradierung der Fotografie im Nationalsozialismus ließe sich zwar kaum festmachen – einige Merkmale gebe es dennoch. Diese stünden unter der Prämisse „Modernität und naturverbundener Blick zurück“[29], faßbar unter folgenden Aspekten: Idyllik einer heilen Welt, Monumentalisierung der Dinge, Idealisierung und Typisierung von Mensch und Natur, Heroisierung des Menschen, Vereinfachung und Wiederholung, Gegenüberstellung sowie durch das Zusammenspiel von Text und Bild transportierte Geschichtsverdrehungen.[30] Diese Art der Fotografie konstruierte eine ästhetische Scheinwelt, mit der Funktion zu repräsentieren, zu kompensieren und zu harmonisieren. Die ästhetisch umgesetzte Funktionalität führte nach Gunther Waibl „noch tiefer in die Zeitlosigkeit, in die Sackgasse der Mythologisierung“, die in einer Zeit des Umbruchs „ein abgehobenes, verklärtes Sein propagierte“.[31]

Methodische Schritte

Für die Arbeit mit den Fotografien Hans Retzlaffs stützten wir uns in der Regel auf den von Erwin Panofsky entwickelten ikonologischen Ansatz für die Bildanalyse.[32] Sein Modell umfaßt im wesentlichen die Beschreibung, die ikonographische Betrachtung sowie die Interpretation und Analyse. Unbeachtet ließ Panofsky individuelle Sehgewohnheiten, die aber teilweise in erheblichem Maße in die Rezeption von Fotografien miteinfließen. Hierzu lieferte Roland Barthes ein schlüssiges Konzept: Sein bildphänomenologischer Ansatz spaltet die Sinnfrage nach den fotografischen Codes auf in Nachrichten der Konnotation und Denotation. Unabhängig von der ikonographischen Qualität der Fotografie schlug Barthes sein Modell für all jene Fotografien vor, die „nachdenklich machen“[33] und die das Merkmal eines Bedeutungsüberschusses aufweisen, der jenseits des sichtbaren Potentials einer Fotografie liege. Bei der Vergegenwärtigung von Vergangenheit übernimmt nach Barthes die Fotografie die Zeugenschaft, allerdings nicht über die jeweils abgebildeten Personen, Objekte etc., sondern über den Faktor der Zeit.[34] Dies wiederum kann dann entscheidend sein, wenn die betreffende Fotografie historisierende Assoziationen wecken will, was bei den meisten Fotos von Hans Retzlaff der Fall ist.

28 Vgl. Detlef Hoffmann: „Auch in der Nazizeit war zwölfmal Spargelzeit“. Die Vielfalt der Bilder und der Primat der Rassenpolitik. In: Fotogeschichte, 17. Jg. 1997, H. 63, S. 57-68, S. 61.

29 Ebd., S. 62.

30 Vgl. dazu Rolf Sachsse: Probleme der Annäherung. Thesen zu einem diffusen Thema: NS- Fotografie. In: Fotogeschichte, 2. Jg. 1982, H. 5, S. 59-65, hier S. 60; D. Hoffmann, „Auch in der Nazizeit“, 1997.

31 Gunther Waibl: Photographie in Südtirol während des Faschismus. In: Reinhard Johler/Ludwig Paulmichl/Barbara Plankensteiner (Hg.): Südtirol. Im Auge der Ethnographen. Wien; Lana 1991, S. 137-153, hier S. 146.

32 Vgl. Panofsky 1932; ders.: Ikonographie und Ikonologie. In: Ekkehard Kaemmerling (Hg.): Bildende Kunst als Zeichensystem 1. Ikonographie und Ikonologie. Theorie, Entwicklung, Probleme. Köln 1979.

33 R. Barthes, Die helle Kammer, 1985, S. 47.

34 Vgl. ebd., S. 99.

Für das dreisemestrige Studienprojekt „Hans Retzlaff und der Tübinger Bestand“ wählten wir folgende Voraussetzungen: 1. Die Fotografie als volkskundliche Quelle steht gleichberechtigt neben anderen Bildmedien. 2. Die Realitätsnähe in der Wiedergabe sollte zu Gunsten einer qualitativen und diskursiven Strategie von Bildwahrnehmung und Bildinterpretation jeweils in Abhängigkeit des Erkenntnisinteresses gewichtet werden.

Zunächst versuchten wir in einer Phase der Deskription, die jeweils vorliegende Fotografie nach formalem Aufbau und Komposition zu beschreiben. Weitere Merkmale betrafen das Thema, Inhalt und Maße, sowie das Genre (uncodierte Nachricht). Dazu gehört auch die Aufnahme von schriftlichen Vermerken auf der Fotografie, die etwa Hinweise auf ihre Provenienz liefern.

In der Analysephase setzten wir den textlichen oder graphischen Inhalt einer Text-Publikation Retzlaffs mit abgedruckten Fotos in Beziehung. Auch eventuelle Belege in anderen Quellen und Archivalien, die sich entweder auf den Fotoabzug oder den Autor beziehen, wurden berücksichtigt. Außerdem untersuchten wir den allgemeinen wissenschaftstheoretischen Diskurs zu identischen oder ähnlichen Fotografien in anderen Medien. Reflektiert wurde im nächsten Schritt die Einbindung der Fotografie in den Text und die Funktion der Bildunterschrift sowie die Quellenkritik. In der Konnex-Phase schließlich konzentrierten wir uns auf die historische Einbindung der betreffenden Fotografie. Nach der stufenweisen Kontextualisierung erfolgte schließlich eine Interpretation des fotografischen Beispiels. Intendiert war nicht, sein Gesamtoeuvre zu dokumentieren, sondern der Frage nachzugehen, warum, wofür und wie das Fach Volkskunde seine Fotografien sammelte und nutzte.

Die visuelle Anthropologie, desiderater Zweig des Fachs in seiner theoretischen Verankerung und Nukleus im Gegenstandsbereich populärer Bilderwelten, wird ausschnittsweise auf die Fachgeschichte selbst angewendet. Am Beispiel der Anfänge der Fotosammlung des Tübinger „Instituts für deutsche Volkskunde“ wurde gefragt, welche Fotografien diese Wissenschaft stützen sollten und ob die bisher vorrangig textorientierte Analyse der Fachgeschichte mit der einer Bildergeschichte korrespondiert; insbesondere, da das Fach seine folkloristischen Popularisierungswellen mit Bildmaterial unterlegte und seine wissenschaftliche Arbeit anhand von Bildbelegen demonstrierte, aber auch montierte.

Die Volkskunde und Hans Retzlaff

Durch das Sammeln und Nutzen der Retzlaffschen Fotografien kreuzten sich die wissenschaftliche und die sogenannte angewandten Volkskunde der Heimatpflege und produzierten ein drittes Bild: die öffentliche Sicht auf das Fach. Insofern ergibt der bildanalytische Zugriff auf die Fachgeschichte eine visuelle Einheit, die einzelne Textgenres nie erreichten. Der Radius der Rezensionen Retzlaffscher Fotobildbände reichte dementsprechend von Zeitschriften wie „Mein Heimatland“ über das „Schwäbische Heimatbuch“ bis zu den „Hessischen Blättern für Volkskunde“ und fachpolitischen nationalsozialistischen Zeitschriften wie „Germa-

nien. Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens". Der Visualisierungsschub im Fach führte dazu, daß die wissenschaftliche Volkskunde Lehre und Öffentlichkeitsarbeit mit Retzlaffs Fotos stützte, daß seine Fotos aber auch in Publikationen der angewandten Volkskunde und in den Massenblättern präsent waren. Retzlaffsche Fotoabbildungen schmückten die „Nationalsozialistischen Monatshefte"[35] wie den „Illustrierten Beobachter"[36], aber auch die Dissertation von Volkskundlern wie Hermann Kolesch[37] oder dickleibige Wälzer zur Volkskunst[38], wo besonders seine freigestellten Objekt-Fotografien gefragt waren.[39] Im Vergleich mit den hin und wieder genrehaft erzählenden Fotos der Massenpresse läßt sich die Differenz zu den eher kargen und monotonen Aufnahmen, die die Volkskunde als einen Ausdruck dokumentierender Bildquellen favorisierte, einsehen.

Die dreifache Bildregie in Gestalt eines Fotografen wie Hans Retzlaff als Produzent von Lehrmitteln für die wissenschaftliche Volkskunde, als Bilder-Lieferant für Zeitschriften und Artikel einer angewandten Volkskunde und als Bildagent für Publikumszeitschriften visualisierte und materialisierte diese Verbindung. Die Systemüberlappung von wissenschaftlicher und angewandter Volkskunde, eine Spezifik des Faches, war vorbelastet durch ihre Geschichte „deutscher Art" und ihre eifrige Suche nach Belegen für ein kontinuierliches, gewachsenes „Erbe aus grauer Vorzeit"[40]. Der Umgang der Tübinger Volkskunde in den 1930er Jahren mit den Fotografien spiegelte die Schnittmenge der beiden Systeme nicht nur wider, sondern sie stellte diese mit her.

Die Fotografie als Dokument erschien als abbildgetreues Zeitzeugnis, das nicht mehr hinterfragt wurde. Retzlaffs Fotografien konnten so zum Ausgangspunkt wissenschaftlicher Interpretationen im Geiste nationalsozialistischer Ideologie werden. Ein Brautstern aus Siebenbürgen etwa muß als Indiz für „lebendige Sinngehalte" herhalten, wodurch „bäuerlich-deutsches, ja germanisches Sippenbewußtsein"[41] besonders gut zum Ausdruck komme. Gestützt wird diese Kontinuitätsthese von einem bildanalytischen Verfahren, das die Portraitaufnahme der Siebenbürgerin auf den zu dokumentierenden Gegenstand sprachlich reduziert. Die

35 Erich Kulke: Die Gestaltungskräfte im bäuerlichen Handwerk. In: Nationalsozialistische Monatshefte 9. Jg. August 1938, Abb. [5,6].

36 Illustrierter Beobachter, 6. Februar 1941.

37 Hermann Kolesch: Deutsches Bauerntum im Elsaß. Erbe und Verpflichtung. Tübingen 1941, Abb. 57, 58.

38 Hans Karlinger: Deutsche Volkskunst. Berlin 1938, Abb. S. 185, Tafel III, 420.

39 Siehe vor allem: Bibliographie Hans Retzlaff in: Ulrich Hägele/Gudrun M. König (Hg.): Völkische Posen, volkskundliche Dokumente. Hans Retzlaffs Fotografien 1930 bis 1945. Marburg 1999, S. 220-226.

40 Hans Cürlis: Mensch und Umwelt in Handwerksfilmen. In: Film und Bild in Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung. Zeitschrift der Reichsstelle für den Unterrichtsfilm, 2. Jg. 1936, Nr. 3, S. 81-83, hier S. 83.

41 Walter Schulz: Der Brautstern von Rode im Schäßburger Weinland in Siebenbürgen. In: Ferdinand Herrmann/Wolfgang Treutlein (Hg.): Brauch und Sinnbild. Eugen Fehrle zum 60. Geburtstag. Karlsruhe 1940, S. 225-229 (Tafel 42: Abb. Hans Retzlaff), hier S. 229.

Hans Retzlaff: „Der Brautstern von Rode".

Frau wird zum Medium eines sachkulturellen Belegstücks, ihre Körperlichkeit und Individualität entschwindet und geht dadurch auf in einem abstrakten Volkskörper. Dieses Verfahren der Reduktion des Bildmaterials auf Sachbeweise wird durch eine Aufnahmetechnik gestützt, die die aktuelle Zeit ignoriert und damit Zeitlosigkeit suggeriert. Verstand sich die systemkonforme wissenschaftliche Volkskunde als „Dienerin und Helferin“[42] der nationalsozialistischen Erziehung, so konnten etwa Hans Retzlaffs Fotografien, weil sie quellenunkritisch gelesen wurden, diese Vereinnahmung visuell generieren, sei es nun der Brautstern oder ein Bauernhaus, das in dieser Rhetorik auf „germanische Landnahmezeit“[43] zurückweist.

Hans Retzlaff, der autodidaktische Profi, kam mit den Themen seiner Bildagentur und dem Stil seiner Fotografien einem allgemeinen wie wissenschaftlichem Bedürfnis nach Bildern, Illustrationen und Dokumentationen entgegen. Seine Karriere war nicht untypisch in einem Medium, das nach der Jahrhundertwende zu boomen begann. Er arbeitete als Bankangestellter bis zu seiner Entlassung während der Weltwirtschaftskrise in Berlin und begann 1929 eine neue berufliche Laufbahn als Fotograf. Retzlaff spezialisierte sich zugleich auf „deutsche“ Landschaften, Trachten, Fastnacht, Häuser und Handwerk. Er bereiste deutschsprachige Regionen von Nord nach Süd, von Ost nach West und dokumentierte und heroisierte die ländliche Bevölkerung. Auf diese Weise kolonisierte er vor allem Reliktgebiete mit der Kamera. Als „Bildberichterstatter“ publizierte er seine Fotos in Zeitschriften und in Bildbänden, ließ Ansichtskarten drucken und verkaufte Dias und Fotos an Museen, Sammlungen und universitäre Volkskundeinstitute wie in Tübingen und Heidelberg. Retzlaff hatte das „größte und wertvollste“[44] volkskundliche Bildarchiv vor dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland, aus dem das „Institut für deutsche Volkskunde“ in Tübingen in den 1930er Jahren und zu Beginn der 1940er Jahre Fotos, Dias und Schmalfilme orderte.

Den Ausgangspunkt der Recherchen bildeten die Retzlaffschen Institutsbestände: Dieses Konvolut umfaßt heute 330 Schwarzweißabzüge, 130 Dias und zwei Schmalfilme. Thematisch im Sinne des traditionellen Kanons zählt ein gutes Drittel zur Trachtenfotografie, die restlichen zwei Drittel verteilen sich auf Bräuche, Handwerk, Häuser, Fastnacht und zum geringsten auf die reine Sachfotografie. Aufgrund der Institutsbeschriftung, der unterschiedlichen Fotopapiere und der Institutskorrespondenz lassen sich drei große Ankaufswellen feststellen: Im Jahr 1934 kam der erste große Schub an Vintage Prints, die allesamt eine matte, strukturierte, körnige Oberfläche haben und leicht gelbgetönt auf kartonstarkem Papier entwickelt wurden; das zweite, bedeutende Konvolut kam im Jahr 1936, diesmal jedoch hochglanzentwickelte Abzüge auf dünnem Fotopapier. Schließlich bestellte das Institut im Jahr 1941 ein großes Konvolut an Diapositiven. Gleichzeitig wurde seine Bildproduktion in zeitgenössischen Zeitschriften und Periodika aufgespürt, um werkimmanente Vergleichsbeispiele, die Breitenwirkung und eine etwaige Spezifik des Tübinger Bestandes zu konstatieren. Das Ziel des dreisemestrigen Studienprojektes sollte sein, die Fotografien im Netz der kulturellen, wissenschaftlichen und politischen Phänomene der 1930er Jahren zu interpretieren. Im einzelnen wurden die Fotografien Hans Retzlaffs eingesetzt als visuelles Leitmotiv für das Verhältnis zwischen Fotografieren im Nationalsozialismus und der Fachgeschichte der Volkskunde. Realisiert wurde nun eine Studie mit Bestandskatalog[45], unter anderem da der Alterungsprozeß der Fotografien rasant fortschreitet. Es ging um die Dokumentation und kritische Relektüre einer der größten zusammenhängende Bestände in enger Verbindung mit der volkskundlichen Fachgeschichte. Der Ansatz setzt sich aus ikonographischen, biographischen, rezeptionsästhetischen und wissenschaftshistorischen Facetten zusammen. Unterschiedliche analytische Vorgehensweisen und bildmethodische Strategien wurden bei der Bestandserschließung eingesetzt. In der ikonografischen Analyse wurde Hans Retzlaff nicht isoliert, vielmehr beispielhaft in vergleichenden Bildpaaranalysen betrachtet. Bei „Tracht“ und „Fastnacht“ fanden analytische Struktursortierungen und zum Teil auch illustrative Verwendungsformen ihren Ausdruck. Nicht zuletzt wurde versucht, thematische Leerstellen in Retzlaffs Werk wie die Industriefotografie zu ergründen. Während Hans Retzlaff selbst und die volkskundliche Rezeption in den 1930er Jahren den „Echtheitsanspruch“ seiner Fotografien betonten, gilt es festzuhalten, daß Hans Retzlaff nicht nur dokumentierte, sondern konstruierte und kostümierte. Insbesondere seine Trachtenfotografien, so eine Einschätzung der 1980er Jahre, „ragen mit ihrer sorgfältigen, dem Bildgegenstand angemessenen, sehr auf Wirkung der Stofflichkeit bemühten Gestaltung über rein volkskundlich-dokumentarische Arbeiten“[46] hinaus. Ohne nun ergründen zu wollen, welche Fotografien als „rein“ zu betrachten wären, so bezeugt das Statement doch bis heute Retzlaffs Renommee in der volkskundlichen Dokumentarfotografie. Der dokumentarische Wert liegt jedoch allein im Vorführen der Tracht, das Trachtentragen als Gebrauchsform kann nicht rekonstruiert werden. Dies zeigt zum einen die ikonographische Analyse, dies ergibt aber auch das Befragen von Zeitzeugen in der „Biographie eines Bildes“. Hans Retzlaffs Fotos korrespondierten mit dem nationalkonservativen Zeitgeist der 1930er Jahre und huldigten den Idealen von Stärke, Schönheit, Tradition, Arbeit und Naturverbundenheit. Eine Nationalisierung der Fotografie wurde bei gleichzeitiger regionaler Identitätsbindung in Bild und Text als Vorbild propagiert, völkische Posen rassistisch aufgeladen. Durch gezielte Dramatisierungen wurden die Inhalte zu bedeutungsschweren Botschaften verklärt: Massengeschmack, Bild-Konstruktionen von Heimat, Kollektivierung des Individuellen und die Kunde von einem

42 Walther Steller: Nationalsozialismus und Volkskunde. Breslau 1934, S. 2.

43 Erich Kulke: Um das Erbe in der bäuerlichen Baukunst. Aus der Arbeit der „Mittelstelle Deutscher Bauernhof“ in der Arbeitsgemeinschaft für Deutsche Volkskunst. In: Nationalsozialistische Monatshefte, 10. Jg. Januar 1939, S. 21-32, Bildunterschrift Abb. 11 (Foto: Hans Retzlaff).

44 Hermann Eris Busse: Lichtbildner Hans Retzlaff. In: Mein Heimatland, 21. Jg. 1934, S. 228.

45 Vgl. U. Hägele/G. M. König (Hg.), Völkische Posen, volkskundliche Dokumente, 1999.

46 Otto Hochreiter: Bäuerliches Leben in fotografischen Bildern. In: Fotogeschichte, 2. Jg. 1982, H. 5, S. 45-66, hier S. 52.

Volk. Retzlaffs Fotografien, angekauft als Dokumentationsagenten einer im Verschwinden begriffenen ländlichen Lebenswelt, waren statisch und monumental, ohne moderne Accessoires der Technik, herausgelöst aus der Zeit und damit sinnfällige Garanten einer imaginierten traditionsgebundenen Ordnung.

Vier Hauptströmungen in der Visuellen Anthropologie hat Tobias Wendl prägnant herausgearbeitet: Bilder als Quellen, als Forschungsinstrument, als eigenständige Textform und die grundsätzliche Reflexion über den ethnographischen Blick und das ethnographische Bild in der Geschichte.[47] Diese Bereiche sind nicht scharf abzugrenzen, und so ist auch das Retzlaff-Projekt zwischen diesen Richtungen anzusiedeln, enthält von allen Perspektiven etwas. Letztlich ist es der Blick zurück auf einen Abschnitt der Fachgeschichte, in der die fotografische Reproduktion als Kopie der Wirklichkeit, als realistisch angesehen wurde, mit einem Ansatz, den Wendl als relativistisch bezeichnet, nämlich die Bilderzeugung wie die Deutung als historisches und kulturelles Produkt zu verstehen. Der realistische Ansatz ist innerhalb der visuellen Anthropologie, die die Fotogeschichte beherbergt, kaum mehr von Belang. Dies ändert freilich nichts daran, daß gerade fotomechanische Bildprodukte eben nicht als eigenständige Quelle geachtet, sondern eindimensional als Illustration, als Beleg oder als Zeuge mißbraucht und in diesem Sinne, hinterrücks und heimlich zum realistischen Abbild werden, auch heute noch in unserem Fach.

Nachrichten aus dem Institut (I)

Ute Bechdolf wurde im Frühsommer unter einer sehr großen Zahl von Bewerberinnen und Bewerbern ausgewählt als neue Direktorin des Deutsch-Amerikanischen Instituts; Ende Juni hat sie das Ludwig-Uhland-Institut verlassen und die Leitung des Hauses in der Tübinger Karlstraße übernommen. Dies ist ein guter Grund für ebenso herzliche wie respektvolle Glückwünsche: Das d.a.i. ist eine für Tübingen und die ganze Umgebung wichtige kulturelle Institution, und es bedeutet einiges, hier verantwortlich die Weichen zu stellen, das schon Erreichte abzusichern und neue Wege zu öffnen. Gleichzeitig aber bedauern wir ihren Abschied vom LUI – die Redensart von einem lachenden und einem weinenden Auge ist hier keine leere Formel.

Ute Bechdolf absolvierte zunächst ein Studium an der Fachhochschule für Bibliothekswesen in Stuttgart und wechselte dann an die Universität Tübingen. Sie wählte die Hauptfächer Amerikanistik und Empirische Kulturwissenschaft und fand ihren wichtigsten Schwerpunkt in der Medienforschung. Dieser Bereich ist in unserer Wissenschaft nicht unumstritten (vgl. hierzu Korrespondenzblatt Nr. 46 aus dem

47 Vgl. Tobias Wendl: Perspektiven der Visuellen Anthropologie. In: Wissenschaftlicher Film (Wien) Nr. 44, Oktober 1992, S. 107-120, hier S. 114.

Jahr 1996), nicht nur, weil er jenseits der klassischen Felder des Fachs angesiedelt ist, sondern auch deshalb, weil sich die Medienforschung in den letzten Jahrzehnten als eigene Disziplin etablierte.

Ute Bechdolf hat jedoch eine fruchtbare Verbindung zwischen in einem weiten Sinne volkskundlichen und medienwissenschaftlichen Fragen hergestellt, zunächst in ihrer Magisterarbeit, in der sie die Rolle der Frau in nationalsozialistischen Unterhaltungsfilmen behandelt *(Wunschbilder? TVV Tübingen 1992)*, dann in ihrer Dissertation über Musikvideos, die seit kurzem ebenfalls, gedruckt vorliegt *(Puzzling Gender. Dt. Studien Verlag Weinheim 1999)*. In beiden Untersuchungen steht die Frage der Frauen-Bilder, richtiger: der Geschlechterverhältnisse in den Medien im Mittelpunkt; in der Dissertation bezieht sie dabei die geschlechterspezifischen Formen der Rezeption ein.

Im März 1990 wurde Ute Bechdolf als Wissenschaftliche Angestellte in den Lehrbetrieb einbezogen; seit 1997 war sie Hochschulassistentin. Sie übernahm wichtige Funktionen: Sie war jahrelang zuständig für die internationalen Kontakte und Austauschprogramme. In bester Erinnerung ist der große Tübinger Erasmuskongress *„Who is Europe? Whose Europe?"* im April 1993, den sie zusammen mit Michi Knecht organisierte; sie eröffnete aber auch zahlreichen Studierenden den Zugang zu den Programmen anderer europäischer Universitäten. In ihren

Utes Abschied wurde von einem Ballonwettkampf gekrönt, der ihr Konterfei mit dem Wind in alle Himmel wehte.

Lehrveranstaltungen erschloss sie die Bereiche der Geschlechter- und der Medienforschung für die Studierenden. Sie beschritt immer wieder neue Wege der Lehre, was übrigens mit dem Landeslehrpreis gewürdigt wurde. In Projekten erprobte sie mit den Studierenden ungewöhnliche Formen der Erhebung und auch der Vermittlung von Ergebnissen, zuletzt bei dem Forschungsprojekt „Tanzlust", dessen Befunde nicht nur in einem Buch festgehalten, sondern auch in einem Bus, also in einer fahrbaren Ausstellung präsentiert wurden.

Vielleicht noch wichtiger als die Aufzählung dieser einzelnen Leistungen ist der Hinweis, dass Ute ihre Studentinnen und Studenten zu ermutigen und zu begeistern wußte und daß sie stets für alle da war. Zu ihrer offenen Haltung haben sicher auch US-Erfahrungen beigetragen (ein Studienjahr verbrachte sie in Iowa City). Ihre Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft wird zusammen mit ihren fachlichen Kompetenzen und ihrer organisatorischen Begabung sicher stellen, daß sie auch die neue Aufgabe meistert. Wir wünschen dazu Glück und hoffen, daß der Kontakt zum LUI nicht abreißt.

Hermann Bausinger

Abschiedsrede auf Ute Bechdolf, gehalten auf dem LUI-Fest am 8. Juli 1999

Liebe Fest- und Trauergemeinde, liebe Ute,

machen wir uns nichts vor: Wir feiern heute Abend zwar gemeinsam, aber keineswegs einträchtig. Denn wir wollen, daß Du bleibst, aber Du willst gehen. Wären wir nicht von Berufs wegen in orgiastische Empathie und entschlossensten Altruismus eingeübt, würden wir diesen Weggang als eine ausgesprochen blöde Idee bezeichnen.

Und immerhin müssen wir zugeben: Ute hat uns auf ihre plötzliche und brutale Entscheidung sehr langfristig und sehr schonend vorbereitet. Vor einem Jahr bereits hat sie uns mit einer schlechten und einer guten Nachricht konfrontiert. Die schlechte hieß: Im Sommer 1999 gehe ich nach Australien. Die gute lautete: Ich komme aber nach drei Monaten wieder. Vor einigen Wochen nun hat sie diese Botschaften geringfügig abgewandelt. Ihre schlechte Nachricht hieß nun: Ich komme überhaupt nicht wieder. Aber die gute Nachricht war auch nicht unwichtig. Sie lautete: Ich gehe nur über die Neckarbrücke.

Dabei verhält es sich in Utes Fall allerdings ähnlich wie in dem ihres neuen Landsmannes Armstrong: Dieser kleine Schritt hat es in sich. Ute Bechdolf, Sie werden es inzwischen alle wissen, wird Direktorin des Deutsch-Amerikanischen Instituts in der Karlstraße. Sie hat mühelos erobert, was ihre älteren LUI-Kollegen 1968 vergeblich belagert haben. Damals wollte man die Öffnung des Amerikahauses freilich nur zu dem Zweck erzwingen, es anschließend für immer schließen zu können. Ute wußte von dieser früheren Feindschaft, und im nachhinein tritt Stück für Stück ans Tageslicht, wie subtil sie auf deren Beendigung und darauf hingearbeitet hat, ihren Wechsel zum d.a.i. nicht als einen Wechsel von LUI zu Pfui erscheinen zu lassen.

Zum Beispiel erkennen wir im Lichte des heutigen Tages überdeutlich, warum Ute die Einstellung von Kaspar Maase als LUI-Dozent befürwortete. Hat dieser doch in seiner Habilitationsschrift nachgewiesen, daß der Import amerikanischer Kultur nach Deutschland die rebellische Jugendkultur, die am LUI so geschätzt wird, nachhaltig befördert hat. Und wer hat eigentlich, so fragen wir uns, die Magisterarbeit von Ali Nestle angeregt, in der breit dargelegt wird, daß das Tübinger Amerikahaus in den 50er Jahren der streng pädagogischen Ausleihpraxis der Tübinger Stadtbücherei den Todesstoß versetzte, indem es auch Kriminalromane verlieh und die von Bibliothekaren unbeeinflußte Freihandausleihe einführte?

Ali Nestle ist heute übrigens Bibliothekar des d.a.i., und er verfügt damit über alte Benutzerkarten, die nachweisen, daß einer der lautesten Demonstranten von 1968, heute LUI-Professor, schon 1970 zum skrupellosen Nutznießer der Amerikahaus-Bücherei mutierte, wo er Literatur für eine antikapitalistische Abhandlung über den Flipperautomaten sammelte, die kurz darauf für seine Bestellung auf die von Korff verlassenen C-1-Stelle eine wesentliche Rolle spielte.

Kurzum, Utes Wechsel in die Karlstraße ist keineswegs ein Traditionsbruch, bedeutet keinen clash of civilizations, sondern nur das öffentliche Aufgebot für eine schon lange währende Beziehung. Dennoch: Die herrlichen Aussichten auf ein künftiges joint venture, auf eine Kulturausgabe des Daimler-Chrysler-Konzerns, welche das Label I Käi Dabbeljuh zu einem amerikaweiten Verkaufsschlager macht, können nicht über den herben Kursverlust hinwegtäuschen, den die LUI-Aktien durch den Weggang von Ute erlitten haben.

Viele Studierende sehen sich über Nacht in Waisenknaben und Waisenmädchen verwandelt, vielen scheint die Kalte Herberge noch kälter geworden, und man hört von Magistrantinnen-Gruppen, die im Fünfeckturm verzweifelt im Viereck springen. Immerhin: Diese rites de passage zeigen, daß Utes Vermächtnis lebt. Denn wann immer man sich an Utes Schloßjahre erinnern wird, wird man sagen: Sie hat das LUI zum Tanzen gebracht. Alles, was sie tat, hatte mit Bewegung zu tun. Ute Bechdolf war der Movie Star der Empirischen Kulturwissenschaft. Ihr Ausgangspunkt war: die Frauenbewegung; es folgte: die Frauenbewegung in be-

wegten Bildern; und in ihrer Doktorarbeit steigerte sie noch weiter: Nun ging es um den frauenbewegten Blick auf bewegte Bilder bewegter Körper, wobei auch noch die Geschlechtsidentitäten in Bewegung kamen. Das verfestigte Ergebnis all dieser Verflüssigungen heißt „Puzzling Gender" und ist seit heute im Buchhandel erwerbbar. Mit der Doktorarbeit hat sich der Bechdolfsche Bewegungsdrang aber keineswegs gelegt: Es folgte das große Tanzprojekt, bei der das alte Feldforschungsparadigma der teilnehmenden Beobachtung zur teilnehmenden Bewegung erweitert wurde, und zum Schluß setzte die Projektgruppe sogar noch die ehrwürdige Institution Museum auf Räder und produzierte eine fahrbare Busausstellung.

Vor Utes Zeit beherrschte ein Männersport, der Fußball, die Bewegungskultur des Ludwig-Uhland-Instituts, verkörpert durch legendäre Spieler wie Hermann Bausinger oder Wolfgang Kaschuba, den coolsten Libero seit Beckenbauer. Ute hat es geschafft, diese Männerkultur vom Thron zu stürzen: Maradona wurde durch Madonna abgelöst. Sie hat gezeigt, daß man Röcke tragen und doch die Hosen anhaben kann. Und wenn sie Gottfried wieder und wieder die Grundprinzipien des Internet erklärte, hörte man die Klischeebilder über „Frau und Technik" krachend von der Wand fallen.

Ute beherrscht jedoch nicht nur alle Finessen des P.C., sondern auch der p.c.: In so mancher Institutsratssitzung hat sie mit dem Stöckelschuh auf den Tisch gehauen. Das hat einige Männer zusammenzucken und viele Frauen zusammenströmen lassen. Aber nicht nur bei weiblichen Studierenden war sie eine besonders beliebte akademische Lehrerin. Einer der Belege dafür ist der Landeslehrpreis, der ihr für die Mitorganisation der Sommeruniversität verliehen wurde. Ein anderer ist die Tatsache, daß ihr Tanzprojekt so unter den Studierenden abgeräumt hat, daß gleich zwei Folgeprojekte wegen Personalarmut gecancelt werden mußten.

Und Ute hat nicht nur dem Nachwuchs vieles beigebracht. Indem sie zahlreiche Magisterarbeiten anregte, deren offizielle Betreuung und Begutachtung aber habilitierten Lehrenden überlassen mußte, bekamen auch Bernd Jürgen und Utz die Gelegenheit, sich zu Experten des feministischen Kinos fortzubilden. Auf dem Dekanat gab es zwar manchmal gewisse Irritationen, daß diese beiden Prüfer ständig Magisterarbeiten vergaben wie „Lesben und Film" oder „Repräsentationsmöglichkeiten von Geschlecht und Sexualität im Frauenfilm", aber es konnte der Univerwaltung dann doch vermittelt werden, daß es sich hier nicht um Obsessionen älterer Herren, sondern um Auswirkungen der Lehrtätigkeit von Ute Bechdolf handelte.

Damit nun nicht der Eindruck entsteht, daß hier nur Sonnenschein ausgegossen und kritische Punkte ausgespart würden, sei zum Schluß auch ein gewisses Problem angesprochen. Es besteht darin, daß Ute dem Institut nur wenige wissenschaftliche Bücher hinterlassen hat. Andere Weggänger haben es da anders gehalten: Von etlichen im Haus gedruckten Dissertationen, Magisterarbeiten oder

Projektbänden liegen noch jeweils Hunderte von Exemplaren in den Katakomben der Tübinger Vereinigung für Volkskunde. Traurig sieht es dagegen bei Utes Buchtiteln aus: Das Regal, in dem die Exemplare ihrer Magisterarbeit über Frauen im nationalsozialistischen Film lagerten, ist seit Jahren verwaist. Das von ihr herausgebene Medienforschungsbuch „Watching Europe" ist ebenfalls vergriffen. Und auch vom Band „Tanzlust" sind nicht mehr allzuviele Exemplare vorhanden. Die Nachfrage reichte bekanntlich weit über kulturell interessierte Kreise hinaus; sogar von Richtern und Anwälten wurde uns das Buch aus den Händen gerissen. Deshalb die Aufforderung an alle Interessenten: Greift zu, solange der Vorrat reicht! Und zugleich die Bitte an die Erfolgsautorin: Liebe Ute, schreib uns doch bald wieder was! Das würde uns ein wenig über diesen Abschied hinweghelfen.

Im übrigen ist es ja mit Abschieden vom LUI so eine Sache. Vor einem Vierteljahrhundert hängte der damalige C-1-Inhaber ebenfalls seine Assistentenstelle am LUI an den Nagel und ging hinaus ins nichtakademische Berufsleben. Heute ist er hier Institutsdirektor.

In diesem Sinne, liebe Ute, alles Gute für die Zukunft!

Bernd Jürgen Warneken

Nachrichten aus dem Institut (II)

Moni Leibfarth, dem Institut seit 1976 als Sammlungsangestellte verbunden, rückte am 1. Februar 1999 auf die Stelle der langjährigen Institutssekretärin Rena Giannakopoulos, die – das Korrespondenzblatt berichtete in seiner letzten Ausgabe darüber – nach Erreichen der Altersgrenze im November 1998 aus dem Dienst der Universität verabschiedet wurde. An Moni Leibfarths Schreibtisch hat, nach einer neunmonatigen Stellensperre, am 1. Dezember 1999 Frau Waltraud Lang Platz genommen.

Ab 1. September 1999 besetzt Friedemann Schmoll die C1-Stelle, die aufgrund des Wechsels von Ute Bechdolf auf den Direktorenposten des Tübinger Deutsch-Amerikanischen Instituts freigeworden war.

In der 47. Woche 1999 war in der „Zeit" die C4-Stelle am Ludwig-Uhland-Institut ausgeschrieben. Nach langjähriger Vakanz soll sie zum Sommersemester 2001 wieder besetzt sein.

Zwei Projektgruppen haben mittlerweile ihre Ergebnisse vorgelegt. Die unter Leitung von Gottfried Korff erarbeitete Ausstellung „Kleine Gypse" wurde im April 1999 im Haspelturm gezeigt; unter demselben Titel erschien ein Begleitheft. Aus der Aufarbeitung eines Teils der Fotosammlung des Instituts ist unter

Moni Leibfarth

Leitung von Gudrun König und mit engagierter Beteiligung von Ulrich Hägele ein Band über volkskundliche Fotografien am Beispiel des Fotografen Hans Retzlaff entstanden: „Völkische Posen, volkskundliche Dokumente". Die TVV hat die Drucklegung unterstützt, und Mitglieder können das aufwendig gestaltete Buch zu Sonderkonditionen beziehen.

Als Nachfolgerin von Elke Bidell-Jauch, die im Frühjahr Mutter wurde, hat Kerstin Rehm die LUI-Bibliothek übernommen. Nach Studium in Leipzig hat sie in Stuttgart die Bibliothekarinnenausbildung gemacht und seit 1992 an der Tübinger Universitätsbibliothek gearbeitet. Von dort ist sie, wie ihre Vorgängerin, dann in den Haspelturm des Schlosses aufgestiegen.

Kerstin Rehm

Markus Baumgart, am LUI schon lange als Fachschaftsaktivist bekannt, ist auf dem DGV-Kongress in Halle als studentischer Vertreter in den Hauptausschuss der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde gewählt worden.

Der von Bernd Jürgen Warneken innerhalb des Förderprorramms Frauenforschung Baden-Württemberg beim Sozialministerium eingereichte Projektantrag „Konflikterfahrungen von Frauen und Männern im öffentlichen Stadtraum" wurde von der Förderkommission im Oktober 1999 zur Förderung empfohlen. Der Bescheid, ob das Projekt auch tatsächlich finanziert wird, steht jedoch noch aus; offenbar ist der Frauenförderungsetat des Ministeriums äußerst begrenzt.

Dr. Ulrich Hägele hat von der DFG einen Forschungsantrag genehmigt bekommen. Das Thema lautet: „Konservierte Bilder, konstruierte Wirklichkeit. Die Rolle der Fotografie für die Entwicklung der Volkskunde."

Nachrichten aus dem Verlag

Wie alle bedeutenden und viele andere Unternehmen ist nun auch die TVV ins Internet gegangen. Sylvia Takacs (organisatorisch) und Wolfgang Klepper (technisch) haben dem Verlag eine Homepage erstellt: Unter „http:\\www.tvv-verlag.de" kann nun unser Programm abgerufen und können Bücher bestellt werden.

Vier neue TVV-Publikationen sind seit Ko-Blatt 50 vom Februar 1999 zu melden:

- der Katalog „Kleine Gypse. Wohnzimmerrezeption antiker Plastik" – erschienen zur gleichnamigen Ausstellung einer interdisziplinären, klassisch-archäologischen und volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Projektgruppe (Leitung: Bettina Baronesse von Freytag gen. Löringhoff und Gottfried Korff);

- eine Neuauflage von Hermann Bausingers „Volkskunde", vom Autor durch ein ausführliches Nachwort erweitert;

- eine neue, um ein Vorwort von Monika Richarz, ein Nachwort des Autors und eine aktuelle Bibliographie ergänzte Auflage von Utz Jeggles Dissertation „Judendörfer in Württemberg", um deren Neuproduktion und Ergänzung sich Martin Ulmer und Andreas Vogt gekümmert haben (Reihe Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts, Bd. 90);

- die Dissertation von Helga Hager: „Hochzeitskleidung – Biographie, Körper und Geschlecht. Eine kulturgeschichtliche Studie in drei württembergischen Dörfern" (Reihe Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts, Bd. 91).

Erscheinungs-Verzögerungen gab es bei den „Studien&Materialien“ – bei zwei für diese Reihe vorgesehenen Titeln warten wir noch auf die für den Druck überarbeiteten Textfassungen.

Nachdem Elke Bidell-Jauch, die als Kassierin dem TVV-Vorstand angehörte, im Februar das LUI verlassen hatte (wir gratulieren zur Geburt ihrer Tochter Isabel Viola am 28. 2. 1999!), wurden die Kassier-Aufgaben von Kaspar Maase übernommen; die ihn in diesem Vereinsamt bestätigende Nachwahl fand bei der Mitgliederversammlung am 5. November 1999 statt. Die neue Bibliothekarin, Kerstin Rehm, steht der TVV ebenfalls mit Rat und Tat zur Seite.

Bernd Jürgen Warneken

Lehrprogramm im WS 1999/2000 und Sommersemester 2000

Vorlesung

Einführung in die EKW: 2 st., Do 11-13 (Hörsaal Neue Aula)	Jeggle

Grundstudium

Kulturtheorien: 2 st., Mo 11-13	Linke
Grundzüge historisch-sozialwissenschaftlichen Argumentierens: Das Interieur: 2 st., Fr 9-11	König
Empirische Verfahren: Das qualitative Interview: 2 st., Mi 16-18	Fliege
Techniken wissenschaftlichen Arbeitens: 2 st.,	Nestle
Wissenschaft fürs Radio: 2 st., Di 18-20	Poelchau
Topographie des Gedenkens: 2 st., Mo 14-18, 14 tägig (5 ET)	Hoffmann/Ulmer
Aspekte jüdischer Volkskultur: 2 st., Di 11-13	Berger

Hauptstudium

Abwehr und Verlangen: das Bild des Fremden in der BRD: 2 st., Di 14-16	Linke
Volkskunde: Kulturwissenschaftlich betrachtet: 2 st., Do 9-11	König
Kochen: Kulinarische Modalitäten und der Genuß des Weiblichen: 2 st., Di 9-11	Linke
Rituale der Jahrtausendwende (Projekt I):4 st., Mi 16-20	Warneken
Lektürekurs: Massenkultur – Populärkultur – Popular Culture: 2 st., Mo 16-18	Maase
Erinnerungen an die Juden in Haigerloch (Projekt III): 4 st., Di 16-20 (5 ET)	Jeggle
SFB-Kolloquium „Kriegserfahrungen – Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit”: 4 st., Fr 14-16	Korff u.a.

Magisterkolloquium: 2 st., Do 16-18	Alle Lehrenden
Institutskolloquium: 2 st., Do 18-20	Alle Lehrenden
Doktorandenkolloquium: 2 st., kompakt nach Vereinbarung	Alle Lehrenden

Lehrprogramm Sommersemester 2000

Vorlesung

Kulturwissenschaft kontrastiv, 2 st., Do 11-13 (Hörsaal Neue Aula)	Korff/Linke

Grundstudium

Kulturwissenschaft kontrastiv (Begleitseminar zur Vorlesung), 2 st., Di 11-13	Korff/Linke
Kulturtheorien, 2 st., Di 14-16	Linke
Der deutsche Mann, 2 st., Mi 16-18	König
Historische Anthropologie des Lesens, 2 st., Mo 11-13	Maase
Medientheorien, 2 st., Do 9-11 (5 ET)	Roller/Schönberger
Juden. Russen. Flüchtlinge. Die russisch-jüdische Einwanderung nach Deutschland seit 1989, 2 st., kompakt	Becker

Hauptstudium

Personenkult und Kultpersonen, 2 st., Di 18-20	Korff
Michael Bachtins Beitrag zur Kulturtheorie, 2 st., Di 9-11	Maase
Mediale Rhythmen: Osterhase, Weihnachtsmann und Co., 2 st., Di 16-18	König
Neues Altern (Projekt I), 4 st., Mi 14-18 (5 ET)	Schmoll
Rituale der Jahrtausendwende (Projekt II), 4 st., Mi 16-20	Warneken

Kolloquien

Institutskolloquium: Visuelle Anthropologie, 2 st., Do 18-20	Alle Lehrenden
Magisterkolloquium: 2 st., Do 16-18	Alle Lehrenden
Doktorandenkolloquium: 2 st., kompakt nach Vereinbarung	Alle Lehrenden
SFB-Kolloquium „Kriegserfahrungen – Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit”: 2 st., Fr	Korff u.a.

Der umseitige Text des australischen Schriftstellers Mudrooroo entstand bei einem LUI-Besuch im Frühjahr 1999.

»I be halt ez allaweil glaffa, sell isch d'Hauptsach.«

Ruth Stützle:
Die Botin.
Das etwas andere Leben der »Beuremer Elsa«

Die Biographie einer etwas wunderlichen Grenzgängerin: ein einzigartiges Stück Alltagsgeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts und für die heutigen Bewohner der Zollernalb und des Steinlachtals eine etwas andere Heimatgeschichte.
Für diese Arbeit wurde die Tübinger Kulturwissenschaftlerin mit dem ersten Landeskundepreis des Arbeitskreises für Heimatpflege im Regierungsbezirk Tübingen ausgezeichnet.

176 Seiten, 41 Abbildungen, DM 39,80.

Susanne Hirzel:
Vom Ja zum Nein
Eine schwäbische Jugend 1933 bis 1945.

Susanne Hirzel, eine schwäbische Pfarrerstochter, war mit Sophie Scholl befreundet und mit der »Weißen Rose« im Widerstand gegen das Naziregime.

320 Seiten, 26 Abbildungen, DM 24,80.

Dieter Buck:
Das große Buch vom Schönbuch

Der repräsentative Band zeigt in sehr ansprechender Form alles Wissenswerte zum Gebiet zwischen Tübingen und Stuttgart. Vorgestellt werden alle Gemeinden und Ortsteile sowie Sehenswertes, Merkwürdiges und Besonderes.

3. Auflage, 160 Seiten, 150 Farbabbildungen, fester Einband, DM 58,–.

Dieter Buck:
Ausflugsziel Schönbuch

30 Vorschläge für Wanderungen und Radtouren, auf denen man den Schönbuch in all seinen Facetten und mit seinen Sehenswürdigkeiten erleben kann. Wandern, Rad fahren, Entdecken, Bummeln in alten Fachwerkstädten, das Kloster Bebenhausen besichtigen, Besuche in Museen – das alles ist in diesem Buch beschrieben!

160 Seiten, 100 Karten und Farbabbildungen, DM 29,80.

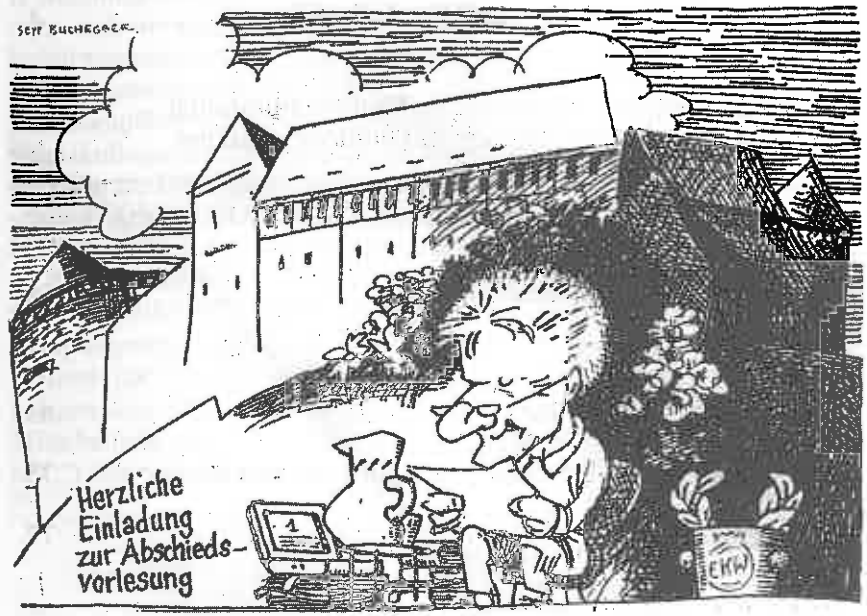
Silberburg-Verlag

Schönbuchstraße 48
72074 Tübingen
Tel. 0 70 71 / 68 85-0
Fax 0 70 71 / 68 85-20
e-mail: info@silberburg.de
www.silberburg.de

TÜBINGER KORRESPONDENZBLATT

Herausgegeben im Auftrag der
Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V.

Nr. 52 Juni 2001



Erfreulich ist das Ereignis, unerfreulich der Anlass. Utz Jeggle wird zum Ende des Sommersemesters 2001 in den Ruhestand versetzt und verlässt damit den Lehrkörper des Ludwig-Uhland-Instituts. Dies soll Gelegenheit geben, eine mehrere Jahrzehnte währende Beziehungsgeschichte zu rekapitulieren, von der schwer zu sagen ist, wer mehr profitiert hat: Utz Jeggle oder die Tübinger EKW. „Meine EKW. Ansichten eines Pensionisten" lautet der Titel der Abschiedsvorlesung, die Utz Jeggle am 23. Juni 2001 um 11 Uhr im Audimax der Neuen Aula halten wird. Zu diesem Rückblick sowie zu dem anschließenden Umtrunk sind alle ehemaligen und jetzigen Kollegen und Kolleginnen, Studierende und Freunde recht herzlich eingeladen!

Inhalt

ANDREAS WITTEL: Produktivkraft Kultur und warum ethnographisches Wissen in der neuen Ökonomie trotzdem nicht der allerletzte Schrei ist 4

SIMONE LANGENSTEIN: Plädoyer für Methodenpluralität – Erfahrungen im Umgang mit ethnographischer Organisationsforschung 33

PETRA NOTZ: Experteninterviews in der Unternehmensforschung 44

Nachrichten aus dem Institut 63

Nachrichten aus der „Tübinger Vereinigung für Volkskunde“ 75

Lehrprogramm 77

Titel: Sepp Buchegger
Redaktion: Friedemann Schmoll
Satz und Layout: Ria Schulze Wermeling, Solveig Annukka Stratmann
Druck: Gulde-Druck Tübingen

Arbeitskulturen – Institutionen – Organisationsforschung

Taugen ethnographisch arbeitende Kulturwissenschaftler und Kulturwissenschaftler für Unternehmens- und Organisationsberatung? Oder sind die ethnographische Erforschung moderner Institutionen und angewandte Beratung/Auftragsforschung vielleicht doch zwei Paar Schuhe? Nachdem sich in den vergangenen Jahren im Fach eine volkskundlich-kulturwissenschaftliche Unternehmens- und und Organisationsethnographie ausgebildet hat, stand im Wintersemester 2000/2001 die „Ethnographie komplexer Institutionen/Unternehmskultur“ im Mittelpunkt des Institutskolloquiums. Dabei ging es um die Frage methodischer Kompetenz, die die EKW einbringen könnte, um Bedingungen von Auftragsforschung, Arbeitsplatzperspektiven, Neue Ökonomie und nicht zuletzt um Feldforschungs- und Praxiserfahrungen. Aus der Reihe der Vorträge, die im Rahmen des Winterkolloquiums am Ludwig-Uhland-Institut gehalten wurden, stellen wir in diesem Korrespondenzblatt die durch die new economy angestossenen kulturtheoretischen Überlegungen Andreas Wittels (Universität Nottingham) sowie methodische Reflexionen von Simone Langenstein (Magistrandin am LUI) und Petra Notz (Wissenschaftliche Mitarbeiterin am „Forschungsinstitut für Arbeit, Technik und Kultur e.V.“) vor.

Andreas Wittel

Produktivkraft Kultur und warum ethnographisches Wissen in der neuen Ökonomie trotzdem nicht der allerletzte Schrei ist

> „Gradualism, the idea that all change must be smooth, slow and steady, was never read from the rocks. It represented a common cultural bias, in part a response of nineteenth century liberalism to a world in revolution. But it continues to color our supposedly objective reading of life's history... The history of life, as I read it, is a series of stable states, punctuated at rare intervals by major events that occur with great rapidity and help to establish the next stable era." (Stephen J. Gould)

Dieser Beitrag hat fünf Teile. Eingangs möchte ich einige Bemerkungen zur neuen Ökonomie machen. Im zweiten Teil steht das historische Verhältnis von Kultur und Ökonomie im Vordergrund. These ist hier, wie mit dem Titel 'Produktivkraft Kultur' bereits angedeutet, dass dieses Verhältnis in den letzten 150 Jahren eine fundamentale Transformation erfahren hat. Im Zuge der Herausbildung der neuen Ökonomie, so mein Argument, kommt es zu einer immer stärkeren Verflechtung der beiden Felder Kultur und Ökonomie. Die neue Ökonomie ist eine zutiefst kulturalisierte Ökonomie, und die „neue" Kultur ist eine durch und durch ökonomische Kultur, eine Kultur, die sich von ihren humanistischen Wurzeln weitgehend losgelöst hat. Im dritten Teil wird anhand einer Gegenüberstellung mit Bourdieus Konzept vom 'kulturellen Kapital' spezifiziert, was genau mit der Formulierung 'Produktivkraft Kultur' gemeint ist. Im vierten Teil werden beispielhaft einige Felder vorgestellt, die illustrieren, dass kulturwissenschaftliches Wissen im Feld der Wirtschaft immer mehr man Bedeutung gewinnt. Im fünften Teil schließlich, leicht paradox, kommen einige Vermutungen, warum ethnographisches Wissen der Kulturwissenschaft – verstanden als Gesellschaftskritik in der neuen Ökonomie – trotzdem nicht der letzte Schrei ist. Die etwas saloppe Formulierung 'allerletzter Schrei' ist natürlich eine Anspielung auf den Modeaspekt von Managementtheorien.

1. Die neue Ökonomie

Die neue Ökonomie ist zunächst einmal nur eine Geschichte, eine Erzählung, eine Repräsentation, ein Diskurs. Ebenso wie die Geschichte namens Postmoderne und die Geschichte namens Globalisierung formiert sich die Geschichte der neuen Ökonomie zu einem mächtigen und machtvollen Diskurs mit nachhaltigen Wirkungen und Folgewirkungen. Es wäre sicherlich ein interessantes Unterfangen, die Genealogie dieser Geschichte nachzuzeichnen. Das ist allerdings nicht das Thema dieses Beitrags. An dieser Stelle soll genügen, dass die Geschichte der neuen Ökonomie quer durch verschiedene gesellschaftliche Felder erzählt wird (Thrift 2000). Sie wird erzählt von Politikern, Akademikern (von Wirtschaftswissenschaftlern ebenso wie von Sozial- und Kulturwissenschaftlern), von Künstlern und Intellektuellen, von den Medien und vor allem von den Praktikern in der Industrie, von Managementgurus und Unternehmensberatern.

Die Geschichte der neuen Ökonomie ist nicht bzw. nicht nur die Geschichte der dot.coms, des e-commerce oder einiger industrieller Sektoren. Vielmehr geht es hier um eine fundamentale Transformation der gesamten Wirtschaft. Es gibt schon jetzt viele Versionen dieser Geschichte der neuen Ökonomie. Die meisten dieser Versionen haben einen gemeinsamen Nenner. Sie basieren auf der zumeist impliziten These, dass sich Ökonomie zunehmend in Kultur auflöst, in Arbeits- und Firmenkulturen, in Branding, Marketing und PR, in den immateriellen Vermögenswerten, in Kommunikation, Information, in Wissen und intellektuelles Eigentum, in Symbole, Zeichen und Codes, in user experience, in Netzwerke von menschlichen und nichtmenschlichen Beziehungen, in soziales, kulturelles und humanes Kapital (Drucker 1993, Castells 2000, Downes/Mui 1998, Dyson 1998, Gilder 2000, Kelly 1998, Leadbeater 1999, Shapiro/Varian 1998).

Viele dieser Befunde sind in sozialwissenschaftlicher Hinsicht problematisch. In der Tendenz zeichnen sie ein eher positives Bild der neuen Ökonomie. Manche dieser Befunde sind gar naiv utopistisch; etwa wenn davon ausgegangen wird, dass Informations- und Kommunikationstechnologien (IuK) demokratieförderlich wirken.[1] Außerdem bleiben Begriffe wie Kultur und Kommunikation in der Regel undefiniert und recht schwammig. Schließlich müssen sie sich den Vorwurf des Kulturalismus

[1] Vgl. hierzu die Kritik von Frank (2000).

(Kaschuba 1995) gefallen lassen, das heißt einen Diskurs zu forcieren, bei dem soziale Gegensätze und soziale Konflikte unter der Decke Kultur verschwinden.

Dennoch denke ich, dass die implizite These dieser Befunde – die Auflösung von Ökonomie in Kultur – ernst genommen werden muss. Da ich mich nun selbst dem Kulturalismus-Vorwurf aussetze, möchte ich mich Fredric Jameson (1991: 5) anschließen, der zu Beginn seiner Analyse zum „postmodernism" schreibt:

> „Yet this is the point at which I must remind the reader of the obvious; namely, that this whole global, yet American, postmodern culture is the internal and superstructural expression of a whole new wave of American military and economic domination throughout the world: in this sense, as throughout class history, the underside of culture is blood, torture, death and terror."

Um dem Kulturalismus-Vorwurf zu entkommen, wäre es notwendig, die Thesen zur neuen Ökonomie in einen Zusammenhang mit der Forschung zur politischen Ökonomie zu bringen.[2] Allerdings geht es mir im Folgenden weder um Klassenanalyse noch um Gesellschaftskritik, sondern um einen Versuch, die historische Flugbahn von Kultur in Bezug auf Ökonomie nachzuzeichnen und die neuen Qualitäten dieses Verhältnisses zu beschreiben.

Zunächst möchte ich eine Version der neuen Ökonomie vorstellen, die ich für die plausibelste halte und die auf stabilen empirischen Füßen steht: die dreibändige Analyse von Manuel Castells zum Informationszeitalter.[3] Ich teile seine Ansicht, dass wir in der Tat einer fundamentalen Transformation von Kultur, Wirtschaft und Gesellschaft beiwohnen, einer Umgestaltung, die in engem Zusammenhang mit den Entwicklungen der IuK-Technologien steht, dass wir in einer der von dem Paläontologen und Evolutionstheoretiker Gould (1980) beschriebenen seltenen Perioden sind, die durch intensive, heftige, schnelle und fundamentale Transformationen charakterisiert sind. Castells' Analyse ist besonders überzeugend, weil besonders vorsichtig. Er ist einer der wenigen, der nicht in

[2] Dies würde im Übrigen auch der Disziplin der Politischen Ökonomie gut tun, die m.E. die Kulturalisierung der Ökonomie geflissentlich ignoriert bzw. negiert.

[3] Ich beziehe mich im Folgenden auf die zweite und stark überarbeitete Auflage aus dem Jahr 2000.

Versuchung gerät, eine Prognose abzugeben. Er vermeidet futuristische Aussagen und begnügt sich mit einer soliden Diagnose der Veränderungen in den vergangenen dreißig Jahren.

IuK-Technologien markieren nach Castells die dritte industrielle Revolution. Was diese Revolution charakterisiert, ist weniger der zentrale Stellenwert von Wissen und Information – Information und Wissen waren in allen industriellen Revolutionen von enormer Bedeutung –, sondern die Tatsache, dass Wissen und Informationen einerseits und technologische Wissensgenerierung und Informationsprozesse andererseits zusammenfinden und in sogenannten „feeback loops" oder Rückkopplungen permanent Innovationen erzeugen. Durch die Anwendung von Informationstechnologien entstehen neue Applikationen und neue Software. Allein in den letzten beiden Jahrzehnten sind IuK-Technologien durch drei verschiedene Stadien gegangen, von Automatisierung über Gebrauchsanwendung zur Rekonfigurierung der Anwendungen. Während in den beiden ersten Phasen ein „learning by using" praktiziert wurde, machen sich die User in der dritten Phase durch ein „learning by doing" mit IuK-Technologien vertraut. Inzwischen sind Informationstechnologien nicht nur Werkzeuge, die benutzt, sondern Prozesse, die entwickelt werden. „User and doers may become the same" (Castells 2000: 31).

Die dritte industrielle Revolution, so Castells, führt zur Formierung einer neuen Ökonomie. Diese neue Ökonomie hat sich in ihren ersten Ansätzen bereits im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts herausgebildet. Die neue Ökonomie unterscheidet sich in ihren grundlegenden Merkmalen in dreierlei Hinsicht von ihren Vorgängerinnen: Sie ist informationell, sie ist global und sie ist vernetzt. Sie ist informationell, weil die Produktivität und Wettbewerbsfähigkeit aller wirtschaftlichen Einheiten bzw. wirtschaftlichen Akteure fundamental davon abhängen, in welchem Ausmaß sie wissensbasierte Informationen generieren, weiterentwickeln und anwenden können. Wissen und Information haben, wie bereits erwähnt, in jeder wirtschaftlichen Entwicklungsphase eine immens wichtige Rolle gespielt. Neu an der jetzigen Entwicklung ist, dass Information an sich zu einem Produkt wird. Die Produkte der neuen IuK-Technologien sind entweder informationenverarbeitende Anwendungen oder Informationsverarbeitung an sich. Karin Knorr-Cetina (2000) spricht in diesem Zusammenhang von der zunehmenden Bedeutung von immateriellen Objekten gegenüber materiellen Objekten.

Der Wandel vom Industrialismus zum Informationalismus ist kein historisches Äquivalent zum Übergang von landwirtschaftlichen zu industriellen Aktivitäten und schließlich zum Bereich der Dienstleistungen.

Im Unterschied zu früheren Transformationen des kapitalistischen Wirtschaftssystems zeichnet sich die neue Ökonomie nicht durch eine Verlagerung der Aktivitäten aus. Neu ist vielmehr, dass alle Aktivitäten – also Landwirtschaft, industrielle Produktion und der Dienstleistungsbereich – informationalisiert werden, dass sie also nur auf der Grundlage von Informationsverarbeitung existieren, dass sie ihre Produktivität und Wettbewerbsfähigkeit vor allem mittels Informations- und Kommunikationstechnologien erzielen.

Das zweite fundamentale Merkmal der neuen Ökonomie ist ihre Globalität. Unter Globalität versteht Castells die Fähigkeit der Wirtschaft, auf einer weltweiten Basis in 'real time' (Echtzeit) als organisatorische Einheit operieren zu können. Nicht alles in der neuen Ökonomie ist global. Vielmehr ist die Mehrzahl der Firmen und Arbeitskräfte nach wie vor lokal und regional, und sie werden auch lokal und regional bleiben. Global ist lediglich der Kern der neuen Ökonomie, die zentralen und treibenden Kräfte. Das Schicksal der lokalen und regionalen Firmen beruht allerdings in einem permanent steigenden Ausmaß auf der Leistungsfähigkeit des globalen Kerns. Diese globale Kerngruppe setzt sich vor allem zusammen aus Finanzmärkten, internationalem Handel, transnationaler Produktion und, zu einem gewissen Ausmaß, (Natur-) Wissenschaft und Technologie. Finanzmärkte etwa sind inzwischen weltweit und in einem hohen Ausmaß voneinander abhängig. Dank der IuK-Technologien wird Kapital um ersten Mal in der Geschichte in integrierten Finanzmärkten rund um die Uhr und in Echtzeit über den Erdball verschoben. Die globalen Finanzflüsse sind folglich dramatisch angestiegen, hinsichtlich ihres Volumens, ihrer Interdependenz, ihrer Komplexität und ihrer Unberechenbarkeit. Nach Castells werden die Kapitalflüsse zunehmend unabhängig gegenüber den faktischen Leistungen von regionalen und nationalen Wirtschaften. Eher umgekehrt, das Verhalten der Kapitalflüsse prägt weitgehend die Position von Ökonomien. Immer mehr wird Kapital mittels anderem (bereits vorhandenem) Kapital produziert. Dies führt dazu, dass Wertgewinne zunehmend in den Kapitalmärkten verbucht werden. In diesem Sinn sind die globalen Kapitalmäkte das Rückgrad der neuen Ökonomie. Kurz, die globale neue Ökonomie integriert nicht alle Staaten und Wirtschaften, nicht alle Firmen und nicht alle Menschen, aber alle sind direkt oder indirekt von ihr betroffen. Die globale Ökonomie ist gekennzeichnet durch eine fundamentale Asymmetrie zwischen denjenigen Wirtschaften (Menschen), die integriert und vernetzt sind und von der neuen Ökonomie profitieren und denjenigen, die ausgeschlossen, aber von den Effekten betroffen sind.

Die dritte grundlegende – und für mein Argument vielleicht wichtigste – Eigenschaft der neuen Ökonomie ist ihre Existenz in Form eines Netzwerks. Netzwerke, so Castells, sind die quintessentielle Form der neuen Ökonomie. Die neue Ökonomie ist vernetzt, weil Produktivität und Wettbewerb unter den neuen historischen Bedingungen vor allem über das Netzwerk generiert und im Netz ausgespielt werden. Castells spricht in diesem Zusammenhang von einer spezifischen Kultur der neuen Ökonomie, er versteht unter Kultur jedoch nicht ein nationales Wert- oder Glaubenssystem, sondern plädiert dafür, Kultur in ihrer Einbettung in Institutionen und Organisationen zu untersuchen. Er spricht von einer neuen organisationalen Logik, die eng verknüpft ist mit dem technologischen Wandel. „It is the convergence and interaction between a new technological paradigm and a new organizational logic that constitutes the historical foundation of the informational economy." (Castells 2000:164) Diese neue organisationale Logik ist das Netzwerk. Und das vernetzte Unternehmen materialisiert die Kultur der informationalen und globalen Ökonomie.

Seit der ökonomischen Krise in den 1970er Jahren und dem Ende der fordistischen Massenproduktion sind eine ganze Reihe von organisatorischen Restrukturierungen entwickelt und erprobt worden. Als Stichworte genannt seien hier flexible Produktion, just in time production, neue Managementmethoden, Gruppenarbeit, Unternehmenskultur, strategische Allianzen, Wissensmanagement und lebenslanges Lernen, um nur einige Tendenzen anzuführen. All diese unterschiedlichen Modelle haben eines gemein: Sie sind Teil einer generellen Transformation von vertikalen zu horizontalen Unternehmen. Unternehmen entwickeln sich zu Netzwerken. Die wichtigste Handlungseinheit ist nicht mehr die Gesamtorganisation, sondern projektbezogene Figurationen, die im Netzwerk agieren. Dieser Wandel vom vertikalen zum horizontalen Unternehmen ist nur möglich durch die Entwicklung von IuK-Technologien. Castells verweist auf 'Cisco Systems' als möglicherweise archetypisches Modell des vernetzten Unternehmens. Cisco Systems, eine Firma in der Internet-Industrie, hat innerhalb von zehn Jahren einen Marktwert von $220 Billionen Dollar erzielt. Zwischen 1995 und 1999 ist der Wert von Cisco Aktien über 2000 Prozent angestiegen. Cisco hat die Netzwerklogik in allen Bereichen angewandt. Alle Geschäftsbeziehungen, seien es die zu Kunden, Lieferanten, Partnern und Beschäftigten, sind über das Internet organisiert und die meisten Interaktionen sind automatisiert und laufen über Software. Im Jahr 1999 wurden 83 Prozent aller Aufträge über die Website abgewickelt. In der Tat, die Website ist das operative Zentrum von

Cisco Systems. All diese eben erwähnten organisatorischen Transformationen erfordern in erster Linie einen mentalen Wandel und nicht einen Wandel der Maschinerie. Es geht hier um den Wandel von sozialen und kulturellen Systemen, und das größte Hindernis, das der Transformation von vertikalen zu horizontalen Strukturen im Weg steht, ist die Rigidität von traditionellen Organisationskulturen.[4]

Die Potentiale der vernetzten Unternehmen gehen laut Castells nahtlos einher mit den Eigenschaften der informationalen Ökonomie: Jene Unternehmen sind in Zukunft erfolgreich, die Wissen generieren und Informationen effizient verarbeiten. „Globalization and informationalisation seem to be strukturally related to networking and flexibility." (Castells 2000: 209)

Soweit Castells. Andere Autoren, die über die neue Ökonomie schreiben, gehen noch weiter. So attestiert etwa Kevin Kelly, dass die neue Ökonomie neuen ökonomischen Regeln gehorcht.[5] Und Jeremy Rifkin (2000a) prognostiziert das Ende der Markt-Ökonomie, gekennzeichnet durch Besitz und durch den Austausch zwischen Käufern und Verkäufern. Anstelle von Besitztum sei die neue Ökonomie vor allem durch Zugang zu Netzwerken charakterisiert. Käufer und Verkäufer würden abgelöst durch Anbieter und Kunden. Ich möchte mich an dieser Stelle jedoch nicht in den Details der Debatten zur neuen Ökonomie verlieren. Die kurze Zusammenfassung von Castells Analyse soll lediglich den Weg ebnen für die folgende Argumentation.

[4] Am Beispiel der Einführung von Gruppenarbeit im Maschinenbau habe ich an anderer Stelle (Wittel 1998) zu zeigen versucht, warum trotz einer grundsätzlich positiven Einstellung gegenüber Gruppenarbeit seitens des Managements wie auch seitens der Belegschaft und trotz enormer Anstrengungen in vielen Betrieben eine wirkliche Einführung von Gruppenarbeit, eine die den Namen auch verdient, nicht erzielt wurde. Der Grund hierfür liegt in der Tat in traditionellen sozialen Praxen und Einstellungen, die sich als sehr resistent erwiesen.

[5] „The new rules governing this global restructuring revolve around several axes. First, wealth in this new regime flows directly from innovation, not optimization; that is wealth is not gained by perfecting the known, but by imperfectly seizing the unknown. Second, the ideal environment for cultivating the unknown is to nurture the supreme agility and nimbleness of networks. Third, the domestication of the unknown inevitably means abandoning the highly successful known – undoing the perfect. And last, in the thickening web of the Network Economy, the cycle of 'find, nurture, destroy' happens faster and more intensely than ever before." (Kelly 1997: 1f)

2. Kultur und Ökonomie in der historischen Flugbahn

(Kultur-)Industrien produzieren und zirkulieren Bedeutung. Mehr noch: Sie produzieren eine globale und hegemoniale Kultur, eine Kultur die uns alle im Griff hat (Frank 1997). Mein Interesse an dem Verhältnis von Kultur und Ökonomie wurde geweckt, als ich im Februar 2000 während meiner Feldforschung in New York mit einem ungewöhnlichen Titelblatt eines Magazins konfrontiert wurde. Der 'Silicon Alley Reporter' (SAR), ein einflussreiches Magazin der new economy, das über die neue Medienindustrie in Manhattan berichtet, listete in einer Sonderausgabe im Februar 2000 die hundert erfolgreichsten Unternehmer- und Unternehmerinnen in New York's Silicon Alley auf. Das Magazin hat viele der Top 100 des Silicon Alley zu einem Fotoshooting versammelt. Dieses Foto ist das Titelbild der Sonderausgabe. Die vier erfolgreichsten Vertreter des Silicon Alley sind in der Mitte der vorderen Reihe. Sie sind, auch für Nichteingeweihte, leicht als die vier Stars zu erkennen. Sie tragen die Kostüme der Beatles, die Kostüme der Beatles auf der berühmten Sergeant Pepper Schallplatte.[6]

Es ist unnötig zu erwähnen: Die Beatles sind Helden, Stars, Idole, kulturelle Ikonen. Die Beatles sind eine der erfolgreichsten und berühmtesten Bands in der Geschichte der Pop-Musik. Sie haben die Träume und Hoffungen einer ganzen Generation definiert. Wenn nun die vier erfolgreichsten Firmenchefs eines neuen industriellen Sektors in den Kostümen der Beatles die Titelseite eines Business-Magazins schmücken, dann interpretiere ich dies nicht nur als wishful thinking der Internet-Industrie, sondern auch als ein relativ deutliches Indiz für einen Wandel des Zeitgeists. Kein Zweifel, vor zwanzig oder auch vor zehn Jahren wäre ein solches Titelbild unvorstellbar gewesen. Inzwischen ist es Normalität. Nach der Entdeckung des Sergeant Pepper Titelbilds habe ich mir andere Ausgaben des SAR angeschaut, in der Hoffnung auf weitere Hinweise. Darüber hinaus habe ich die Titelseiten von drei derzeit überaus populären, einflussreichen und auflagenstarken Magazinen zur neuen Ökonomie angeschaut, von *Red Herring*, *The Industry Standard* und *Business 2.0*. Das Ergebnis: Weit mehr als die Hälfte der Titelseiten dieser vier Magazine im Jahr 2000 sind charakterisiert durch eine offensichtliche und in der Regel wenig subtile Verbindung der Welt der Wirtschaft und der Industrie mit der Welt des Sports, des Filmgeschäfts und/oder der Popmusik.

[6] Ich danke Michael Indergaard, der mich auf dieses Titelbild aufmerksam gemacht hat.

Sind coole Unternehmer- und Unternehmerinnen die neuen kulturellen Ikonen? Treten sie in Konkurrenz zu Rock- und Popstars? Sind kreative Businessleute ebenso mächtige Produzenten symbolischer Güter wie Sportler, Musiker und Künstler? Vermögen sie es, die Träume und Hoffnungen der heutigen Jugend zu definieren? Natürlich ist die Fragestellung in dieser Schärfe und Eindeutigkeit wenig hilfreich. Mir geht es hier nur um einen Wandel der Relationen. Die These lautet: Die Beatles und einige andere Popbands der 1960er und 1970er Jahre hatten einen größeren Einfluss auf Jugendkultur als die heutigen Stars in der Popszene. Die Visionen von IBM-Chef Watson waren in den 1960er Jahren keine Konkurrenz zu den Visionen der Beatles. Demgegenüber müssen Oasis, Madonna, Radiohead und alle anderen heutigen Stars der Popmusik mit Informationstechnologie-Idolen wie Bill Gates, Steve Case, Paul Allen, Steve Jobs und Bill Joy um kulturelle Deutungshoheit ringen. Steve Case und Madonna sind nicht mehr Repräsentanten zweier völlig unterschiedlicher Kulturen, einer bürgerlichen Kultur und einer Gegenkultur der Boheme, sondern sie verschmelzen zu einem kulturellen Amalgam, für das David Brooks (2000) das schöne Wort „Bobos" erfunden hat: Bobos sind „bourgeois bohemians".

Es geht mir in den folgenden Überlegungen aber nicht nur um einen neuen Unternehmertypus, sondern um einen umfassenderen Prozess einer Rekontextualisierung von Kultur. In einem Reader zur Transformation anthropologischen Wissens beschreibt und – ansatzweise – beklagt Marilyn Strathern (1995: 5) einen Prozess von Kulturanalyse zu Kulturmanagement, von Reflexion über Kultur zu Produktion von Kultur, von einem kontemplativen zu einem aktiven Zugang zu Kultur. Wenn um den Jahrtausendwechsel von kulturellem Wandel die Rede ist, so Strathern, dann geht es weniger um eine retrospektive Analyse der Veränderungen, sondern eher um ein institutionelles Programm, um politische Strategien zur Wegbereitung von zukünftigen Veränderungen. Unter diesen Umständen sehen alle institutionellen Veränderungen wie kulturelle Veränderungen aus. Strathern (1995: 2):

> „Culture is (...) being contextualised in ways that anthropologists may find novel. While they might well recognise the fact that particular organisational practices (...) are embedded in a very specific matrix of values, they might not have thought that cultural models could be so reality borrowed from elsewhere. (...) What is arresting (...) is the articulateness with which culture is given a role as an agent for change."

Eine ähnliche Entwicklung diagnostizierte Habermas (1962). Er bringt den Zerfall der öffentlichen Sphäre in Zusammenhang mit einem Wandel der Aneignung von und des Umgangs mit Kultur. Er konstatiert und beklagt, ganz in der Tradition der Kritischen Theorie, einen Wandel von einem kulturräsonierenden zu einem kulturkonsumierenden Publikum. Im Unterschied zu Strathern schreibt Habermas, dessen Analyse ja auch über 30 Jahre früher erschienen ist, noch nicht über Kulturperformanz, sondern lediglich über Kulturkonsum. Beiden Analysen gemeinsam ist jedoch die Tatsache, dass Kultur früher außerhalb des Marktes verortet war, inzwischen aber in das Feld der Ökonomie eingedrungen ist.

Kultur, schreibt Bauman (1999: XIII), ist grundsätzlich ambivalent. Kultur ist immer zugleich Struktur und Praxis, Kontinuität und Wandel, Ordnung und Chaos, determiniert und nicht determiniert, Muster und Kontingenz, Routine und Kreativität, Wurzel und Fluss. Diese Paradoxie, so Bauman, war in allen kulturtheoretischen Diskursen seit der Aufklärung angelegt. Ich teile diese Sicht, möchte aber betonen, dass die Ambivalenz nicht immer gleichermaßen sichtbar war und dass oft einer der beiden Pole dominierte. So hat etwa die orthodoxe Anthropologie eher die beschränkende, das heißt die beständige, stabilisierende und ordnende Funktion von Kultur herausgestellt. Routine und Alltag, Struktur und Tradition, Kontinuität und Wurzel waren wichtiger als ihre Gegenüber, also Kreativität, Praxis, Kontingenz, Wandel und Fluss. Das zeitgenössische Kulturmanagement hingegen betont vor allem die andere Seite der Ambivalenz, die Freiheit und Machbarkeit von Kultur. Der von Strathern beschriebene Wandel ist auch ein Wandel in der Gewichtung dieser Paradoxien.

Karl Marx hat in seiner berühmten 11. These zu Feuerbach dazu aufgerufen, die Welt nicht nur zu interpretieren, sondern sie zu verändern. Interpretation konnotiert Marx mit Philosophie und – wenn auch nicht explizit – mit Kultur. Veränderung konnotiert er mit Wirtschaft und Politik. In der Tat ist die Marxsche Kontextualisierung von Kultur eine völlig andere als die moderner Managementkonzepte. Heutzutage weiß jeder Personaler, dass „Veränderungsmanagement", um eines der Schlagworte betrieblicher Praktiker zu benutzen, vor allem über die kulturelle Schiene möglich ist: über den gezielten Einsatz von Symbolen. Heutzutage würde jeder Personalchef Marx entgegnen, dass es nur auf die richtige Interpretation ankommt, um die Welt bzw. den Mikrokosmos einer Organisation zu verändern. Vielleicht sogar nicht einmal auf die richtige Interpretation, sondern nur auf die richtige Vermarktungsstrategie einer halbwegs wettbewerbsfähigen Interpretation.

Wie kommt es zu dieser Transformation von Kulturanalyse zu Kulturmanagement? Ich möchte mich dieser Frage annähern, indem ich das Verhältnis von Kultur und Industrie in drei verschiedenen historischen Epochen bzw. drei unterschiedlichen theoretischen Zugängen vergleiche: Kultur und Industrie im Zeitalter von Marx, im Zeitalter von Adorno/Horkheimer und im Zeitalter des Kulturmanagements in der neuen Ökonomie.[7] Dabei unterstelle ich ein Eins-zu-Eins-Verhältnis zwischen Theorie und historischer Realität. Das heißt, der theoretische Zugang zu Kultur bei Marx entspricht dem Stellenwert und der Bedeutung von Kultur im Frühkapitalismus. Die Analyse von Adorno und Horkheimer entspricht der Bedeutung von Kultur zu Beginn der Hochindustrialisierung. Und ebenso entspricht die Praxis des Kulturmanagements dem Stellenwert und der Bedeutung von Kultur in der postindustriellen neuen Ökonomie. Das heißt, ich unterstelle, dass diese Theorien in ihrer jeweiligen Epoche auch 'wahr' waren/sind. Insofern 'wahr', als der Stellenwert, dem Kultur in den verschiedenen Epochen gesellschaftlich zugeschrieben wird, in den entsprechenden Theorien seinen Ausdruck findet.[8]
Bei Marx und zu Beginn der Frühindustrialisierung ist Kultur Teil des *Überbaus*. Die Ökonomie gehört zur Basis, sie steht für das Sein. Kultur steht für das Bewusstsein. Das Sein prägt das Bewusstsein, die Ökonomie determiniert Kultur. Kultur hat nichts mit Arbeit zu tun und ebenso wenig mit Industrie. Kultur und Industrie waren zwei Welten, ebenso Kultur und Ökonomie. Die Ökonomie zur Zeit von Marx ist nicht eine kulturelle, sondern in erster Linie eine politische Ökonomie.

Seit Adorno/Horkheimer und dem Beginn der Hochindustrialisierung jedoch wissen wir, dass Kultur nicht lediglich zum Überbau gehört, sondern dass Kultur auch eine *Ware* ist, die industriell produziert wird. Seit Benjamin wissen wir, dass industriell produzierte Kultur und Massenkultur nicht nur ein beklagenswertes, sondern auch ein erfreuliches Phänomen sein kann. Bei Marx war nicht die Kultur eine Ware, sondern die proletarische Arbeitskraft. Kultur hat bei Marx mit Arbeitskraft nichts gemein und umgekehrt. In der postindustriellen neuen Ökonomie

[7] Eine Warnung: Der folgende Vergleich ist extrem vereinfacht, plakativ und verkürzt. Es geht mir nicht um eine möglichst komplexe Darstellung der Marxschen oder der Adorno/Horkheimerschen Analysen, sondern, im Gegenteil, um eine möglichst weitreichende Simplifizierung, um die Unterschiede herauszuarbeiten.

[8] Sicherlich ist diese Prämisse theoretisch anfechtbar. Ich will hier keinen erkenntnistheoretischen Ausflug machen. Meine Position rechtfertige ich, indem ich davon ausgehe, dass jede sozialwissenschaftliche Theorie ein Kind ihrer Zeit ist.

sind Arbeitskraft und Kultur eng miteinander verwoben. Arbeitskraft ist in der neuen Ökonomie nicht nur eine Ware, sondern eine *Produktivkraft*. Dies ist einer der Gründe dafür, dass in den neuen Managementtheorien die Arbeitskraft ganz hoch im Kurs steht. Demzufolge sind die Beschäftigten weniger ein Kostenfaktor, sondern vor allem eine Ressource zur Erhöhung der Produktivität. Die menschliche Arbeitskraft gehört zu den sogenannten 'intangible assets', zu den immateriellen Vermögenswerten eines Unternehmens. Es sind genau diese intangible assets, denen in der neuen Ökonomie gegenüber den materiellen Vermögenswerten wie Maschinen und Gebäuden eine so ungeheure Relevanz zugeschrieben wird.[9]

Kurz zusammengefasst: Kultur im Frühkapitalismus von Marx gehört zum Überbau, zum Bereich des Bewusstseins. Bei Adorno/Horkheimer und zu Beginn der Hochindustrialisierung wird Kultur auch zu einer Ware. In der postindustriellen neuen Ökonomie mutiert Kultur darüber hinaus zu einer Produktivkraft. Damit betritt der *Prozess der Verwarung und Verwertung* von Kultur eine neue Dimension. Die Marxsche Ökonomie war eine politische Ökonomie, die postindustrielle neue Ökonomie ist eine politische und eine kulturelle Ökonomie.

Adorno und Horkheimer haben das Aufkommen eines spezifischen industriellen *Sektors* beschrieben und verachtet, den der Kulturindustrie. Worin liegt der Unterschied zwischen der Kulturindustrie zu Zeiten von Adorno/Horkheimer und der Kulturindustrie in der neuen Ökonomie? Der Kulturindustrie von Adorno und Horkheimer gehören alle Institutionen und Organisationen an, die an der Massenproduktion von kulturellen Objekten und Werken beteiligt sind. Und Kultur bezieht sich hier vor allem auf die Popularkultur, auf Sport, Jazz und andere Formen von Entertainment. Die Kulturindustrie zu Zeiten von Adorno und Horkheimer war folglich vor allem eine Industrialisierung von Kultur. Die Kulturindustrie in der neuen Ökonomie hingegen ist vor allem eine Kulturalisierung der Industrie. Mit dem Ausdruck Kulturalisierung der Industrie meine ich, dass innerhalb der Industrie bzw. des ökonomischen Feldes Kultur, ebenso wie Technologie und Arbeit, als Produktivkraft eingesetzt wird, als „change agent" (Strathern) zur Maximierung von Produktivität.

3. Produktivkraft Kultur

Dass Kapitalismus in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts in eine neue Phase eingetreten ist, ist oft und in vielen Variationen beschrieben

[9] Vgl. etwa Kelly (1999:2).

worden. Am plausibelsten halte ich das Modell des marxistischen Ökonomen Ernest Mandel, das Fredric Jameson (1991) für seine Analyse der kulturellen Logik im Spätkapitalismus aufgreift. Die dritte Phase, die Mandel und Jameson als Spätkapitalismus bezeichnen, unterscheidet sich von ihren beiden Vorgängerinnen Marktkapitalismus und Imperialismus durch eine „prodigious expansion of capital into hitherto uncommodified areas". (Jameson 1991: 36) Ich denke, dass diese ungeheure Expansion des Kapitals in Bereiche, die bislang nicht dem Verwertungsprozess unterworfen waren, vor allem den Bereich der Kultur betrifft und meine damit Kultur in einem umfassenderen anthropologischen Sinn. Jeremy Rifkin (2000b) beschreibt diesen Prozess sehr anschaulich:

> „Think of waking up one day only to find that every aspect of your existence has become a purchased affair, that life itself has become the ultimate shopping experience. The capitalist journey, which began with the commodification of material goods and places, is ending with the commodification of human time and duration (...). In the Internet Economy, the commodification of goods and services becomes secondary to the commodification of human relationships. Holding clients' and customers' attention in the new fast-paced, ever-changing networked economy means controlling as much of their time as possible."

Was also heißt Produktivkraft Kultur? Ich möchte den Begriff präzisieren, indem ich ihn Bourdieus (1982 und 1983) Begriff von 'kulturellem Kapital' gegenüberstelle. Bourdieu hat in den feinen Unterschieden nicht nur eine materialistische, sondern vor allem eine ökonomische Theorie unserer kulturellen Gewohnheiten vorgelegt und sie empirisch untermauert. Ich zitiere den ersten Satz in den feinen Unterschieden: „Auch kulturelle Güter unterliegen einer Ökonomie, doch verfügt diese über ihre eigene Logik." Mit der Unterscheidung verschiedener Kapitalsorten hat er die Logik kultureller Güter analysiert. Wichtig in seiner Analyse ist die Breite seines Kulturbegriffs, der sich sowohl auf Kultur „im eingeschränkten und normativen Sinn von Bildung" wie auch auf Kultur in einem ethnologischen Verständnis bezieht und beide Varianten verknüpft, den Reflexions-Geschmack und den Sinnen-Geschmack.

Bourdieus Konzept der Ökonomie kultureller Güter greift meines Erachtens in verschiedener Hinsicht zu kurz, um den Status von Kultur in der neuen Ökonomie angemessen zu beschreiben:

– Kulturelles Kapital bezieht sich bei Bourdieu eher auf Stil- und Geschmacksfragen, sei es der Reflexionsgeschmack oder der profane Sinnengeschmack, es bezieht sich aber nicht auf Praxen, die im weitesten Sinne mit Bedeutungskonstruktion, Kulturmanagement oder dem Management von sozialen Figurationen zu tun haben. Bourdieu kennt und benutzt den Begriff des „social engineering", aber nur um ihn gegenüber der reinen Soziologie abzugrenzen.

> „A good number of those who describe themselves as sociologists or economists are social engineers whose function is to supply recipes to the leaders of private companies and government departments." (Bourdieu 1993: 13)

Zwischen social engineering und kulturellem Kapital zieht er keine Verbindung. Genau dieses social engineering ist es aber, was nach Strathern neu ist: kulturelle Konzepte, Werte, Muster etc. von einem anderen Kontext zu borgen und sie in den eigenen Kontext zu integrieren. Eine geschickte (oder weniger geschickte) Hand bei organisationsinternen Umstrukturierungen kann in Bourdieus Definition von kulturellem Kapital nicht integriert werden. Aber auch die Produktion und Manipulation von Bedeutung ist nicht integrierbar. Kulturelles Kapital bezieht sich zwar auf die Kenntnis kultureller Werke, nicht jedoch auf die Kenntnis und Manipulation des kulturellen Kapitals von sozialen Gruppen bzw. Zielgruppen. Dies kann zu dem paradoxen Fall führen, dass etwa ein Beschäftigter in der Werbebranche, der mit einer guten Werbeidee die Absatzfähigkeit eines Produkts extrem steigert, laut Bourdieu nicht in Besitz von hohem kulturellen Kapital ist, solange er nicht der Werke legitimer Kultur kennt.

– Kulturelles Kapital ist bei Bourdieu ausschließlich ein Distinktionsinstrument gegenüber anderen Klassen. Wenn in der neuen Ökonomie Kultur jedoch zur Produktivkraft wird, dann hat kulturelles Wissen (damit meine ich praktisches Wissen, das nützlich ist zur Bedeutungsproduktion und –manipulation, und nützlich für social engineering) auch – oder sogar vor allem – eine integrative Funktion. Die gesamten diskursiven und praktischen Bemühungen um den Aufbau einer Unternehmenskultur basieren ja gerade darauf, die existenten hierarchischen Unterschiede in einer Organisation zu verwischen, nicht jedoch sie zu betonen. Und auch der oben erwähnte hypothetische Werbedesigner zielt nicht nur

auf Distinktion, wenn er sein kulturelles Wissen in Anschlag bringt, sondern darauf, so viele Käufer wie möglich mit seiner Botschaft zu erreichen.[10]

– Kultur und Ökonomie sind bei Bourdieu zwei verschiedene Felder, die, wie er sagt, je über eine eigene Logik verfügen. Der Kapitalbegriff bildet eine Brücke. Kulturelles Kapital ist in ökonomisches Kapital konvertierbar und umgekehrt. Das Konzept von Kultur als Produktivkraft geht jedoch nicht mehr von zwei unterschiedlichen, aber konvertierbaren Währungen aus, sondern basiert auf der Annahme, dass Konvertierungen nicht mehr notwendig sind, weil Kultur in Form von kulturellem Wissen, ebenso wie Maschinen und Arbeitskräfte, direkt in den Produktionsprozess eingespeist werden kann. Kultur und Ökonomie unterliegen zumindest teilweise einer gemeinsamen Logik.

– Schließlich muss auch die Aktualität der von Bourdieu in den 1960er Jahren erhobenen Daten hinterfragt werden. Damals war die legitime Kultur (Elitekultur, Hochkultur) auch die dominante Kultur. Daran hat sich das bildungsbeflissene Kleinbürgertum orientiert. Inzwischen kann meines Erachtens ernsthaft bezweifelt werden, ob die Vertreter der distinguierten legitimen Kultur (Menschen mit fundierten Kenntnissen von Aristophanes bis hin zu Wagner und Andy Warhol) in einer ähnlich

[10] Es wäre sicherlich eine interessante Überlegung, ob sich das Verhältnis von Distinktion und Integration im Zuge der Herausbildung der neuen Ökonomie nicht grunsätzlich verschiebt als Folge von Verschiebungen des ökonomischen Wertbegriffs. So postuliert etwa Kelly (1999: 40), dass Fülle und nicht Mangel in der neuen Ökonomie den Wert von Produkten in die Höhe treibt. „This notion directly contradicts two of the most fundamental axioms we inherited from the industrial age. First hoary axiom: Value comes from scarcity. Take the icons of wealth in the industrial age – diamonds, gold, oil, and college degrees. These were deeply precious because they were scarce. Second hoary axiom: When things are made plentiful, they become devalued. For instance carpets. They were once rare handmade items, found in the houses of the rich. They ceased to be status symbols when they could be woven by the thousands on machines…The logic of the network flips this industrial lesson upside down. In a network economy, value is derived from plentitude, just a fax machine's value increases as fax machines become ubiquitous." Dies gilt nicht nur für Faxgeräte, sondern in der Tat für viele Statussymbole in der neuen Ökonomie: email, Internetzugang, Word for Windows und Napster-Software, um nur einige Beispiele zu nennen. Je mehr Menschen sich in ein (technologisches) Netzwerk integrieren, desto wertvoller wird das Netzwerk für sie. Mit einem ausschließlich auf Distinktion basierenden Konzept lässt sich die Napster-Kultur jedenfalls nicht mehr ausreichend erklären.

dominanten Position sind, oder ob nicht die in den 1990er Jahren begonnene Vereinigung von bürgerlicher Kultur und Gegenkultur in Gestalt der Bobos (bourgeois bohemians) die wirkliche Vertreterschaft der kulturellen Elite repräsentiert.

Produktivkraft Kultur bezieht sich also auf einen Prozess, der sich mit Bourdieus' kulturellem Kapital nicht angemessen beschreiben lässt, weil dieser Prozess nicht in der Sphäre der Stile und des Geschmacks bleibt, sondern vor allem die bewusste Konstruktion, Veränderung und Manipulation von Kultur betont – oft am Reißbrett. Produktivkraft Kultur, sowohl als social engineering wie auch als Bedeutungsproduktion, zielt nicht auf Distinktion, sondern auf Verflachung und Integration. Produktivkraft Kultur bezieht sich nicht auf den Konsum kultureller Güter (von Essen bis hin zu Museumsbesuchen), sondern meint vor allem Anwendung kulturellen Wissens zur Gewinnverbesserung von Unternehmen. Produktivkraft Kultur bezeichnet eine Entwicklung, in der sich die beiden Felder Kultur und Ökonomie immer mehr verflechten. Es wäre jedoch verkürzt, den Wandel des Verhältnisses von Kultur und Ökonomie als einen Prozess einer zunehmenden Auflösung der Ökonomie in Kultur zu beschreiben. Ebenso ist umgekehrt eine Ökonomisierung der Kultur zu beobachten. Zur Zeit von Marx, aber auch in der wesentlich größeren Epoche des bürgerlichen Humanismus, waren die beiden Sphären deutlich voneinander getrennt. Kultur stand für Innerlichkeit, Tiefe, Zweckfreiheit, das Gute, Wahre und Schöne. Kultur war das Gegenteil von profan. Elias (1976) hat mit seiner bekannten Kultur-Zivilisations-Antithese die (deutschen) Wurzeln dieser Trennung herausgearbeitet. Zu Beginn der Hochindustrialisierung setzte eine Kommerzialisierung von Kultur ein. Allerdings beschränkte sich die Kommerzialisierung auf kulturelle Güter, auf Produkte der Massenkultur wie auch der Hochkultur, also auf Musik, Literatur, Kunst, Film etc. Im Zeitalter der neuen Ökonomie hat die Kommerzialisierung auch die anthropologischen Dimensionen von Kultur erfasst. Das heißt, die Kommerzialisierung von Kultur erstreckt sich nicht nur auf materielle Kulturleistungen, auf kulturelle Güter/Waren/Produkte, sondern auf einen wesentlich weiteren Kulturbegriff, auf das, was Anthropologen in der Regel als die immateriellen Bereiche von Kultur definieren: auf Bedeutungen, Werte und Normen, Ideen, Diskurse und Informationen, soziale Beziehungen, alltägliche Routinen sowie auf Praxen und Wahrnehmungen. Diese immateriellen Bereiche von Kultur sind zur Ware und zur Produktivkraft geworden.

Die These von der Produktivkraft Kultur möchte ich an zwei Beispielen verdeutlichen.

(1) Das Interesse von Unternehmen an Kultur: Unternehmenskulturkonzepte beziehen sich sowohl auf Bedeutungsproduktion (vor allem innerorganisatorisch) wie auch auf social engineering. Sie umfassen all jene Bemühungen, das Spannungsverhältnis zwischen Individuen mit unterschiedlichen Interessen und der Organisation bzw. den Organisationsleitenden zu kaschieren und eine gemeinschaftliche Ideologie zu kreieren (Wittel 1997). Sicherlich, sowohl die Debatte über 'human relations' und 'wissenschaftliches Management' wie auch die Werks- und Betriebsgemeinschaften der 1920er und 1930er Jahre zeigen, dass das Interesse von Unternehmen an Kultur nicht ganz neu ist. Allerdings ist dieses Interesse mit dem Aufkommen der Unternehmenskulturdebatte Anfang der 1980er Jahre laut Marcus (1998: 5) auf einer neuen Ebene angekommen.

> „Now with a particular value given to the notion of 'corporate culture', human relations seem no longer to be just the 'soft' framework for the discourse of liberal experts and social critics of corporations in relation to how they treat labor, nor only the preserve of public relations departments and corporate philanthropy in the effort to present capitalism with an ethical, socially responsible face. Rather, values, norms, collective ethos, authority in personal relations, and participatory structures of groups now seem to be a salient and very serious frame of thinking for corporate managers at all levels. What was once primarily the intellectual capital of oppositional groups or critics of corporations now seems to be appropriated by corporate leadership as can integral yet ambivalent characteristic of their own thinking."

Unternehmenskultur- und andere neuere Managementskonzepte sind zwar immer Ideologie und Manipulation, aber eben nicht ausschließlich Ideologie, sondern oft auch Realität. Beispielsweise hat es in den vergangenen 20 Jahren auch realiter einen Prozess der Verflachungen von Hierarchien in Organisationen gegeben. Und es ist ja erstaunlich, dass auf Seiten der Praktiker und der Akademiker der nun fast 20jährige Diskurs über Kultur in Unternehmen noch nicht abgeebbt ist – im Gegenteil, er hat sich eher intensiviert (Marcus 1998: 6).

(2) Branding: Branding bezieht sich auf eine mediale und nach außen gerichtete Bedeutungsproduktion. Es geht um Image, Identität und Identifizierung. Um Werte, Weltanschauungen und Lebensstile.

> „The astronomical growth in the wealth and cultural influence of multinational corporations over the last 15 years can arguably be traced back to a single, seemingly innocuous idea developed by management theorists in the mid-1980s: that successful corporations must primarily produce brands, as opposed to products." (Klein 2000: 3)

In „No Logo" beschreibt die Journalistin und Globalisierungskritikerin Klein detailliert, wie es zu dieser Verschiebung (von der Produktion von Gütern zur Produktion von Image) kam und welche Folgen dies hat. So hat etwa Nike, eine der diesen Prozess anführenden Firmen, in der Periode zwischen 1987 und 1997 seine Werbeausgaben verzwanzigfacht – von etwa $25 Mio 1987 auf etwa $500 Mio 1997. Während die globale Bedeutungsproduktion noch bis vor kurzem vor allem per Produktwerbung erzielt wurde, ist das heutige Branding wesentlich umfassender. Nike wirbt nicht für einen bestimmten Turnschuh, sondern Nike wirbt für Nike. Nicht mehr einzelne Produkte werden vermarktet, sondern das Image eines Konzerns. Nike verkauft keine Schuhe, sondern Träume, Botschaften, Statements. Nike hat schon 1992 dem Basketballstar Michael Jordan für eine Werbekampagne mehr Geld bezahlt ($20 Millionen Dollar) als der gesamten indonesischen Arbeitstruppe (30.000 Menschen), die die Schuhe produziert. Immer deutlicher zeigt sich also, dass nicht nur die traditionellen Kulturindustrien (die Medien) Kultur mit globaler Reichweite produzieren, sondern dass alle industriellen Sektoren an der globalen Produktion von Kultur beteiligt sind. Microsoft, Macintosh, AOL, Nike, Swatch, Coca Cola, Calvin Klein, Benetton, McDonalds und Body Shop sind mittlerweile ebenso einflussreich als Produzenten von Bedeutung wie die klassischen Kulturproduzenten, etwa Time Warner und Disney.

Auf der Homepage von fastcompany.com, einem Magazin und Netzwerk für alle, die in den neuen Medien arbeiten, steht in dicken Lettern die „FC rule # 1: The job of a leader isn't just to make decisions. It is to make sense of the fast-changing world of business." Hier deutet sich ein fundamentaler Richtungswechsel an. Jetzt, in der neuen Ökonomie, glaubt man der Homepage von fastcompany.com, gerät nicht Management, sondern Sinnproduktion zur Hauptaufgabe von Führungskräften. Produktivkraft Kultur bezieht sich auf eine Produktivitätsmaximierung

durch die Integration von sozio-kulturellem Wissen in den Arbeitsprozess – der ja bislang vor allem von betriebswirtschaftlichem und technischem Wissen dominiert wurde.

4. Zum Bedeutungsgewinn von kulturellem und kulturwissenschaftlichem Wissen in der neuen Ökonomie

Dass Wissen im Allgemeinen im Verlauf der letzten Jahrzehnte zu einer sehr dominanten Produktivkraft geworden ist, dürfte weithin akzeptiert sein (Bell 1973, Drucker 1993, Lyotard 1984, Knorr-Cetina 1995 und 2000).[11] Deshalb geht es mir in den folgenden Ausführungen speziell um kulturwissenschaftliches Wissen. Seit drei Jahren findet im Sommer im Silicon Alley in New York eine Konferenz für die Industrie der neuen Medien statt, genauer gesagt für die Vorsitzenden dieser Firmen. „Rising Tide Summit", so der Name der jährlichen Konferenz, „is an event at which business leaders, artists, and technological innovators can mediate on, an debate, the 'big picture'".[12] Ich zitiere hier die Passage aus dem Einladungstext der Konferenz im letzten Sommer, die Auskunft über das Thema der Konferenz gibt:

> „Technological innovation is changing our world at a breathtaking pace. Whether it is the Internet revolutionising the music industry, or genetic engineering enhancing the food we eat, technology is altering our world. The pace of this change is relentless, and advances in technology frequently come with serious, and sometimes negative, ramifications. If music is available globally for free, how will artists and other content producers make a living? Should we be feeding our children enhanced foods? Who is left behind in this digital revolution. How will we bridge the digital divide? What is the relationship between hate speech and hate crimes? How can we change the pattern of youth violence today? How valuable is our privacy and can we protect it?"

[11] Dies findet sich im Übrigen schon bei Marx in den Grundrissen (zitiert in Lyotard 1984, S. 86) und steht in gewissem Widerspruch zu seinem Basis-Überbau-Modell.

[12] „It is hard", schreibt Brooks (2000: 167), „to imagine Andrew Carnegie and John D. Rockefeller sitting between evenly spaced bottles of mineral water and discussing 'The Future of Corporate Responsibility' with Mark Twain as the celebrity moderator, but these days we are all intellectuals and intellectuals have to panel."

Die Fragen, die hier diskutiert werden, sind genuin sozial- und kulturwissenschaftliche Fragen und könnten ebensogut auf unseren Kongressen diskutiert werden.

Die Motoren der neuen Ökonomie sind gerade die immateriellen Vermögenswerte (intangible assets), also Ideen, Informationen und Beziehungen.[13] Kulturwissenschaftliches Wissen, so meine These, ist nicht mehr wie in der sogenannten alten Ökonomie ein bestenfalls nebenwertiges Wissen – vielmehr spielt es jetzt eine so zentrale Rolle, dass Konferenzen veranstaltet werden, auf denen Geschäftsleute das sozio-kulturelle 'big picture' debattieren.

Ich möchte dies am Beispiel zweier kulturwissenschaftlicher Wissensfelder verdeutlichen.[14]

(1) Wissen zur Organisation von sozialen Beziehungen. Dies meint letztlich nichts anderes als eine Befähigung zum social engineering. Es geht darum, soziale Figurationen zu produzieren, die die Zusammenarbeit und Kommunikation in und zwischen Unternehmen verbessern. In der Organisationsforschung ist schon oft darauf hingewiesen worden, dass Organisationen ihre 'traditionellen' Organisationsstrukturen fundamental verändern und immer mehr zu Netzwerken werden. (Castells 2000, Imai 1991, Sydow 1996) Es gibt in der Literatur zur neuen Ökonomie einen breiten Konsens, dass fundamentale wirtschaftliche Veränderungen mit fundamentalen sozialen Veränderungen einhergehen und dass Netzwerke die dominante Form sozialer Beziehungen darstellen (Rifkin 2000, Leadbeater 1999, Kelly 1999, Castells 2000, Gilder 2000, Negroponte 1995, Dyson 1998). Menschen, die sich in Netzwerken bewegen, entwickeln eine neue Form von Sozialität. Eine Netzwerk-Sozialität steht in Opposition zu einer Sozialität, die auf Gemeinschaft basiert. Gemeinschaft indiziert Stabilität und Kohärenz, Lokalität, Dauerhaftigkeit, Kontext, Eingebundenheit, Verwurzelung, Integration und eine gemeinsame und

[13] Dass die neue Ökonomie die intangible assets favorisiert, lässt sich anschaulich am Beispiel des Finanzmarkts zeigen. Die in den letzten Jahren zu verzeichnenden hohen Schwankungen von Technologie-Aktien sind in erster Linie darin begründet, dass es schwierig ist, den Geldwert von Ideen und informationstechnologischem Wissen realistisch einzuschätzen.

[14] Ein drittes kulturwissenschaftliches Wissensfeld ist – wie bereits erörtert – Wissen zur internen (Unternehmenskultur, Managementkonzepte) und externen (PR, Branding, Marketing) Bedeutungsproduktion.

geteilte Biographie. Eine Netzwerk-Sozialität (Wittel 2000) hingegen ist nicht dauerhaft, sondern kurzfristig aber intensiv. Netzwerkbeziehungen sind nicht biographisch sondern informationell. Es sind flüssige Beziehungen, die oft mit Hilfe von Medien und IuK-Technologien geführt werden. Netzwerkbeziehungen sind re-kontextualisierte und re-lokalisierte Beziehungen. Sie sind das Pendant zu dem, was der Architekt Rem Koolhaas (1995) als „generic city" bezeichnet. Sie basieren nicht auf Gemeinschaft, sondern auf Individualisierung. Netzwerkbeziehungen lassen sich nicht nur auf Castells makrosoziologischer Ebene (der Auflösung von Organisationen in Netzwerke) beschreiben, sondern auch auf einer mikrosoziologischen Ebene. Als Beispiel seien hier die in jüngster Zeit wie Pilze aus dem Boden sprießenden Netzwerkveranstaltungen in der Internet-Industrie genannt, etwa First Tuesday, Chemistry, e-Futures, Ecademy und Webgrrls, um nur einige zu nennen.

„The dynamics of our society, and particularly our new economy, will increasingly obey the logic of networks. Understanding how networks work will be the key to understanding how the economy works." (Kelly 1998:9f)

Bislang weiß jedoch niemand genau, wie Netzwerke funktionieren, wie in Netzwerken Kapital, Arbeit, Informationen, Klienten und Objekte zirkulieren, wie Integrations- und Ausschlussmechanismen funktionieren, wie sich in Netzwerken Macht und Hierarchie ausdrückt. Dieses Wissen ist ein genuin sozial- und kulturwissenschaftliches Wissen.

(2) Wissen über Technologiekonsum und Interaktion mit technologischen Schnittstellen: Wie sollen Datenbanken strukturiert und organisiert werden? Wer soll Zugang zu welchen Informationen bekommen? Welche Informationen sollen/müssen zirkulieren, welche sollen nicht in den Netzwerkkreislauf eingespeist werden? Was ist ein gutes Interface? Welche web sites sind anwenderfreundlich? Wie soll interaktives Fernsehen aussehen? Welche Inhalte und Anwendungen des World Wide Web sind besonders gut geeignet für Mobiltelefone? Welche technologischen Plattformen eignen sich besonders gut zur Vernetzung? Wiederum: All diese Fragen sind ein genuin sozial- und kulturwissenschaftliches Forschungsfeld. Es ist deshalb keineswegs überraschend, dass etwa new media agencies wie Razorfish, Iconmedialab, Scient, Organic, Sapient und Agency – das sind Firmen, die andere Firmen dabei unterstützen, sich auf die neue

Ökonomie einzustellen – eine große Anzahl von Beschäftigten einstellen, die einen sozial-, kultur- oder humanwissenschaftlichen Abschluss haben. Unsere Kultur ist eine technologische Kultur (Schwarz 2000, Johnson 1997, Lash 2001). Kultur und Technik können nicht mehr, wie etwa noch in den 1970er Jahren, als zwei getrennte Kategorien analysiert werden. In den 1970er Jahren hatte Technikfolgenforschung Konjunktur. Dabei wurde stillschweigend davon ausgegangen, dass techno-logischer Wandel in soziokultureller Isolation entsteht, dass Technologie zuerst von Ingenieuren und Physikern entwickelt und anschließend von Sozialwissenschaftlern in soziokultureller Hinsicht bewertet wird. In der neuen Ökonomie ist eine solche Trennung aufgehoben, weil sozial- und kulturwissenschaftliche Expertisen bereits im Entwicklungsstadium einfließen und somit das technologische Endprodukt in entscheidendem Ausmaß mitkonstruieren. In der neuen Ökonomie sind Technologie und Kultur auf komplexe Weise verflochten. Jeder technologische Wandel ist automatisch von einem kulturellen Wandel begleitet. Und umgekehrt gilt: Es gibt keine Aspekte, Felder und Domänen von Kultur, die gegenüber technologischen Entwicklungen immun sind. Wir leben in Technologie, wir bewohnen Technologie. Technologie ist zu unserer Umwelt geworden.

In beiden Beispielen (soziale Beziehungen und Technologiekonsum) geht es um Kommunikation. Alle gegenwärtigen Transformationen lassen sich letztendlich darauf zurückführen, dass wir (die Konsumenten von IuK-Technologien) Kommunikation transformieren. „Communication", schreibt Kelly (1998:5), „- which in the end is what the digital technology and media are all about – is not just a sector of the economy. Communication *is* the economy."

5. Zum ambivalenten Stellenwert von ethnographischem Wissen in der neuen Ökonomie

Wenn es denn stimmt, dass kulturwissenschaftliches Wissen in der neuen Ökonomie an Bedeutung gewinnt, läge es nahe, die Chancen, ethnographisches Wissen als Beratungswissen verkaufen zu können, als recht hoch einzuschätzen. Die Realität sieht jedoch anders aus. Die Kluft zwischen wirtschaftlichen Organisationen einerseits und traditionellen sozial- und kulturwissenschaftlichen Instituten ist nach wie vor groß. Warum also findet faktisch keine oder nur eine geringfügige Annäherung statt?

Ich denke, man kommt dem Problem mit Lyotard (1984) ein ganzes Stück näher. In 'The Postmodern Condition' analysiert er den Zustand und Status von Wissen in hochentwickelten Gesellschaften. Seine Grundthese: Bedingt durch technologische, vor allem informationstechnologische Transformationen verändert sich in der Postmoderne der Status von Wissen grundlegend. Lyotard beschreibt einen Prozess einer Veräußerlichung und einer Verwarung von Wissen. Wissen werde zusehends mehr operationalisierbar, nur jene Form von Wissen kann unter den veränderten Bedingungen überleben, die direkt in Information übersetzbar ist. Das alte Prinzip, wonach der Erwerb von Wissen untrennbar mit Bildung verbunden ist, verliere mehr und mehr an Gültigkeit.

> „The relationship of the suppliers and users of knowledge to the knowledge they supply and use is now tending, and will increasingly tend, to assume the form already taken by the relationship of commodity producers and consumers to the commodities they produce and consume – that is, the form of value. Knowledge is and will be produced in order to be sold, it is and will be consumed in order to be valorized in a new production: in both cases, the goal is exchange. Knowledge ceases to be an end in itself, it loses its 'use-value'." (Lyotard 1984:4)

Nun stellt sich die Frage, welche Form kulturwissenschaftlichen Wissens einen hohen Tauschwert hat. Eine Antwort hierzu fällt vermutlich nicht allzu schwer. Einen relativ hohen Tauschwert hat anwendungsnahes Wissen. Und all die oben erwähnten Beispiele – von Unternehmenskultur und Branding über social engineering bis hin zu Forschung über Technologiekonsum – stehen für ein anwendungsnahes Wissen. In den letzten zwei, drei Jahrzehnten kam es zu einer zunächst langsamen, jetzt aber immer sichtbarer werdenden Rekonfiguration zwischen industrieeigener und universitärer sozial- und kulturwissenschaftlicher Forschung. Zum einen ist hier von der Emergenz firmeninterner sozial- und kulturwissenschaftlichen Forschung die Rede. Den Anfang machte 1970 Xerox Corporation mit der Gründung von Xerox PARC (Palo Alto Research Center). Der Anfangsauftrag bestand darin, Erkenntnisse über die Architektur von Informationen zu erwerben. Inzwischen gibt es eine ganze Reihe von Firmen im Bereich der IuK-Technologien, die von sich behaupten, sozialwissenschaftliche Forschung voranzutreiben. Und in den neuen Medien arbeiten eben nicht nur Programmierer und web site- Designer, sondern Künstlerinnen, Anthropologen, Soziologinnen, Psychologen und Kommunikationswissenschaftlerinnen.[15] Auf der anderen Seite entstehen immer mehr hybride Institute: Institute mit einer pandisziplinären Ausrichtung (darunter durchaus auch ein sozial- und kulturwissenschaftlicher Block), die sich sehr direkt an den Bedürfnissen und Problemstellungen der Industrie orientieren – die beiden bekanntesten sind das 'Media Lab' des MIT in Boston und das 'Interactive Telecommunications Program' der NYU. In England ware hier das „Hyper Media Research Centre" der University of Westminster zu nennen, in Deutschland das ZKM in Karlsruhe. Fazit: Es deutet sich an, dass in der neuen Ökonomie die Produktion von praktischem kulturellen Wissen an den klassischen akademischen Institutionen vorbei organisiert wird. Mit dem Begriff klassische sozial- und kulturwissenschaftliche Institute bezeichne ich all jene, die ihr Selbstverständnis in der marxistischen Tradition von Gesellschaftskritik verorten. Kulturwissenschaftliches Wissen als Sozialkritik ist ein Wissen mit einem erheblich geringeren Tauschwert als anwendungsfreundliches Wissen.

Zusätzlich zur Dichotomie gesellschaftskritisch versus anwendungsorientiert gibt es noch eine zweite Dichotomie, die in diesem Zusammenhang Beachtung verdient: die zwischen anwendungsorientiertem Wissen und ethnographischem Wissen.

Hierzu vier Beobachtungen aus meiner letzten Forschung, einer zweijährigen Ethnographie der neuen Medienindustrie in London.

(1) Der Zugang zu den Firmen war extrem schwierig. Der ursprüngliche Plan, sechs Firmen zu ethnographieren, ließ sich nicht realisieren, weil ich nur in zwei Firmen Zugang bekommen habe. Selbst reine Interviewanfragen sind zumeist abgelehnt worden. Andere Forschungsprojekte innerhalb des „Virtual Society?"-Programms hatten ähnliche Schwierigkeiten. Es lässt sich also festhalten, dass sich die neue Medienindustrie gegenüber einer sozial- und kulturwissenschaftlichen Erforschung tendenziell eher verschlossen hat. Dies, obwohl das Interesse der neuen Medienindustrie an Publicity enorm war. Gegenüber den Medien, also Journalisten, hat sich die Industrie denn auch sehr geöffnet. Der Grund hierfür hat wohl weniger mit

[15] Zum Anstieg von Anthropologinnen, die in Unternehmen arbeiten, und dem entspechenden Medieninteresse an diesem Phänomen vgl. Suchmann (2000). Suchmann beschreibt den Prozess eines „shifting out of anthropology from academic and public institutions into the worlds of commercial research, development, marketing, and corporate public relations."

Sympathie zu tun, als mit der Tatsache, dass eine journalistische Berichterstattung deutlich schneller ist als eine akademische.

(2) In Großbritannien läuft zur Zeit ein Forschungsprogramm, das auf einer Kooperation zwischen akademischer und innerbetrieblicher Forschung basiert. Um einen Projektantrag stellen zu können, muss sich ein akademisches Institut ein oder mehrere Betriebe als Kooperationspartner suchen. Die Forschung soll etwa zu gleichen Teilen von den akademischen Instituten (finanziert über den Etat des Forschungspro-gramms) und den Betrieben finanziert werden. Die Betriebe können jedoch ihre Finanzierung über Sachmittel oder über Gehälter abdecken. Scott Lash und ich haben einen Antrag eingereicht und mussten hierfür betriebliche Kooperationspartner finden. Wir haben vor allem nach solchen Betrieben gesucht, die dafür bekannt sind, firmenintern sozialwissenschaftliche Forschung (user experience) zu machen. Obwohl wir den Betrieben angeboten haben, sie sollten das Forschungsthema bestimmen, am besten etwas, das in den nächsten Jahren sowieso ansteht, war es sehr schwierig, Kooperationspartner zu finden. Dies ist erstaunlich, denn der Deal hat so ausgesehen: Die Betriebe investieren personell in einen Forschungsbereich, in den sie sowie investieren wollen und zusätzlich bekommen sie gratis für den gleichen Betrag, den sie investieren, akademisches Wissen.

(3) In den meisten größeren Firmen der neuen Medien gibt es eine Abteilung 'usability' oder 'user experience' oder 'human computer interface'. Die Beschäftigten in diesen Abteilungen erforschen und verbessern das Design und die Informationsarchitektur von Schnittstellen, seien es Internet, digitales Fernsehen oder Mobiltelefone. Die meisten Beschäftigten in diesen Abteilungen schwärmen für Ethnographie und betrachten ihre Forschungen selbst als ethnographische Arbeiten. Dies deckt sich jedoch nicht mit meinen Erkenntnissen. Alle Beschäftigten in diesen Abteilungen machen eben keine „wirklichen" ethnographischen Studien, sondern lesen stattdessen die neuesten Bücher von Interface-Gurus wie Brenda Laurel, Don Norman, Jakob Nielson und Bruce Tognazzini.

(4) Während meiner zweijährigen Forschung fiel mir auf, dass alle meine Gesprächspartner erstens den gleichen Jargon benutzen und zweitens dieselben Ideen verkünden (Letzteres natürlich abhängig vom Zeitpunkt der Forschung, die Ideen haben ja zumeist nur eine sehr kurze Halbwertszeit). Dieser Gleichklang des Jargons, der Ideen und der Prognosen zur Entwicklung des Feldes und der Technologien war neu für mich und unterschied sich eindeutig von meiner vorangehenden Forschung über die Einführung von Gruppenarbeit in vier Betrieben. Damals gab es diesen Gleichklang nicht. Wie kommt es zu dieser Uniformität? Die Beschäftigten in der Industrie der neuen Medien sind Akademiker. Alle eignen sich permanent neues Expertenwissen an. Sie lesen die gleichen Bücher und die gleichen Magazine, sie lassen sich die gleichen Mailing-Listen zuschicken. Alle neuen Informationen, Theorien und Tech-nologiesprünge werden in Sekundenschnelle über die elektronischen Netzwerke verbreitet. Manchmal während meinen Gesprächen habe ich mir die Frage gestellt, ob eine Lektüre dieser Bücher, Zeitschriften, web sites und mailing lists nicht genügen würde. Der zusätzliche Erkenntnisgewinn durch ethnographische Forschung war mir nicht immer klar.

Ethnographisches Wissen zielt auf Verstehen, nicht auf Machen, Managen, Anwenden. Es mag durchaus sein, dass ethnographisches Wissen genutzt werden kann für Anwendungswissen, aber diese beiden Formen kulturwissenschaftlichen Wissens sind nicht ohne weiteres kompatibel. Übersetzungsleistungen sind notwendig. Warum also wird ethnographisches Wissen in Firmen doch eher stiefmütterlich behandelt? Meine Vermutung: Ethnographisches Wissen und die neue Ökonomie basieren in einem zentralen Punkt auf einem unterschiedlichen, ja diametral entgegengesetzten Strukturmerkmal. Eine der zentralen Eigenschaften der neuen Ökonomie heißt Geschwindigkeit. Informationen werden in Echtzeit übermittelt. Der „Guardian" bringt jede halbe Stunde ein update seiner Webseite, und die BBC-web site wird gar kontinuierlich upgedated. Ähnlich verhält es sich mit Börsenkursen. Aber nicht nur Informationen werden in ungeheurem Tempo weitergeleitet. Technologien entwickeln sich rasant, firmeneigene Projekte werden immer kürzer und immer schneller. Beschäftigte wechseln immer häufiger und immer schneller ihre Arbeitsplätze. Alles in der neuen Ökonomie ist auf Geschwindigkeit ausgerichtet.

Ethnographien hingegen sind ein langer ruhiger Fluss. Zu nennen wäre hier erstens die Geschwindigkeit der ethnographischen Wissensgenerierung. Es gibt wohl kaum eine wissenschaftlich ernstzunehmende Ethnographie, die in weniger als zwei Jahren erstellt wurde. Dies wird in einem Zusammenhang, in dem die Halbwertszeit von Wissen und Informationen immer schneller ansteigt, zu einem gravierenden Problem. In

der neuen Ökonomie sind zwei Jahre eine Ewigkeit. In einem informations- und kommunikationstechnologischen Umfeld interessiert sich niemand für Fragestellungen, die zwei oder drei Jahre alt sind. Aber auch die Geschwindigkeit der Präsentations- und Kommunikationsformen ethnographischen Wissens ist mit der neuen Ökonomie kaum kompatibel. Ethnographie ist und war schon immer eine kontextintensive Forschung. Die Stärke der Ethnographie liegt in der dichten Beschreibung, oftmals präsentiert in dicken Büchern. Dicke Bücher jedoch entfalten in Zeiten, in denen niemand mehr Zeit hat, nur eine sehr begrenzte Wirkung. Anstelle einer dichten Beschreibung wird in Firmen eine dichte – und das heißt: möglichst knapp gehaltene – Zusammenfassung bevorzugt. PowerPoint symbolisiert diesen Trend besonders anschaulich. Warum noch ganze Sätze formulieren, wenn man stattdessen nur einige Stichworte auflisten muss? PowerPoint steht für Einfachheit, Klarkeit, für eine Reduktion von Komplexität. Ethnographie hingegen gewinnt an Stärke, wenn Komplexität nicht reduziert, sondern entfaltet wird. Nun stellt sich natürlich die Frage, ob all dies für unsere Disziplinen ein Problem darstellt.

Literatur

Adorno, T.W. (1991): Culture Industry Reconsidered. In: ders.: The Culture Industry: Selected Essays on Mass Culture. London: Routledge.

Bauman, Z. (1999): Culture as Praxis. London: Sage.

Bell, D. (1973): The Coming of Post-Industrial Society. New York: Basic Books.

Bourdieu, P. (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Bourdieu, P. (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, R. (Hg.): Soziale Ungleichheiten, S.183-198.

Bourdieu, P. (1993): Sociology in Question. London: Sage.

Brooks, D. (2000): Bobos in Paradise. The New Upper Class and how they Got there. New York: Simon & Schuster.

Business 2.0, January – December 2000.

Castells, M. (2000): The Rise of the Network Society, 2nd edition. Volume 1 of 'The Information Age'. Malden, MA: Blackwell.

Downes, L./Mui, C. (1998): Unleashing the Killer App: Digital Strategies for Market Dominance. Harvard Business School Press.

Drucker, P. (1993): Post-Capitalist Society. London: HarperCollins.

Dyson, E. (1998): Release 2.1: A Design for Living in the Digital Age. New York: Broadway Books.

Elias, N. (1976): Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Fast Company, www.fastcompany.com

Frank, T. (1997): The Conquest of Cool: Business Culture, Counterculture, and the Rise of Hip Consumerism. University of Chicago Press.

Frank, T. (2001): One Market Under God: Extreme Capitalism, Market Populism, and the End of Economic Democracy. London: Secker & Warburg.

Gilder, G. (2000): Telecosm. How Infinite Bandwidth Will Revolutionize Our World. New York: The Free Press.

Gould, S. (1980): The Panda's Thumb: More Reflections on National History. New York: W.W. Norton.

Habermas, J. (1962): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Darmstadt: Luchterhand.

Horkheimer, M./Adorno, T.W (1969): Kulturindustrie, Aufklärung als Massenbetrug. In: dies.: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Frankfurt/Main: Fischer.

Imai, K. (1991): Network and network-in strategy. Paper presented in Milan at the International Conference between Bocconi University and Hitotsubashi University.

Jameson, F. (1991): Postmodernism, or, The Cultural Logic of Late Capitalism. London: Verso.

Johnson, S. (1997): Interface Culture. How New Technology Transforms the Way we Create and Communicate. San Francisco: Harper Edge.

Kaschuba, W. (1995): Kulturalismus: Vom Verschwinden des Sozialen im gesellschaftlichen Diskurs. In: Zeitschrift für Volkskunde, 91/1, S.27-46.

Kelly, K. (1999): New Rules for the New Economy: Ten Ways the Network Economy is Changing Everything. London: Fourth Estate.

Klein, N. (2000): No Logo. London: HarperCollinsPublishers.

Knorr-Cetina, K. (1995): Theoretical Constructionism. On the Nesting of Knowledge Structures into Social Structures. Paper presented at the Annual Meeting of the American Sociological Association. Washington, August 19-23.

Knorr-Cetina, K. (2000): Postsocial Theory. In: G. Ritzer and B. Smart (eds.), Handbook of Social Theory. London: Sage.

Koolhaas, R. and Mau, B (1995): S,M,L,XL. Rotterdam: 010 Publishers.

Lash, S. (2001): Critique of Information. London: Sage.

Leadbeater, C. (1999): Living on Thin Air. The New Economy. London: Penguin.

Lyotard, J. (1979): The Postmodern Condition. A Report on Knowledge. Manchester University Press.

Marcus, G. (1998) (Hg.): Corporate Futures. The Diffusion of the Culturally Sensitive Corporate Form. University of Chicago Press.

Negroponte, N. (1995): Being Digital. London: Hodder and Stoughton. Red Herring, Issue No. 74-85.

Rifkin, J. (2000a): The Age of Access. London: Penguin Books.

Rifkin, J. (2000b): The Age of Access. In: The Industry Standard, 13. März 2000. http://www.thestandard.com/article/display/0,1151,12726,00.html

Schwarz, M. (2000): Digital Media in the Technological Culture – Perspectives for Arts and Cultural Policy. Advice Commissioned by the State Secretary for Education, Culture and Science of The Netherlands.
Shapiro, C./Varian, H. (1998): Information Rules: A Strategic Guide to the New Economy. Harvard Business School Press.
Silicon Alley Reporter, Issue No. 26-37.
Strathern, M. (1995) (Hg.): Shifting Contexts. Transformations in Anthropological Knowledge. London: Routledge.
Suchman, L. (2000): Anthropology as 'Brand': Reflections on corporate anthropology. Paper presented at the annual meetings of the American Anthropological Association, San Francisco.
Sydow, J. (1996): Wissensintensiv durch Netzwerkorganisation – Strukturationstheoretische Analyse eines wissensintensiven Netzwerkes. In: Schreyögg, G./Conrad, P. (Hg.): Managementforschung 6. Berlin, S. 191-234.
The Industry Standard, January – December 2000.
Thrift, N. (2000): The New Economy. Vortrag auf dem Symposium „The Technological Economy", Goldsmiths College (University of London), Dezember 2000.
Wittel, A. (1997): Belegschaftskultur im Schatten der Firmenkultur. Eine ethnographische Fallstudie. Berlin: Sigma.
Wittel, A. (1998): Gruppenarbeit und Arbeitshabitus. In: Zeitschrift für Soziologie, 27/3, S.178-192.
Wittel, A. (2000): Towards a Network Sociality. Paper presented at the 'Cosmopolis' conference in Helsinki.

Simone Langenstein

Plädoyer für Methodenpluralität – Erfahrungen im Umgang mit ethnographischer Organisationsforschung

Wer sich auf eine Forschung in modernen Organisationen einlässt, begibt sich damit in ein aus kulturwissenschaftlicher Sicht noch wenig ausgelotetes Feld. Das Erkunden einer Wirtschaftsorganisation[1] bringt zudem spezifische Restriktionen und Anforderungen mit sich, da beispielsweise der Zugang aus sicherheitsrechtlichen oder zeitlichen Gründen nur eingeschränkt möglich ist, EntscheidungsträgerInnen die Forschung zu beeinflussen versuchen oder sich dem Zugriff durch die Forschung ganz entziehen – Stichwort „Research up". Trotz oder gerade wegen dieser Beschränkungen bieten sich zur Erfassung der Komplexität dieser Organisationen Methoden aus dem Feldforschungsrepertoire an. Voraussetzung dafür ist allerdings, dass der ethnographische Ansatz ernst genommen wird und die Forscher und Forscherinnen sich nicht nur punktuell einzelner Instrumente aus dem gesamten Repertoire bedienen. Werden einzelne Methoden nur halbherzig verwendet oder aus dem Kontext gerissen, birgt dies das Risiko von Fehlinterpretationen.[2] Zudem werden wesentliche Erkenntnischancen ausgelassen. Erst die Kombination verschiedener Erhebungsinstrumente wie Teilnehmende Beobachtung, Leitfadeninterviews und informelle Gespräche während eines längeren Feldaufenthalts ergeben bei der Analyse ein ganzheitliches Bild, das der Komplexität eines Wirtschaftsunternehmens und der Beziehungen im Feld angemessen ist.[3] Im vorliegenden Aufsatz wird auf die Erfahrungen mit qualitativen Methoden bei der Unternehmenskulturforschung einge-

[1] Sämtliche Angaben beziehen sich auf Untersuchungen im Zusammenhang mit meiner Magisterarbeit über Betriebsbindungen in einer Belegschaft. Da ich einen mittelständischen Industriebetrieb als Feld gewählt habe, bildet der Bezugspunkt die Forschung in einem Wirtschaftsunternehmen. Unter Organisation verstehe ich Unternehmen, Verbände, Vereine u.ä. sowohl aus dem profit- als auch aus dem nicht- oder weniger profitorientierten Bereich. Bei einer ethnographisch angelegten Forschung ergibt sich je nach Art der untersuchten Organisation sicher ein unterschiedlicher Einfluss auf Fragestellung, Untersuchungsdesign, Forschungsverlauf und -ergebnisse, die hier jedoch keine Rolle spielen.

[2] Sabine Helmers: Beiträge der Ethnologie zur Unternehmenskultur. In: Meinolf Dierkes/ Lutz von Riesentiel/ Ulrich Steger (Hg.): Unternehmenskultur in Theorie und Praxis: Konzepte aus Ökonomie, Psychologie und Ethnologie. Frankfurt a.M./New York 1993, S. 160.

gangen, die, gerade in diesem spezifischen Umfeld, besondere Chancen bieten und neue Perspektiven auf bzw. aus dem Industriebetrieb ermöglichen.

Je nach Fragestellung werden sich Forschende für unterschiedliche Zugänge und Methoden im Unternehmenskontext entscheiden. In meinem Fall sollte untersucht werden, wie der betriebliche Alltag von Beschäftigten erlebt wird und mit welchen kulturellen Praktiken sie ihn bewältigen. Die Frage ist, wie Angestellte und Arbeiter die formelle und die informelle betriebliche Wirklichkeit wahrnehmen und deuten, welche Akteurinnen und Akteure eine Rolle spielen und was die wesentlichen Bezugsgrößen in der Firma sind, also Arbeit, Beruf, Abteilung und Kolleginnen und Kollegen oder der Betrieb selbst. Methodischer Schwerpunkt bildet der ethnographische Zugang, mit dem der Organisationsalltag aus Sicht der Beschäftigten erschlossen werden soll.

Im kulturwissenschaftlichen Verständnis ist ein Unternehmen

> „ein mit Hilfe qualitativer Feldforschungen beschreibbares gesellschaftliches Subsystem, in dem Arbeitsnormen, Gesetze und Berufsprofile vermittelt, Wertvorstellungen und habitualisiertes Verhalten gepflegt sowie offizielle Sinnkonstrukte entwickelt und verbreitet werden".[4]

Die Empirische Kulturwissenschaft kann hier bei der Forschung in Organisationen eine Stärke einbringen, da die Anwendung qualitativer Methoden zur Erforschung der eigenen Gesellschaft eng mit der Geschichte der Disziplin verknüpft ist. Ein wichtiges Kennzeichen der Ethnographie ist nach Clifford Geertz das Kulturverstehen.[5] Bestandteil des Forschungsprozesses ist die Interaktion zwischen Forscherin oder Forscher und Erforschten. Für die Ethnographie von Unternehmen bedeutet dies, kulturelle Phänomene aus Sicht der dort Handelnden erfahrbar, beschreibbar und interpretierbar zu machen. Es handelt sich jeweils um eine Momentaufnahme, da ein Betrieb als offenes System einem dynamischen Prozess unterliegt, der sich aus der Auseinandersetzung mit Einflüssen der inner- und außerbetrieblichen Welt ergibt.

Ethnographie in einem Unternehmen stellt Feldforscherinnen und -forscher vor neue Herausforderungen, da sie sich in ein Spannungsfeld widerstreitender Interessen begeben, bedingt unter anderem durch die Marktorientierung eines Industriebetriebes und durch die Konkurrenz aus anderen Wissenschaftsbereichen wie beispielsweise Wirschaftswissenschaften, Industriesoziologie und Betriebspsychologie, die schon wesentlich früher als die Kulturwissenschaft Organisationen als Forschungsfeld für sich erschlossen. Hinzu kommt, dass sich KulturwissenschaftlerInnen hier in einem Feld struktureller Gleichheit oder Unterlegenheit befinden, während sie sich in ihren früheren Feldern im Verhältnis zu den Erforschten eher in einer Position „sozialer Überlegenheit"[6] befanden. Doch lassen sich auch in Betrieben Parallelen zu herkömmlichen Feldforschungssituationen finden, wie z.B. der Einstieg über einen Torwächter, die Suche nach Informanten, der Kontakt mit Gewährspersonen und die Teilnahme am (Arbeits-)Alltag.[7]

Die ersten Schritte im Feld

Im Feld der Wirtschaft schien mir der Einstieg von oben am naheliegendsten. Den Zugang von unten, also etwa über den Betriebsrat, hielt ich für wenig erfolgversprechend,[8] da nur die Leitungsebene einen uneingeschränkten Zugang in den Betrieb ermöglichen kann. Eine verdeckte Forschung wollte ich nicht machen, da diese Doppelrolle eine zusätzliche Belastung bedeutet hätte und ich mich in der Firma frei bewegen wollte. Bei einer ersten telefonischen Kontaktaufnahme mit der Leiterin Kommunikation fühlte ich vor, wie groß die grundsätzliche Bereitschaft des Unternehmens sei, sich für mein Vorhaben zur Verfügung zu stellen. Als nächstes folgte ein Vorstellungsgespräch im Betrieb mit einem der Geschäftsführer und der Leiterin Kommunikation. Nachdem mir Offenheit signalisiert wurde und ich zugesagt hatte, mein Forschungsdesign breiter anzulegen als zunächst geplant, steckten wir den Rahmen für meinen

---

[3] Einen guten Überblick über aktuelle ethnographische Forschungen gibt der Band Irene Götz/Andreas Wittel (Hg.): Arbeitskulturen im Umbruch: Zur Ethnographie von Arbeit und Organisation. Münster/New York/München/ Berlin 2000.

[4] Irene Götz: Unternehmensethnographie. Bemerkungen um Kultur(alisierung) und zur kulturwissenschaftlichen Betrachtungsperspektive. In: Götz/Wittel 2000 (wie Anm. 3), S. 61.

[5] Clifford Geertz: Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie der Kultur. In: ders.: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt/M. 1983, S. 21.

[6] Bernd Jürgen Warneken/Andreas Wittel: Die neue Angst vor dem Feld. Ethnographisches research up am Beispiel der Unternehmensforschung. In: Zeitschrift für Volkskunde, 93. Jg. (1997), S. 1.

[7] Vgl. Helmers 1993 (wie Anm. 2) S. 167ff.

[8] Im Einzelfall und je nach Forschungsinteresse mag dieser Weg aber durchaus sinnvoll sein.

Aufenthalt im Betrieb ab. Ich sollte zu möglichst allen Abteilungen Zugang erhalten, zudem wurde mir freie Hand bei der Auswahl von Informantinnen und Informanten eingeräumt – lediglich mit der Einschränkung, die Interviews aufgrund abteilungsspezifischer Arbeitsorganisationen, etwa bei Schichtarbeitern, möglichst am Rand der Arbeitszeiten durchzuführen. Anprechpartnerin während meines knapp achtwöchigen Firmenaufenthalts war die Leiterin Kommunikation. Dieses Gespräch, in dem ich das erste Mal direkt und offiziell mit dem Betrieb in Berührung kam, lieferte bereits interessante Hinweise auf die Firmenkultur.[9] Interessant war das Gespräch auch deshalb, weil mir der Firmenchef den Betrieb aus seiner Perspektive präsentierte und mich auf – aus seiner Sicht – Besonderheiten dieses Unternehmens hinwies. In den folgenden Wochen erarbeitete ich ein Forschungsdesign und stellte mich und mein Vorhaben dem Betriebsrat vor. Mir schien es wichtig, zum einen auf meine unabhängige Position hinzuweisen, da ich der Gefahr, als Spionin der Geschäftsleitung betrachtet zu werden, von vorneherein entgehen wollte. Zum anderen machte ich das Angebot, Anliegen des Gremiums in meiner Forschung zu berücksichtigen.

Der Forschungsverlauf entsprach im Wesentlichen meinen Planungen: Einer zweiwöchigen Exploration, bei der ich mir einen Überblick über den Betrieb und das Umfeld verschaffte, folgte die sechswöchige Hauptphase. In der ersten Phase führte ich während der Arbeitszeit und in den Pausen erste informelle Gespräche mit Beschäftigten und nahm an einer Betriebsversammlung teil – noch nicht auf der Suche „nach Antworten, sondern nach den richtigen Fragen".[10] In dieser Phase kommt der anfänglichen Fremdheit der Forscherin oder des Forschers besondere Bedeutung zu, da sie als Außenstehende Dinge wahrnehmen, für die Insider längst betriebsblind geworden sind.[11]

[9] Auf die besondere Symbolik der ersten Kontaktaufnahme bzw. des Zugangs haben bei Unternehmensforschungen bereits José Mulder van de Graaf und Richard Rottenburg sowie Andreas Wittel hingewiesen; vgl. José Mulder van de Graaf/Richard Rottenburg: Feldforschung in Unternehmen – Ethnografische Explorationen in der eigenen Gesellschaft. In: Reiner Aster/ Hans Merkens/ Michael Repp (Hg.): Teilnehmende Beobachtung: Werkstattberichte und methodologische Reflexionen. Frankfurt a.M./New York 1989, S. 26f. und Andreas Wittel: Belegschaftskultur im Schatten der Firmenideologie: eine ethnographische Fallstudie. Berlin 1996, S. 18f.

[10] Wittel 1996 (wie Anm. 9), S. 19.

[11] Vgl. Mulder van de Graaf/Rottenburg 1989 (wie Anm. 9), S. 28f; Götz 2000 (wie Anm. 4), S. 64.

Teilnahme am Betriebsalltag

Bei der Erhebung setzte ich den methodischen Schwerpunkt auf Teilnehmende Beobachtung, informelle Gespräche und formelle Interviews, um ein möglichst ganzheitliches Bild der gelebten betrieblichen Wirklichkeit zu bekommen. Ein Anliegen war mir, die Innensicht der verschiedenen Berufsgruppen zu erkunden, die – mit unterschiedlichem sozialen Hintergrund und Erfahrungen ausgestattet – auch verschiedene Wahrnehmungs- und Verhaltensweisen entwickeln. Dazu bewegte ich mich quer durch die Abteilungen und auf verschiedenen Hierarchieebenen. Mein Wunsch, zumindest halbtags als Mitarbeiterin in den Arbeitsprozess integriert zu werden, ließ sich nicht erfüllen, da kein geeigneter Arbeitsplatz gefunden werden konnte, so war die „teilnehmende" also meist eher eine „dabeistehende" Beobachtung.[12] Ich blieb weitgehend in der Rolle einer passiven Betrachterin des Geschehens, der sich die Arbeitswelt nur indirekt – durch Gespräche und Beobachtungen – öffnete. In der ersten Zeit gab es häufiger Probleme, mit meinen Gegenübern in ein ungezwungenes Gespräch zu kommen und sie bei der Arbeit zu beobachten, denn meist waren sie ja auf mein Kommen vorbereitet, hatten sich für die nächste halbe Stunde oder Stunde nichts vorgenommen und warteten auf meine Fragen. Mehrfach wurde mir eine scheinbar auswendig gelernte Arbeitsplatzbeschreibung vorgetragen. Dann wurde ich mit der Bemerkung, nun wisse ich ja alles, an eine Kollegin oder einen Kollegen verwiesen. Ich verlegte mich auf die Strategie, die Beschäftigten aufzufordern, wie üblich zu arbeiten. In der Regel saß oder stand ich neben den Beschäftigten, sah ihnen bei der Arbeit zu, begleitete sie auf ihren Rundgängen und erledigte diverse Botengänge. Damit gelang es mir meines Erachtens, der Situation etwas von ihrer Künstlichkeit zu nehmen, und es entwickelten sich offene Gespräche über Arbeit, Kolleginnen und Kollegen oder über den Betrieb – sei es am Arbeitsplatz oder in den Pausen. War die Atmosphäre erst einmal entkrampft, bewerteten es viele Befragte positiv, nach ihrer Meinung gefragt zu werden. Als vorteilhaft erwies sich, wenn ich innerhalb einer Abteilung oder zwischen den Abteilungen von einer Gewährsperson an andere Gesprächspartner und -partnerinnen vermittelt wurde. So erschlossen sich mir im Schneeballsystem neue Kontakte und Einsichten, die zunächst verschlossen erschienen waren. In gewisser Weise gelang so in manchen Abteilungen auch der Einstieg „von unten", der sonst eher „von oben" erfolgte, da Abtei-

[12] Mulder van de Graf/ Rottenburg 1989 (wie Anm. 9), S. 30.

lungsleiter und Meister über mein Kommen informiert sein sollten. Auf diesem Weg sprach ich auch selbständig neue Informantinnen und Informanten an, oder Beschäftigte kamen von sich aus auf mich zu und suchten das Gespräch.[13] So bekam ich nach und nach Denkweisen und Handlungspraxen sowie Ansichten über Beziehungen, Arbeit und Betrieb aus der Perspektive der Angestellten und Arbeiter vermittelt. Die Eindrücke hielt ich in Feldnotizen und in meinem Forschungstagebuch fest und nutzte sie unter anderem als Grundlage für die Erarbeitung eines Interviewleitfadens.

Natürlich gab es auch Verweigerungen, und mir wurde zuweilen nur unwillig oder gar keine Auskunft gegeben. Einmal ging es so weit, dass in meinem Beisein ein Kollege mit dem Hinweis gewarnt wurde: „Jetzt musst Du aufpassen, was Du sagst. Jetzt wird kontrolliert!" Neben der Angst, ausspioniert zu werden, ordne ich diese Abwehrreaktionen einer weiteren Angst des Feldes vor der Forscherin oder dem Forscher zu: der Befürchtung, nicht kompetent zu sein. Mehrmals äußerten beispielsweise Informantinnen und Informanten die Befürchtung, sie könnten mir gar nichts erzählen und sie seien nicht „die richtigen" Ansprechpartnerinnen bzw. -partner. Verdeckte oder offensichtliche Abfuhren bezog ich ebenfalls in den Verstehensprozess mit ein. Ich nahm es zum Anlass, meine eigene Rolle und die Wahrnehmung meiner Person durch die Erforschten sowie die Erwartungen, die mit meiner Anwesenheit verknüpft wurden, zu überprüfen und änderte gegebenenfalls mein Verhalten und Auftreten, um Vorurteile zu entkräften. Solche Reflexionen sollten auch in die Auswertung einfließen um Fehlinterpretationen zu vermeiden. Beispielsweise war für die Wahrnehmung meiner Person in manchen Bereichen sicher auch mein Geschlecht entscheidend, denn im untersuchten Betrieb gibt es noch reine Männerarbeitswelten. Hier wurde mir in manchen Situationen die Unnatürlichkeit der Forschungssituation besonders bewusst. Zum einen als einzige Frau und zum anderen als einzige Person ohne Blaumann war ich als jemand, der nicht dazugehört, für alle sofort identifizierbar, was unterschiedliche Reaktionen auslöste. Einige machten in den Werkstätten einen Bogen um mich. Betrat ich den Pausenraum, verstummte mitunter das Gespräch, die Vesperdosen wurden zugeklappt und die Leute verfielen in auffällige Geschäftigkeit. Als ich das erste Mal im Arbeitsmantel in die Werkstatt kam, kommentierte dies ein Mann prompt mit dem Spruch: „Das sieht jetzt richtig nach Arbeit aus!" Natürlich hatte meine Sonderrolle auch Vorteile, indem sich etwa manche Männer fürsorglich meiner annahmen und sich als besonders auskunftsfreudig erwiesen – mehrfach kam ich so in den Genuss einer Betriebsführung.

Durch die Teilnehmende Beobachtung im Betrieb befinden sich Forschende in einer relativ „natürlichen" Situation. Sie nehmen an der Tagesroutine der Erforschten teil und erfahren durch den gemeinsamen Umgang und die Beobachtung mehr über Bewusstsein und Bewertungen der Beschäftigten als durch offizielle Interviews. Die ständige Präsenz im betrieblichen Alltag kann sogar so weit führen, dass die Rolle der Forscherin oder des Forschers von ihren Gegenübern vergessen wird, jedoch gilt für den Firmenkontext sicher Ähnliches wie für die ethnographischen Forschungen früherer Jahre: Man sollte sich selbst nie für „mehr halten, als einen interessierten Beobachter"[14] und zudem die eigene soziale und wissenschaftliche Rolle nicht ganz aus den Augen verlieren oder im Feld negieren.[15]

Beschäftigte als Experten

Mit dem Führen halboffener Interviews begann ich etwa in der Hälfte der zweiten Forschungsphase. Beim Entwurf des Leitfadens berücksichtigte ich unter anderem Themen, auf die ich durch die Teilnehmende Beobachtung gestoßen war, wie etwa Konflikte um die Frühstückspause oder Spannungen zwischen bestimmten Abteilungen. In Anlehnung an die „grounded theory" versuchte ich, relevante Kategorien aus der Interaktion mit den Erforschten und den im Zusammenhang damit erhobenen Daten zu gewinnen. Ich vermied, meine eigenen vorgefassten Hypothesen an das Feld heranzutragen.[16] Die Interviews fanden alle in der Firma in

[13] Diese Erfahrung machte auch Andreas Novak bei seiner Unternehmensforschung. Er interpretiert diese Kontaktaufnahmen unter anderem als eine Funktionalisierung des Forschers und als Indiz für die seiner Ansicht nach z.T. berechtigte Einforderung von Reziprozität. Vgl. Andreas Novak: Ein Ethnologe in einem deutschen mittelständischen Unternehmen –Anmerkungen zur Feldforschungs-Ideologie. In: Helmers 1993 (wie Anm. 2), S. 181f.

[14] Geertz 1983 (wie Anm. 5), S. 29.

[15] Vgl. Rolf Lindner: Die Angst des Forschers vor dem Feld. Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung als Interaktionsprozeß. In: Zeitschrift für Volkskunde 77. Jg. (1981), S. 55f.

[16] Vgl. Anselm L. Strauss: Grundlagen qualitativer Sozialforschung: Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen und soziologischen Forschung. 2. Aufl., München 1998.

einem abgeschlossenen Büro statt und wurden auf Tonband aufgezeichnet. Die teilweise geäußerten Bedenken meiner Gegenüber, sie könnten mir nichts erzählen, konnte ich mit dem Hinweis ausräumen, in diesem Betrieb seien sie die Experten und ich der Laie; es gehe zudem nicht um „richtige" Antworten, sondern um ihre Sicht auf den Betrieb. Bei der Auswahl meiner Gesprächspartnerinnen und -partner achtete ich darauf, möglichst die verschiedenen horizontalen und vertikalen Ebenen im Betrieb zu berücksichtigen, um die Ansichten verschiedener Alltagsexperten einzufangen. Gegenüber standardisierten Verfahren ist diese Form des Interviews der Komplexität kommunikativer Beziehungen angemessener.[17] Die sozialen Akteurinnen und Akteure können ihre Erfahrungen einbringen und neue Themen in das „Gespräch" einfließen lassen. Mir ging es bewusst nicht darum, nur die Funktionselite zu Wort kommen zu lassen, da sie die offizielle Perspektive vertritt. Sie richtet ihr Handeln und ihre Bewertungen an anderen Regeln, Werten und Normen aus als Menschen in weniger einflussreichen betrieblichen Positionen. Bei Gesprächen mit der Führungsebene lässt sich dagegen etwas über offizielle Grundsätze und Verhaltensvorschriften erfahren, die mit der tatsächlichen betrieblichen Wirklichkeit gespiegelt werden können.

Die Reichweite von offenen oder halbstandardisierten Interviews sind jedoch begrenzt. Mehrere Gründe, die zu einem sorgfältigen Umgang mit den erhobenen Daten zwingen, sollen hier kurz dargestellt werden. Bei aller Offenheit sollte nie vergessen werden, dass es sich um eine künstlich herbeigeführte (Interview)-Situation handelt, die von einem Forschungsinteresse geleitet wird. Möglicherweise werden Beforschte zur Auseinandersetzung mit Themen angeregt, die bisher zu den unhinterfragten Selbstverständlichkeiten ihres Alltags gehörten. Zudem handelt es sich bei dem Erzählten nicht unbedingt um ein Abbild der Wirklichkeit, vielmehr gilt das „Gesagte für das und aus dem Hier und Jetzt".[18] Der Radius der Interviews wird ferner begrenzt durch die Reduktion auf die Erzählebene – der Handlungskontext bleibt außen vor –, und oft ist es schwer, wenn nicht gar unmöglich, über bestimmte Praxen, Alltagsverhalten am Arbeitsplatz oder informelle Regeln zu berichten. Diese Punkte lassen sich nicht einfach abfragen, sie sind eher im

[17] Vgl. Susanne Engel/Ute Trentini/Bernd Jürgen Warneken: Einleitung. In: Bernd Jürgen Warneken (Projektleitung): Lebenswelt in der Arbeitswelt: Informelle Kommunikation im computerisierten Büro. Düsseldorf 1991, S. 7.

[18] Wolfgang Kaschuba: Feldforschung: Teilnehmende Beobachtung als Interaktion. In: ders. (Hg.): Einführung in die Europäische Ethnologie. München 1999, S. 210.

Unterbewusstsein verankert. Bei der Interpretation muss ferner „zwischen der geäußerten Meinung und [der] 'Meinung hinter der Meinung'"[19] unterschieden werden, denn bei Interviewaussagen ist nicht immer klar, ob über etwas gesprochen wird, wie es ist, oder wie es sein soll, oder aber ob die Erforschten das sagen, was sie meinen, was die Forscherin oder der Forscher hören will bzw. soll.[20] Dazu kommt noch ein ganz pragmatischer Punkt, der gegen das Interview als einzige Erhebungsmethode spricht: die Zeit. Interviews bedeuten für die Erforschten immer auch Phasen der Nichtarbeit, aber gerade *um* zu arbeiten, sind sie ja im Betrieb, und nicht um – womöglich auch lästige oder „unnötige" – Fragen einer Forscherin oder eines Forschers zu beantworten. Zudem lassen sich Gesprächsanfragen leichter abschlagen oder Termine absagen und verschieben, als dass man einen Forscher oder eine Forscherin, die erst einmal Kontakt aufgenommen haben, bei der Teilnehmenden Beobachtung im Feld abschüttelt.

Reichweite und Grenzen der Methoden

Für ein vertiefendes Verständnis des Forschungsfeldes ist es also sinnvoll, qualitative Interviews in Kombination mit anderen Methoden zu verwenden. Gerade durch die Einsichten aus der Teilnehmenden Beobachtung erscheinen manche Aussagen in einem anderen Licht. Erst durch die Verknüpfung der verschiedenen Daten können die komplexen Beziehungen, wie etwa in einem Wirtschaftsunternehmen, annähernd erfasst werden. Die Beobachtungen im Betriebsalltag lassen interessante Rückschlüsse bei der Bewertung der Interviewaussagen und für die Interpretation zu.

Ein Beispiel aus der Forschung: In meinem Untersuchungsbetrieb traten die Mitglieder einer Abteilung während der Mittagszeit meist gemeinsam in der Kantine auf,[21] belegten zusammen einen Tisch und unterhielten sich angeregt über die Arbeit, das Essen und Freizeitaktivitäten. Bei Gesprächen mit mir äußerten sich einzelne Befragte dieser Abteilung

[19] Engel/ Trentini/ Warneken 1991 (wie Anm. 17).

[20] Vgl. Utz Jeggle: Geheimnisse der Feldforschung. In: Thomas Hauschild/Heide Nixdorff (Hg.): Europäische Ethnologie: Theorie und Methodendiskussion aus ethnologischer und volkskundlicher Sicht. Berlin 1983, S. 193.

[21] Aufgrund flexibler Arbeitszeitmodelle ist die gemeinsame Pause keineswegs mehr eine Selbstverständlichkeit in dieser Firma. Viele Beschäftigte gehen eher in kleineren Gruppen zum Essen.

teilweise sehr distanziert über ihre Kolleginnen und Kollegen. Die Empfindungen einiger Beschäftigten standen in deutlichem Widerspruch zum nach außen praktizierten, sichtbaren Auftreten. Hier zeigte sich offensichtlich ein Bruch zwischen der gelebten und der erlebten betrieblichen Wirklichkeit, der mir bei der Konzentration auf nur eine Methode verborgen geblieben wäre und zu anderen Deutungen geführt hätte.

Fazit

Qualitative Erhebungen scheinen je nach Forschungsinteresse angemessen, um die Komplexität eines Wirtschaftsunternehmens zu erfassen. Durch den Gegenstandsbezug dieser Verfahren lässt sich die Arbeitswelt eines Industriebetriebes in seinen vielschichtigen Ausprägungen aus der Perspektive von Beschäftigten unterschiedlicher horizontaler und vertikaler Ebenen verstehen und auch in Beziehung setzen. Um sich einen schnellen Überblick über einen Betrieb zu verschaffen, haben die quantitativ arbeitenden Sozialwissenschaften sicher das bessere Instrumentarium – doch bleibt auch viel an der Oberfläche. Intensive ethnographische Studien sind meist mit einem erheblich größeren Zeitaufwand verbunden, bieten aber auch eine Chance, da sie Ein- und Ansichten auf kulturelle Praktiken in der Arbeitswelt eröffnen. Dies erfordert einen sensiblen und verantwortungsvollen Umgang mit den Erforschten und mit den angewandten Erhebungsinstrumentarien. Erst wenn ein Leitfadeninterview tatsächlich mit den Beobachtungen aus dem Betrieb und von der Arbeit in Beziehung gesetzt und die Perspektiven der betrieblichen Akteurinnen und Akteure verschiedener Hierarchieebenen berücksichtigt werden, ergibt sich ein ganzheitliches Bild der betrieblichen Wirklichkeit. Zudem sollten bei der Auswertung und Interpretation die Kontextbedingungen, wie etwa gegenseitige Erwartungshaltungen und Interessen, sichtbar gemacht werden. Die Kommunikation der Forschenden mit dem Feld wird nicht als Störung, sondern als Erkenntnisquelle verstanden,[22] womit zwei der wichtigsten Prinzipien dieser Methode genannt sind: Kommunikation und Offenheit.[23] Dabei kommt der Kulturwissenschaft auch im Feld der Organisationen ihr Umgang mit dem Fremdverstehen zupass, der es ihr ermöglicht, sich auf verschiedene vertikale und

[22] Vgl. Uwe Flick: Qualitative Forschung: Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Hamburg 1995, S. 15 u. 163.

[23] Christa Hoffmann-Riem (1980), zitiert nach Ralf Bohnsack: Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis. Opladen 1991, S. 21f.

horizontale Ebenen einzustellen und Knackpunkte schneller zu erkennen. Durch eine Verbindung verschiedener qualitativer Methoden können blinde Flecken auf der Seite der Forschenden aufgedeckt werden und die Gefahr, unwichtige Themen überzubetonen oder relevante Themen gar nicht zu berücksichtigen, wenn auch nicht ganz ausgeräumt, so doch zumindest verringert werden. An den Forschungsbericht stellt der Einsatz qualitativer Methoden den Anspruch, den Prozess der Erhebung und Interpretation möglichst transparent zu gestalten, damit für die RezipientInnen nachvollziehbar ist, wie die Autorin oder der Autor zu ihren/seinen Ergebnissen gekommen ist. Durch die Vielfalt qualitativer Methoden kann die kulturwissenschaftliche Forschung im Betrieb nach Irene Götz[24] zu einer Vermittlungsarbeit werden, die zwischen Gruppen im Betrieb, die sich räumlich und sozial fern sind, makelt und die Perspektiven von oben und unten, von innen und außen, zu einem ganzheitlichen Bild zusammenfügt.

[24] Vgl. Götz 2000 (wie Anm. 4), S. 65.

Petra Notz

Experteninterviews in der Unternehmensforschung

Einleitung

Der Titel meines Vortrags[1] lautet „Experteninterviews[2] in der Unternehmensforschung". Bevor ich auf dieses Thema zu sprechen komme, noch ein Wort dazu, was Sie sich in meinem Falle unter „Unternehmensforschung" vorstellen können: Ich bin am Forschungsinstitut für Arbeit, Technik und Kultur e.V. (FATK) in Tübingen tätig. Das FATK ist ein Forschungsinstitut, in dem Drittmittelprojekte durchgeführt werden, die der Soziologie, hier insbesondere der Industriesoziologie, sowie der Empirischen Kulturwissenschaft zuzuordnen sind. Unsere Projekte werden in der Regel von der Deutschen Forschungsgemeinschaft, von Stiftungen oder von Ministerien gefördert.

Wenn ich also von „Expertinneninterviews in der Unternehmensforschung" spreche, dann ist damit nicht Forschung von Unternehmen, auch nicht Forschung im Auftrag von Firmen gemeint, vielmehr geht es um Drittmittelforschung in Unternehmen, bei der recht häufig u.a. Interviews mit sogenannten Experten durchgeführt werden. Expertinneninterviews stellen zumeist lediglich ein Element der industriesoziologischen Forschungsarbeit dar. Je nach Erkenntnisinteresse werden zusätzlich auch andere Methoden eingesetzt, beispielsweise standardisierte schriftliche Befragungen, die Auswertung von Geschäftsberichten, Tarifverträgen oder amtlichen Statistiken. Und recht häufig werden qualitative Interviews mit Arbeitnehmern durchgeführt, von der Managerin bis zum Produktionsarbeiter.

In meinem Vortrag will ich auf folgende Aspekte zu sprechen kommen: Erstens soll der Frage nachgegangen werden, was man unter einer Expertin verstehen kann und was Industriesoziologinnen in der Regel darunter verstehen. Zweitens werde ich nachzeichnen, welche Probleme des Zugangs zu Experten bestehen und wie diese Probleme bewältigt werden können. Dabei soll auch angerissen werden, welche Zugangsprobleme Experten einem selber machen können. Drittens soll es um die Gesprächsführung gehen sowie um die Vorbereitung auf solche Gespräche. Viertens will ich mich mit Aspekten bei der Auswertung von Expertinneninterviews und mit dem Feedbackgeben von Forschungsergebnissen in Unternehmen befassen. Fünftens und abschließend soll dann noch eine Antwort auf die Frage versucht werden, ob das Experteninterview als ein besonderes Erhebungsinstrument zu betrachten ist, das bestimmten methodischen Regeln gehorchen sollte oder ob es sich bei Experteninterviews lediglich um eine Bezeichnung für Gespräche mit einem besonderen Typus von Befragten handelt. Beispiele aus Projekten, an denen ich selbst, aber auch andere Kollegen des FATK beteiligt waren, sollen unsere Erfahrungen mit Expertinneninterviews veranschaulichen.

[1] Ich danke Werner Schmidt, der an einer ersten Fassung dieses Vortrags mitgewirkt hat. Für diesen Beitrag wurde der mündliche Vortragsstil beibehalten.

[2] Im Folgenden soll die weibliche und die männliche Form im Wechsel verwendet werden.

1. Experteninterviews – ein begrifflicher Annäherungsversuch

Um mich der Frage zu nähern, was unter einer Expertin verstanden werden kann und welche Vorstellungen Industriesoziologinnen darunter haben, will ich zunächst mit der umgekehrten Frage beginnen: Was unterscheidet Interviews mit sogenannten Expertinnen von Gesprächen mit sogenannten Nicht-Experten in der Organisation? In Interviews mit Akteuren, also *nicht* in Experteninterviews, steht die Person selbst – ihre Sichtweisen, ihre Biographie und ihre persönlichen Erfahrungen – im Vordergrund. Bei Experteninterviews hingegen interessiert weniger der Gesprächspartner als Person, sondern sein spezifisches Expertenwissen. Experten sind damit Personen, die im „Hinblick auf einen interessierenden Sachverhalt als 'Sachverständige' in besonderer Weise kompetent sind" (Deeke 1995, S. 9). Sie verfügen also über ein besonderes Wissen, das für die Forschenden bzw. den Forschungsgegenstand relevant ist. Der Expertenstatus könnte – so Deeke (1995) – als soziales Konstrukt begriffen werden. Demnach sind Experten Fachleute, die über Fachwissen und/oder über ein exklusives Ereignis- oder Fallwissen verfügen. Ihre Kompetenz bezieht sich nicht nur auf das verfügbare Know-how selbst, sondern auch auf den Umgang mit diesem Wissen: Dieser Umgang ist reflexiv und sachlich. Experten können ihr Wissen begründen und es unter Abstraktion persönlicher Wertung vermitteln und unter Umständen für praktische Zwecke nutzbar machen.

Wenn wir also mit Expertinnen reden, dann unterstellen wir ihnen – gemäß diesem sozialen Konstrukt – eine gewisse Neutralität, und wir vertrauen darauf, dass das, was sie sagen, sachlich begründet ist. Als Beispiel für „Expertentum" könnten etwa Expertisen von Wissenschaftlern genannt werden, die als besonders neutrale Personen gelten. Und hier

lässt sich auch veranschaulichen, dass Experten natürlich nicht immer dem sozialen Konstrukt genügen, wenn man an sich widersprechende wissenschaftliche Expertisen denkt, die Parteien häufig aus der Schublade zaubern, wenn sie ihr politisches Handeln über eine wissenschaftliche Fundierung legitimieren wollen.

Wer als Expertin im Unternehmen für ein Interview in Frage kommt, hängt von der Forschungsfrage ab. Idealtypisch könnte jede Person im Unternehmen, die zu einem Sachverhalt über Wissen verfügt als Expertin befragt werden. Das können Führungskräfte aller Ebenen sein, die Geschäftsführung ebenso wie Mitarbeiterinnen, die bei der Einführung neuer Maschinen Auskunft geben können. Doch in der Praxis versteht man in der Industriesoziologie unter Expertinneninterviews qualitative Interviews mit Führungskräften aller Ebenen sowie mit Betriebsräten. Es handelt sich also um Angehörige von Funktionseliten, die, so Michael Meuser und Ulrike Nagel,

> „in irgendeiner Weise Verantwortung tragen für den Entwurf, die Implementierung oder die Kontrolle einer Problemlösung oder wer über einen privilegierten Zugang zu Informationen über Personengruppen oder Entscheidungsprozessen verfügt". (Meuser/Nagel 1991, S. 443)

Das bedeutet jedoch nicht umgekehrt, dass Gespräche mit Managern oder Betriebsräten per se als Experteninterviews zu betrachten sind. Selbstverständlich können Managerinnen auch als Akteurinnen befragt werden.[3]

2. Der Zugang zum Unternehmen: Möglichkeiten und Hürden

Ganz unabhängig davon, welches Forschungsinteresse man verfolgt und nach welcher Methode man vorgehen möchte – also eine schriftliche Befragung, eine Fallstudie oder eine ethnographische Untersuchung –, in jedem Fall stellt sich als Erstes die Frage des Zugangs zum Feld. Grundsätzlich gilt hier: Unternehmen sind der Forscherin verschlossen. Sie haben von sich aus erst einmal wenig Interesse daran, Sozialwissenschaftlerinnen die Türen zu öffnen. Sie werden häufig mit Anfragen von Forschenden konfrontiert, so dass bei vielen Firmen von einem Sättigungsgrad gesprochen werden kann. Häufig können Unternehmen zwischen verschiedenen Forschungsfragen und -gruppen, die ihnen interessant erscheinen, auswählen. Zudem ist Forschung für Unternehmen kostspielig (z.B. während der Arbeitszeit), sie kann zu Unruhe in der Belegschaft oder gar zu gestörten Arbeitsabläufen führen. Die Angst, dass sich Forscherinnen nicht an die versprochene Anonymisierung halten, fördert bei vielen Firmen eine zurückhaltende bis ablehnende Einstellung.

Wer also Zugang zu einem Unternehmen bekommen will, muss etwas inhaltlich Überzeugendes anbieten können und/oder er oder sie muss einen gate keeper haben, der die Türen gleichsam öffnet. Als überzeugend und einem Zugang ins Unternehmen förderlich dürften nicht zuletzt Forschungsfragen gelten, die mit den momentanen Strategien oder Problemen im Unternehmen übereinstimmen. In einem solchen Fall können Firmen ein vitales Interesse an den Ergebnissen einer Untersuchung entwickeln, sich eine wissenschaftliche Expertise erhoffen oder gegebenenfalls sich eine aus den Ergebnissen resultierende Beratung wünschen.

Allerdings – um ein Gegenbeispiel zu nennen – hatten wir bei Projekten auch schon Pech damit, dass unsere Forschungsfrage mit den momentanen Interessen des Unternehmens übereinstimmten. Bei einer Untersuchung über Führungskräfte und deren Einschätzung und Betroffenheit von Reorganisationsprozessen in Unternehmen gerieten wir in den Strudel der dortigen Ereignisse mit negativen Folgen. Für die empirische Erhebung waren zwei Untersuchungsphasen vorgesehen: In der ersten Phase sollten Expertengespräche sowie problemzentrierte Interviews mit Managern durchgeführt werden. Aufbauend auf diesen Ergebnissen war für die zweite Phase eine schriftliche Befragung vorgesehen. In einer der anvisierten Firmen gelang uns zunächst der Zugang, d.h. die erste Erhebungsphase mit den problemzentrierten Interviews und der Expertinnenbefragung konnten wir noch abschließen. Doch die zeitlich später stattfindende schriftliche Befragung im Unternehmen wurde uns verwehrt. Leider war in den damaligen Turbulenzen des Unternehmens die Person abgelöst worden, die uns den ersten Zugang gesichert hatte. Die neue Leitung befürchtete zudem, dass mit unserer Untersuchung die vorhandene Unruhe und Unzufriedenheit unter den Führungskräften zusätzlich geschürt würde. Etwas überspitzt formuliert sahen sich die Verantwortlichen bei der Zugangsentscheidung vor die Wahl zwischen Reflexion und zügiger Umsetzung gestellt: Die Forschungsergebnisse hätten ihnen Hinweise auf die Stimmung im Management gegeben sowie auf die blinden Flecken bei der Umsetzung von Restrukturierungsmaßnahmen. Sie hätten aber auch ein Innehalten und Neuüberdenken impli-

[3] Die Managementforschung hat in den letzten Jahren zu einer Reihe von Untersuchungen über Führungskräfte beigetragen; vgl. Baethge/Denkinger/Kadritzke 1995; Kotthoff 1997; Faust/Jauch/Notz 2000.

ziert. Der Verzicht darauf war hingegen einer zügigen Umsetzung der Reorganisation förderlich; für ein Zaudern oder gar einen Kurswechsel blieb so keine Zeit mehr übrig. Dass die Entscheidung zugunsten letzterer Möglichkeit ausfiel, uns der Zugang also verwehrt wurde, dürfte u.a. daran gelegen haben, dass eine bestimmte Form der Dezentralisierung in Managementkreisen zu diesem Zeitpunkt als best practice galt. Diese von den bekanntesten Unternehmensberatern empfohlenen Maßnahmen mussten deshalb auch keinem weiteren Reflexionsprozess mehr ausgesetzt werden.

Wie im Beispiel schon angesprochen, erhält man den Zugang zum Unternehmen recht häufig über sogenannte gate keeper. Das sind in der Regel tatsächlich Personen, die zur Funktionselite gehören, wie es bereits Meuser und Nagel (1991) dargelegt haben. Mit ihnen wird zumeist das erste Expertinnengespräch geführt, sie sichern einem den weiteren Zugang zur Firma und vermitteln einem Personen, die über Kompetenzen zum interessierenden Sachverhalt verfügen. Aus der Sicht der Empirischen Kulturwissenschaft könnte man die Person der Expertin in der Industriesoziologie mit der Person der Informantin oder des Gewährsmannes vergleichen. Rolf Lindner (1984) weist zurecht darauf hin, dass die Gewährsmänner als Angehörige der Elite zwar bedeutsam sind, um den Forscherinnen den notwendigen Feldzugang zu verschaffen, dass die durchaus problematischen Seiten eines solchen Zugangs jedoch nicht selten übersehen würden. So sei es denkbar, dass die weiteren im Untersuchungsprozess ausgewählten Interviewpartner die Forscherin als Teil des Herrschaftsapparates wahrnehmen würden und entsprechend misstrauisch seien.

Hierzu ein Beispiel aus der Forschungspraxis: Bei der erwähnten Führungskräfte-Studie wurde u.a. in einem Stahlwerk geforscht. In dieser Firma nehmen die Führungskräfte häufig ihr Mittagessen in einer kleinen Gastwirtschaft in der Nähe des Werks ein. Der Personalleiter, mit dem wir bereits ein Expertengespräch geführt hatten, lud uns dorthin zum Essen ein. Es war als freundliche Geste der Geschäftsführung gedacht und gehörte zum Umgang im Werk mit Gästen. Zu spät erkannten wir, dass die Einladung eine Kehrseite implizierte: Denn um uns herum saßen Führungskräfte – zum Teil schon befragte, zum Teil noch zu befragende –, die sich sicherlich Gedanken über unser angeregtes Gespräch mit dem Personalleiter machten. Es entstand womöglich der Eindruck, dass wir Verbündete der Geschäftsleitung seien. Erschwerend kam hinzu, dass es in dem Unternehmen Gerüchte gab, dass bei einer Befragung durch Unternehmensberater Jahre zuvor die versprochene Anonymisierung nicht

eingehalten worden sei. Das war uns zwar zu diesem Zeitpunkt noch nicht bekannt, gleichwohl ist die Frage berechtigt, ob wir bei der Einladung nicht zu blauäugig waren.

Die spannende Frage besteht im weiteren Forschungsverlauf darin, wer für Expertinneninterviews oder für andere Gespräche ausgewählt wird, und wieviel Einfluss dem Forscher bei der Auswahl zugestanden wird. Möglich ist hier vieles. Abhängig ist dies von den Interessen des Unternehmens, doch auch pragmatische Entscheidungen können mit eine Rolle spielen. Ist die Firma an den Forschungsergebnissen zu einer brisanten Frage interessiert, dann wird die Personenauswahl möglicherweise anders aussehen, als wenn sie bemüht ist, die Organisation für die Forschung im besten Licht zu präsentieren. Die Auswahl der Befragten kann sich nach deren Zeitbudget und Bereitschaft ausrichten, spezielle Anliegen der Forscher, in bestimmten Abteilungen zu forschen oder bestimmte Personen zu befragen, können als zu brisant abgelehnt werden usw.

So hatten wir etwa bei dem erwähnten Führungskräfte-Projekt das Interesse, in der Zentrale einer großen Firma über die Folgen der Restrukturierungsmaßnahmen zu forschen. U.a. wäre uns als Forschungsfeld die Zentrale entgegengekommen, weil diese die beste Voraussetzung dafür bot, möglichst viele Führungskräfte für eine schriftliche Befragung erreichen zu können. Zwar gelang uns der Zugang zum Unternehmen, doch nicht für die Zentrale, sondern lediglich für ein kleines Werk abseits des Hauptstandortes. Da die Zukunft dieses kleinen Werkes zum Erhebungszeitpunkt ungewiss war, wollten die Verantwortlichen sich ein Bild über die Stimmung unter den dortigen Führungskräften und deren Einschätzung hinsichtlich der Dezentralisierungsmaßnahmen machen. Und was lag näher, als „neutrale" Wissenschaftler hierfür mit ins Boot zu nehmen?

3. Vorbereitung und Durchführung von Expertinneninterviews

Die dritte Frage lautete: Wie kann man Expertinneninterviews in Firmen vorbereiten und durchführen? Es geht dabei nicht zuletzt um die Erwartungen, denen auch die Forschenden selbst im Feld ausgesetzt sind. Ich will auf die Klippen und Hürden des methodischen Vorgehens eingehen, auf die Gratwanderung, das eigene Wissen angemessen darzustellen und sich selbst als Expertin zu inszenieren, auf unsere Erfahrungen mit den informellen Kleidungsregeln sowie das Für und Wider des Leitfadens. Abschließend will ich auf Probleme und Möglichkeiten des Misslingens bei der Durchführung von Expertinneninterviews eingehen.

Bei den Klippen und Hürden des methodischen Vorgehens möchte ich mit einem Beispiel beginnen: Bei einer Untersuchung über die Transformationsprozesse nach der Wende führten Kollegen unseres Instituts Interviews in ostdeutschen Betrieben durch. Bei einem Gespräch mit einer Führungskraft aus dem oberen Management eines größeren Pharmaunternehmens baten sie den Experten zu Beginn des Interviews, etwas über die jüngere Entwicklung des Unternehmens zu erzählen. Der Angesprochene begann mit seinen Ausführungen, unterbrach sich selbst aber nach relativ kurzer Zeit irritiert: „Haben Sie eigentlich keine Fragen?" Er war überrascht, dass an ihn keine präzisen, einigermaßen standardisierte Fragen gerichtet wurden, sondern die Kollegen ihn – wie es eben guter Brauch ist in der qualitativen Forschung – seinen eigenen Erzählstrang entwickeln ließen. Glücklicherweise konnten sie einen ausgearbeiteten, mehrseitigen Interviewleitfaden aus der Tasche hervorziehen und ihm zeigen. Da sie den Leitfaden nach etlichen Gesprächen bereits auswendig gekannt hatten, hatten sie ihn nicht mehr vor sich auf den Tisch gelegt. Für eine flexible, an die Situation angepasste Gesprächsführung erschien er ihnen zudem kaum noch von Nutzen. Nach dem Vorzeigen des Leitfadens war der Experte zufrieden und das Interview konnte beginnen.

Im Verlauf des Gesprächs erklärte sich auch die Irritation des Managers: Er war vor seiner Tätigkeit in dem untersuchten Unternehmen selbst einmal in einem Forschungsprojekt beschäftigt gewesen. Da er dabei Erfahrungen mit quantitativen Methoden gesammelt hatte, deckten sich seine Methodenerwartungen keineswegs mit der Art des Herangehens meiner Kollegen. Trotz des gelungenen Interviews konnten gewisse Zweifel an deren Arbeitsweise nicht völlig ausgeräumt werden. Vielleicht legte der Interviewte den Forschern deshalb dringend ans Herz, noch ein Expertinneninterview mit der Psychologin des Betriebes zu führen. Wenngleich es inhaltlich zu den Forschungsfragen passte, so hätten sie sich in Anbetracht der Tatsache, dass sie noch weitere Interviews in dem Unternehmen führen wollten, diesem Vorschlag kaum entziehen können.

Auch das Interview mit der Betriebspsychologin stellte sich zunächst etwas anders dar als erwartet. Denn nicht die Interviewer stellten die Fragen, sondern sie. Die Kollegen bekamen es mit einer beschlagenen Vertreterin quantitativer Methoden zu tun, die sie mit ihren Fragen nach der Validität und Repräsentativität ihrer Erhebung durchaus beanspruchte. Sie mussten ihr ihren methodischen Ansatz, dem sie von Gesprächsbeginn an erkennbar äußerst skeptisch gegenüberstand, erklären und diesen rechtfertigen. Doch offenbar bestanden die Darlegungen der Forscher

den „Test" der Psychologin zumindest mit „ausreichend", so dass diese sich nach einiger Zeit darauf einließ, die Rolle des Interviewers wieder mit ihnen zu tauschen. Für weitere Gespräche mit anderen Expertinnen sowie mit einer Reihe von Arbeitnehmern wurde meinen Kollegen in diesem Unternehmen kein weiterer Stein in den Weg gelegt.

Eine solche extensive Methoden-Evaluation durch Befragte ist sicherlich nicht ganz typisch. Mit weniger anspruchsvollen Nachfragen zum empirischen Konzept muss allerdings gerechnet werden. Hier wird deutlich, dass die Vorzüge qualitativer Methoden in den Unternehmen kaum bekannt sind. Dies hat nicht zuletzt historische Gründe, wie Armbrüster (2001) überzeugend darlegt: „Die Bemühungen, Wissen über Organisationen zu produzieren, waren (...) erheblich von der Wortwahl und Praxis des Maschinenbausystems gekennzeichnet (...)." (Armbrüster 2001, S. 6) Hierdurch entstanden Denktraditionen, die ingenieurwissenschaftlich geprägt sind und eben auch heute noch ihre Gültigkeit haben. „Weiche Methoden" erscheinen somit zwangsläufig suspekt.

Das leitet zur zweiten Felderfahrung über: Expertinnen erwarten in der Regel, dass auch die Forscher Experten sind, oder genauer, dass diese ihren Vorstellungen eines sozialwissenschaftlichen Experten entsprechen. Man steht also als Forscher unter dem Druck, sich auch als Experte oder Wissenschaftler zu inszenieren. Wer einen Doktortitel hat, männlich und schon ein wenig älter ist, hat hier sicherlich Vorteile. Bei dieser Selbstinszenierung als Expertin handelt es sich jedoch um eine Gratwanderung. Da Experten gerne mit ihresgleichen, nämlich Expertinnen reden, sollte man sich einerseits als wissenschaftliche Expertin ausweisen können, etwa über Sachwissen, Methodenkenntnisse, über langjährige Forschungserfahrung etc. Andererseits ist es geboten, die eigene Selbstdarstellung in einer Weise zu präsentieren, die nicht zur Verunsicherung des Interviewpartners führt. Ziel ist es letztendlich, Respekt vor dem Wissen des betrieblichen Experten zu bezeugen. Es wäre überaus schädlich, wenn sich der Gesprächspartner unter Druck gesetzt fühlte und sich aus diesem Grund auch selbst als besonders sachkundig zu präsentieren versuchte. Eine Möglichkeit, diese Doppelanforderung aufzulösen, kann darin bestehen, sich selbst als Expertin *anderer* Art darzustellen. Anstatt folglich mit einem Manager in der Automobilindustrie über Kenntnisse der Automobilbranche und deren Marktentwicklung zu konkurrieren, ist es weitaus sinnvoller, spezifisch sozialwissenschaftliches Wissen zu signalisieren, etwa Kenntnisse über verwandte Branchen, Firmen oder Forschungserfahrung zu ähnlichen Fragestellungen. Das vermittelt beides: nicht über das Sachwissen des Befrag-

ten zu verfügen, aber doch aufnahmefähig zu sein und das Erzählte angemessen verarbeiten zu können.

Drittens die Kleidungsfrage – ein Thema, das selten angesprochen wird, aber dennoch auch Teil der notwendigen Selbstdarstellung ist. Was kann, darf, soll man anziehen? Es geht hier einerseits darum, dass man die Erwartungshaltungen der Befragten bedient und deren jeweiliger Alltagskultur Respekt zollt. Es geht andererseits darum, dass man sich selbst einigermaßen wohlfühlt, Sicherheit gewinnt und die Selbstdarstellung als Expertin gelingt. Wie schwierig die Frage des richtigen Anziehens ist, lässt sich am Krawattetragen veranschaulichen. Einige der männlichen Kollegen in unserem Institut tragen bewusst eine Krawatte, wenn sie mit Führungskräften Interviews führen und ziehen sie häufig aus, wenn sie – insbesondere in kleineren Unternehmen – mit Betriebsräten reden. Dieselbe Faustregel würden sie bei Gesprächen mit Mitarbeitern aus der Produktion anwenden. Ob besser mit oder besser ohne Krawatte, war auch immer wieder Thema, als einige meiner Kollegen in der Nachwende in Ostdeutschland geforscht haben. Dort konnte man bei den einen Experten mit und bei den anderen Experten ohne Krawatte auf Vorbehalte stoßen, je nachdem, welchen Pfad das Unternehmen beim Umgangsprozess mit der westdeutschen Managementkultur eingeschlagen hatte.

Die Krawatte ist natürlich nur ein Symbol. Doch gerade im Management kann das Fehlen eines solchen Symbols unterschiedlich gewertet werden: im besten Falle als Symbol der Differenz oder als Symbol der gewollten Distanz zwischen legerem Sozialwissenschaftler hier und Manager dort, im schlechteren Falle aber auch als Symbol der verweigerten Anerkennung, der Missachtung des Feldes und der fremden oder zumindest ungewohnten Kultur dort. Denkbar ist wiederum, dass dieses Symbol in der New Economy auf Vorbehalte stößt, wenn es stimmt, dass es dort zu den Vorlieben selbst herausragender Führungskräfte gehört, Turnschuhe und Jeans zu tragen.

Viertens schließlich der Leitfaden. Bei dem Thema „Methode" wurde das Thema ja bereits gestreift: Die Expertinnen haben zum Teil klare Vorstellungen über eine professionelle Führung und Vorbereitung eines Interviews. Interviewleitfäden könnte man mit einem Spickzettel in der Schule vergleichen: Wenn man ihn einmal geschrieben hat, dann weiß man, worauf es im Ernstfall ankommt, auch dann, wenn man ihn nicht oder nur am Rande tatsächlich benützt. Und wie in einer Klassenarbeit ist es unter Umständen auch im Interview besser, möglichst wenig in den Spickzettel zu schauen. Hier aber eben nicht, weil man sich dabei nicht erwischen lassen sollte, sondern um mit der nötigen Flexibilität kommu-

nizieren zu können. Ob es sinnvoll ist, das Gespräch gänzlich ohne Leitfaden zu führen, ob man ihn nur vor sich auf den Tisch legt, um Vorbereitung zu symbolisieren oder ob und wie häufig auch auf den Leitfaden zurückgegriffen werden sollte, das hängt vom jeweiligen Gesprächspartner ab und ist erst im Interview selbst zu entscheiden. Doch zu einer allzu engen Leitfadenorientierung – Christel Hopf hat dies als „Leitfadenbürokratie" bezeichnet – sollte der Leitfaden nicht führen. Auch in Interviews mit Experten ist es angebracht, die Interviewkommunikation möglichst nahe an die alltägliche Kommunikation anzulehnen und jede Künstlichkeit zu vermeiden, wie sie etwa die Folge von einer ausgeprägten Standardisierung ist.

Doch insbesondere für Forschende, die noch wenig Erfahrung mit Experteninterviews haben, denen das Untersuchungsfeld oder der Forschungsgegenstand noch wenig vertraut ist oder denen es aus anderen Gründen nicht besonders leicht fällt, mit der eigenen Nervosität fertig zu werden, dienen Leitfäden natürlich auch als Sicherheitsnetze. Das sollte nicht unterschätzt werden. Besser ein Interview weniger offen gestalten, als aus Nervosität die Fragen zu vergessen. Wie stark man sich im Interview an einem vorher ausgearbeiteten Gesprächsleitfaden orientieren möchte, ist auch von den Forschungszielen abhängig. Will man die Aussagen verschiedener Gesprächspartnerinnen themenbezogen vergleichen, sollte man darauf achten, dass die Sachthemen alle angesprochen werden. Der Leitfaden kann hier kontrollierend herangezogen werden. Es gilt folglich, die Anforderungen der Sachlogik und der Gesprächs- und Erzähllogik miteinander abzuwägen. Will man Firmen miteinander vergleichen und benötigt deshalb vergleichbare Informationen zu einer Reihe von Sachverhalten, so kann dies durchaus zu einer gewissen Belastung für den Erzählzusammenhang im Interview werden. Dann gilt, je mehr Interviews in einer Organisation geführt werden, desto weniger dringlich ist es, in jedem Interview in diesem Unternehmen alle nötigen Sachfragen anzusprechen.

Die angesprochenen Themen des methodischen Zugangs, der Kleidung, der Wissensdarstellung, des Leitfadens etc. und der Umgang damit hängen eng mit der Tatsache zusammen, dass wir es bei Expertinneninterviews mit Personen zu tun haben, die uns vom sozialen Status her mindestens ebenbürtig und nicht selten sogar überlegen sind. Das „research-up"-Problem, das Bernd Jürgen Warneken und Andreas Wittel in ihrem Aufsatz von 1997 beschreiben, trifft somit nicht nur Volkskundlerinnen, sondern selbstverständlich auch Soziologen.

Ich möchte im Folgenden noch auf das Misslingen von Experteninterviews eingehen. Denn selbst wenn die Interviews gut vorbereitet sind und die Selbstinszenierung als Experte bewältigt wurde, können sich dem Forscher Hindernisse in den Weg stellen, die er selbst wenig beeinflussen kann. Zunächst ist es denkbar, dass Experten den Interviewern gegenüber ganz grundsätzlich misstrauisch sind. So kann beispielsweise die Angst, dass die versprochene Anonymisierung nicht eingehalten wird und Informationen innerhalb der Organisation ungewollt weiterwandern oder außerhalb der Firma bekannt werden, ein solches Misstrauen befördern. Hier drängt sich die Frage auf, welche Folgen die zunehmende Inanspruchnahme von Unternehmensberatung in den Firmen für die Forschung hat. Der Kooperation mit Beratern können sich Manager nicht verweigern, ansonsten würden sie erst recht als beratungsbedürftig wahrgenommen werden. Trotz Verschwiegenheitszusage rechnen die Betroffenen stets damit, dass das, was sie sagen – selektiv und unkontrollierbar – weiterwandert. Das dürfte langfristig Rückwirkungen auf die Art der Kommunikation im Unternehmen haben: „Beratungserfahrene" Führungskräfte lernen eine bestimmte Art der Kommunikation mit Beratern und die Berater wiederum lernen Tricks der Interviewführung, um die heimlichen Verweigerungen zu knacken.

Ein Beispiel für die Konsequenzen aus einer solchen Kooperation haben wir selbst am FATK machen müssen. In einem Projekt, das die Dezentralisierung von Unternehmen zum Inhalt hatte, scheiterte ein Interview mit einem Meister, weil dieser unseren Kollegen – trotz expliziter Beteuerungen – nicht glaubte, dass sie Forscher seien. Er war überzeugt davon, „getarnte" Berater vor sich zu haben, die von der Geschäftsführung ausgesandt worden waren, um ihm für neue Restrukturierungsmaßnahmen in seinem Bereich Informationen zu entlocken. Schon nachdem das Interview begonnen hatte und er Fragen zu seinem Werdegang, seiner Position, seiner Aufgabe, zu Problemen etc. beantwortet hatte, wiederholte er seine Frage, was denn nun eigentlich in seinem Bereich für eine Dezentralisierung eingeführt werden sollte und weshalb. Auch nach erneuter Versicherung der Kollegen, dass dies keinesfalls ihre Absicht sei, war er von dieser Vorstellung nicht abzubringen. Es handelte sich letztlich um ein „gescheitertes" Interview, das auf eine andere Art sehr ertragreich war.[4]

Misstrauisch sind Experten und andere Interviewpartnerinnen mitunter, wenn der Forschungsgegenstand interessenpolitisch heikel ist. Dies

[4] Zum Thema Unternehmensberatung vgl. Faust 1998 u. 2000; Armbrüster 2001.

kann der Fall sein, wenn der Umgang von Firmen mit Tarifverträgen untersucht wird, d.h. eventuelle Verstöße gegen verbindliche Regeln mit zu den Forschungsfragen gehören. Hier ein Beispiel in einer Maschinenbaufirma, in der es einem Kollegen von uns einmal besonders unglücklich erging: Er stand vor dem Personalbüro, als der Betriebsrat, den er bereits aus einem früheren Interview kannte, zufällig vorbeikam. Dieser grüßte ihn freudig und rief ihm im Vorbeigehen nach, er hoffe, dass er bei dem Interview mit dem Personalleiter einiges erfahren würde, denn der Betriebsrat käme ja sonst nie so richtig an die Informationen der Geschäftsleitung. Und genau in diesem Augenblick trat der Personalleiter dazu, mit dem ein Interview zu einem tarifvertraglich heiklen Thema vereinbart worden war. Die wahrheitsgetreuen Beteuerungen, dass es keineswegs vorgesehen sei, die erhaltenen Informationen an den Betriebsrat oder die Gewerkschaft weiterzugeben, fruchteten bei dem Personalleiter wenig. Auch Versicherungen, dass die Inhalte solcher Interviews ebenso wie der Name des Gesprächspartners selbst und die untersuchte Firma immer anonymisiert werden, kamen zu spät. Zwar erklärte sich der Personalleiter nach längeren Vorverhandlungen schließlich doch zu einem Gespräch bereit, doch das Interview durfte nicht auf Band aufgezeichnet werden und musste somit mühselig und zwangsläufig mit Lücken protokolliert werden. Interessenpolitisch heikle Fragen wurden nicht beantwortet, sondern mit Horrorgeschichten über den Terror der IG Metall gekontert.

Schließlich möchte ich auf einen Punkt zu sprechen kommen, den Michael Meuser und Ulrike Nagel (1991) als Problem bei Expertinneninterviews ansehen. Eingangs wurde zwischen dem Expertengespräch und anderen Interviews unterschieden und ausgeführt, dass es bei Expertinneninterviews in erster Linie um Sachwissen gehe, nicht um persönliche Aspekte des Befragten. Meuser und Nagel vertreten deshalb die Auffassung, dass Expertengespräche misslingen, wenn Experten gewissermaßen „aus der Rolle fallen" und über ihr Privatleben berichten. Dieser Auffassung möchte ich mich nicht anschließen. Im Gegenteil: Wenn Expertinnen im Interview persönliche Hinweise geben, ihr Wissen und ihre Einschätzungen über biographische Erfahrungen begründen, geben sie uns damit eine hervorragende Möglichkeit zur Rekonstruktion ihrer persönlichen Interessenlagen, ihrem Habitus und ihren Deutungshintergründen. Dies ist für die Einschätzung und Interpretation der Daten durch die Forschenden von großem Nutzen.

Hier zwei Beispiele: In einem Projekt über die Vereinbarkeit von Beruf und Familie bei männlichen Führungskräften wurden u.a. mit Personalleitern Expertengespräche geführt. Einer der Befragten vertrat die

Ansicht, dass Manager eine befriedigende Integration von Beruf und Privatsphäre durchaus bewältigen könnten. Ein mögliches Scheitern beruhe zumeist nicht auf den Arbeitsanforderungen, sondern sei den persönlichen Unzulänglichkeiten der Führungskräfte selbst geschuldet, etwa weil sie Defizite beim Zeitmanagement oder beim Delegieren hätten oder gar arbeitssüchtig seien und sich ungern von ihren Bürosesseln trennen würden. Beiläufig erfuhren wir am Ende des Gesprächs, dass der Personalleiter selbst für seine Karriere viermal mit seiner Familie umgezogen ist und – auf unsere Rückfrage hin – dass seine Frau einen Wechsel jedesmal mitgetragen habe. Aus diesen Äußerungen lässt sich schließen, dass der Personalleiter in einer spezifischen Partnerschaftskonstellation lebt, in der bestimmte partnerschaftliche Probleme höchstens marginal auftreten. Für die Interpretation des vermittelten Expertenwissens sind diese Informationen bedeutsam.

Ein anderer betrieblicher Experte klagte, dass menschliche Probleme in seiner Firma weder bei den Kollegen und Kolleginnen noch den Vorgesetzten thematisiert werden könnten. Das Interview wurde von einem negativen Grundton gegenüber der Firma bestimmt. Im Laufe seiner Ausführungen offenbarte der Befragte, dass er selbst in einer massiven Ehekrise gesteckt sei und er somit aus eigener Erfahrung wisse, wie wenig Bereitschaft im Arbeitskontext bestehe, einen Betroffenen bei Problemen aufzufangen. Auch hierbei handelte es sich um eine wichtige Information für die Interpretationsarbeit von Teilen des Interviews. Wenn Expertinnen also Hinweise auf persönliche Lebenserfahrungen und Hintergründe geben, indem sie ihre Expertenrolle im Gespräch vorübergehend aufgeben, so sollte dies nicht, wie Meuser und Nagel (1991) glauben, als Problem betrachtet werden, sondern als Chance zur Validierung der Aussagen.

4. Auswertung und Feedback

Das leitet zum vierten Punkt meines Vortrages über: die Auswertung der Experteninterviews und das anschließende Feedback in Unternehmen. Zunächst zur Auswertung: Soeben wurde auf die Bedeutung persönlicher Angaben im Interview hingewiesen. Letztendlich geht es um die Frage des Vertrauens in die Aussagen der Befragten. Wir haben eingangs ausgeführt, dass der Expertinnenstatus als soziales Konstrukt begriffen werden kann: Wir vertrauen auf das Expertenwissen und dies nicht zuletzt deshalb, weil wir in einer arbeitsteiligen Gesellschaft auf ein solches

Wissen angewiesen sind. Es ermöglicht uns, gesellschaftliche Komplexität zu reduzieren und sichert damit unsere Handlungsfähigkeit.

Ähnlich liegt der Sachverhalt bei Expertinneninterviews in Unternehmen: Das Expertengespräch basiert mehr als andere Interviews auf der Prämisse des Vertrauens in das, was die Expertinnen uns erzählen. Doch während einerseits das Vertrauen in das Expertenwissen zu den Konstitutionsmomenten des Experteninterviews gehört, darf dieses Vertrauen andererseits nicht grenzenlos sein. Vielmehr sind seine Begrenzungen in den biographischen und interessenbezogenen Rahmungen des jeweiligen Expertenwissens zu suchen. Somit birgt die „Vertrauensprämisse" also ein zentrales Problem.

Eine Möglichkeit, Expertinnenwissen zu validieren ist – das wurde oben gezeigt –, persönlich erzähltes Hintergrundwissen der Expertinnen in die Auswertung einzubeziehen. Eine weitere Möglichkeit, die Aussagen der Experten einzuschätzen, besteht darin, mehrere Personen mit unterschiedlichen Positionen im Unternehmen zu befragen. Hieraus erhofft man sich, dass sich die in den Aussagen niederschlagenden unterschiedlichen Blickwinkel von Expertinnen nicht nur ergänzen, sondern möglichst auch gegenseitig korrigieren. Deshalb werden recht häufig nicht nur Manager befragt, sondern auch parallel dazu der Betriebsrat; mit anderen Worten: Man versucht, das dargelegte Wissen mittels Cross-Examination zu validieren. Darüber hinaus werden Geschäftsdaten, Berichte oder sonstige Veröffentlichungen und Papiere herangezogen und mit dem Dargelegten abgeglichen.

Die Cross-Examination kann erschwert werden, wenn die Deutungsmuster des Forschers mit der Expertin übereinstimmen. Würde etwa ein Forscher mit der Personalleiterin in seiner Einschätzung übereinstimmen, dass „schlanke" Unternehmen schlagkräftiger sind als „nicht schlanke" Unternehmen, so liegt es nahe, dass die Darlegungen im Interview nicht mehr als Aussagen der Personalleiterin XY gesehen werden, die aufgrund eines bestimmten Handlungs- und Erfahrungswissens zu dieser Einschätzung gelangt ist und die vielleicht zu den Promotoren von Dezentralisierung gehört. Ihre Aussagen würden stattdessen womöglich als „sachlich fundierte" Informationen aufgenommen. Das heißt umgekehrt, wenn das Handlungs- und Erfahrungswissen der „Gegenseite", also beispielsweise des Betriebsrates, zu einer anderen Einschätzung führt, dann kann dieses Wissen möglicherweise vorschnell als tendenziöse Äußerung gedeutet werden.

Inwieweit den Aussagen einer Expertin Vertrauen entgegengebracht werden kann, kann darüber hinaus inhaltlich am Interviewverlauf selbst

geprüft werden. Es dürfte einer Expertin äußerst schwer fallen, eineinhalb Stunden lang ihr Gegenüber zu täuschen. Inhaltliche Brüche und Ungereimtheiten, Probleme bei der Darstellung etc. fallen spätestens auf, wenn die Interviews transkribiert vorliegen. Wenngleich im Expertinneninterview der Erzählzwang des narrativen Interviews und der damit einhergehende Zwang, eine plausible Geschichte zu erzählen, wie es etwa Schütze beschreibt, nicht im selben Maße greift, so gilt doch auch für das Expertinneninterview, dass diese Zwänge abgeschwächt zur Geltung kommen. Zudem ist den Expertinnen durchaus bewusst, dass weitere Gesprächspartner andere Einschätzungen zur Sprache bringen könnten, und sie antizipieren dies bei der Darstellung ihres Wissensvorrates. Absichtliche Täuschungen in Experteninterviews dürften aber eher selten sein, „ehrliche" Darlegungen dahingegen die Regel – selbst wenn sie der Forscherin „schräg" erscheinen mögen.

Kommen wir zum Feedback: Mit der Erhebung des Interviewmaterials ist die Kooperation mit dem Unternehmen häufig noch nicht beendet. Dass einem überhaupt der Zugang gelang und man Ressourcen kostenlos zur Verfügung gestellt bekam, ist zumeist nicht auf die Großzügigkeit des Unternehmens bzw. der dortigen Akteurinnen zurückzuführen. Vielmehr erwarten die Firmen hierfür eine kostenlose Gegenleistung, nämlich eine Rückmeldung über die Ergebnisse. Hiervon kann nicht nur der eigene weitere Zugang zu diesem Unternehmen abhängen, sondern auch der anderer Kollegen.

Wie kann ein solches Feedback im Einzelnen aussehen? Nach unseren Erfahrungen handelt es sich dabei häufig um eine mündliche Präsentation im Führungskreis und/oder um einen schriftlichen Bericht. Wenngleich der Forschungsbericht selbst als schriftliche Rückmeldung weitergeleitet werden kann, um zusätzlichen Arbeitsaufwand zu vermeiden, so birgt eine solche Entscheidung doch auch ihre Schattenseiten. Die Forscherin mag sich etwa implizit gezwungen fühlen, inhaltlich brisante Stellen entweder aus dem Bericht herauszulassen oder aber zu beschönigen. Erstens möchte man Sprecher kritischer Beiträge – etwa durch Zitate – nicht outen. Zweitens sind eigene kritische Einschätzungen prädestiniert dazu, die Unternehmensleitung zu verprellen (was sich wieder auf den Feldzugang auswirkt etc.). Zu bedenken sind auch die unterschiedlichen Lesarten des Forschungsberichtes: Denn während für die Forscherinnen der Anschluss an wissenschaftliche Debatten im Vordergrund steht, fühlen sich die befragten Experten und andere Interviewpartner vom Text persönlich be- und getroffen. Die Analysen werden häufig als

ungenau oder gar unzureichend empfunden, und die Betroffenen können sich falsch eingeschätzt sehen.

Will man darüber hinaus den Interessen der Firmen nachkommen, so dürften typisch wissenschaftliche Ausführungen, also etwa umfangreiche Theoriedebatten oder eine Einbettung der Untersuchung in den sozialwissenschaftlichen Forschungsstand, sicherlich nicht deren Vorstellungen treffen. Aus diesem Grund vereinbarten wir bei dem schon erwähnten Projekt über Führungskräfte in der Industrie mit den Unternehmen die Abfassung spezifischer Firmenberichte. Wenngleich dies mit einem erheblichen zusätzlichen Arbeitsaufwand verknüpft war, so war es im Rückblick der richtige Weg, um einerseits den Firmeninteressen gerecht zu werden und andererseits bei den Ausführungen in unserem eigenen Forschungsbericht entlastet zu sein.

Zusätzlich wurde erwartet, dass der Bericht in jeder Firma präsentiert würde. Unmittelbar einleuchtend ist, dass die diplomatischen Anforderungen an ein mündliches Feedback nicht zu unterschätzen sind. Kritische Einschätzungen und unliebsame Erkenntnisse will und kann man nicht verheimlichen, und so kommt es auf den rechten Ton der Übermittlung an. Auch hier ist die Forscherin wieder auf die Rolle der Expertin verwiesen: Denn einerseits wird erwartet, dass Sozialwissenschaftlerinnen in der Lage sind, kritisch zu denken und dies darzulegen, andererseits müssen diese Kritik und diese Einschätzungen aber kunstvoll verpackt und wohldosiert sein.

Von enormer Wichtigkeit ist hierbei, dass die Ergebnisse in einer Weise präsentiert werden, die die Anonymität der Befragten sichert. Nicht selten handelt es sich um ein schwieriges Unterfangen mit tausend Fallen. Da man sich im Unternehmen kennt, können schon kleine Details, die die Forscherinnen als Informationen selbst gar nicht wahrnehmen, Hinweise auf Personen liefern. Aber auch bei einer bloßen Zahlenpräsentation besteht diese Gefahr, etwa bei einer kleinen Datenbasis. Zur Wahrung der Anonymität gehört selbstverständlich bei Nachfragen auch die Wahrung der Anonymität weiterer befragter Firmen. Somit können sich die Verantwortlichen in dem Unternehmen, in dem man gerade referiert, sicher sein, dass auch der Name der eigenen Firma bei anderen Rückmeldungen nicht genannt wird.

Schließlich und endlich wird man als Forscher häufig mit der Frage konfrontiert, was denn die deskriptiven Analysen jetzt für die Organisation konkret bedeuten. Die wissenschaftliche Expertise fordert also weitere Überlegungen nach Handlungswissen heraus. Aus der Logik der Firmen fragen die dortigen Akteure ganz zurecht: Was heißt das nun für

uns, was würden Sie uns raten? Dies zielt in Richtung Beratungsarbeit. In der Industriesoziologie wird angesichts knapper Stellenangebote für Soziologen und eingeschränkter finanzieller Mittel in Forschungsinstituten derzeit diskutiert, ob denn nicht Beratungsarbeit eine gute Möglichkeit biete, sich ein neues berufliches Feld zu erschließen bzw. an weitere finanzielle Ressourcen heranzukommen. Schließlich hat man sich Know-how angeeignet, das nur selten überhaupt in den Unternehmen zur Kenntnis genommen wird und dort auch in Handlungswissen einmündet. Darüber hinaus würde die Industriesoziologie selbst wiederum von den Erkenntnissen aus der Beratungsarbeit profitieren (vgl. Hardwig 1998; Howaldt 1998; Minssen 1998; Armbrüster 2001).

Meines Erachtens können Sozialwissenschaftlerinnen sehr wohl Beratungsarbeit in Firmen, Organisationen und Verwaltungen machen. Doch wenn sie das tun, dann müssen sie sich darüber im Klaren sein, dass es eine interessenfreie Beratung nicht gibt. Sicherlich lassen sich hier je nach Beratungsthema graduelle Unterschiede feststellen, doch grundsätzlich gilt: Beratungsarbeit wird eingesetzt und bezahlt vom Management und nicht von den Mitarbeitern. Völlig abzuraten ist von Beratungsarbeit in Unternehmen, in denen man selbst gerade als „neutrale Forscherin" eine Untersuchung durchgeführt hat. Das Vertrauen der Befragten hinsichtlich des Datenschutzes würde nachhaltig erschüttert werden.

5. Das Experteninterview – ein besonderes Erhebungsinstrument?

Abschließend möchte ich nochmals auf die eingangs gestellte Frage zurückkommen: Ist das Experteninterview als ein besonderes Erhebungsinstrument zu betrachten, das bestimmten methodischen Regeln gehorchen sollte, oder handelt es sich bei Experteninterviews lediglich um eine Bezeichnung für Gespräche mit einem besonderen Typus von Befragten?

In der einschlägigen Literatur wird dies meines Erachtens bisher nicht eindeutig beantwortet. Meuser und Nagel (1991) sprechen beim Expertinneninterview von einem eigenen Erhebungsinstrument, das von der Methodenliteratur bisher leider sträflich vernachlässigt worden sei. Axel Deeke wiederum bezieht hier eine klare Gegenposition:

> „Erstens ist im Begriff ‚des Experteninterviews' bereits angezeigt, daß seine Besonderheit nicht in einer bestimmten Form des Interviews besteht, sondern darin, daß ‚Experten' befragt werden. Die Antwort auf die Frage, wer oder was ‚Experten' sind, fällt in Abhängigkeit vom Untersuchungsgegenstand und darauf bezogenem theoretisch-analytischen Forschungsansatz ganz unterschiedlich aus. Schon allein deshalb ist ‚das Experteninterview' ein Gegenstand, der sich für Generalisierungen über die Form des Vorgehens wenig eignet und daher gegenüber der methodologischen Abstraktion vom jeweiligen inhaltlichen Forschungsinteresse relativ sperrig ist". (Deeke 1995, S. 7)

Zweitens verweist Axel Deeke darauf, dass die Befragung von Expertinnen kein Privileg der qualitativen Sozialforschung sei, da Expertinnen auf ganz unterschiedliche Weise befragt werden können. Eine der weltweit renommiertesten Studien in der industrial relations-Forschung, der britische Workplace Employee Relations Survey, etwa basiert im Wesentlichen auf über 2000 standardisierten Interviews mit Firmenmanagern, deren Angaben neuerdings direkt vor Ort in elektronische Dateneingabegeräte eingetippt werden und anschließend rasch nach den Regeln der quantitativen Sozialforschung ausgewertet werden können. Hier ist der Übergang zwischen Experteninterviews und standardisierten schriftlichen Erhebungen tatsächlich fließend.

Obwohl beide Argumente Deekes sicherlich eine gewisse Berechtigung haben, möchte ich hier meine vollständige Zustimmung ebenso verweigern wie der Gegenposition von Meuser und Nagel. Erstens wäre es selbstverständlich zulässig, das Expertinneninterview als ein rein qualitatives Erhebungsinstrument zu definieren. Es wäre dann allenfalls immer mit einem Zusatz zu kennzeichnen. Es müsste in diesem Falle explizit vom „qualitativen Expertinneninterview" gesprochen werden. Zweitens stellt das Interview mit Expertinnen durchaus ein paar besondere Anforderungen an die Interviewer, die, wie ich versucht habe zu zeigen, nicht nur bezogen auf Einzelfälle thematisier- und diskutierbar sind. Ob es letztlich besser ist, Experteninterviews als eigenes Erhebungsinstrument zu betrachten oder nicht, diese Frage möchte ich hier somit offen lassen.

LITERATUR

Armbrüster, Thomas (2001): Zur kulturell-kognitiven und konfliktär-politischen Einbettung von Unternehmensberatung oder Warum sozialwissenschaftliche Unternehmensberatung ein marginaler Markt bleibt. Arbeitspapier der Universität Mannheim, Lehrstuhl für Allgemeine BWL und Organisation.

Baethge, Martin/Denkinger, Joachim/Kadritzke, Ulf (1995): Das Führungskräfte-Dilemma. Manager und industrielle Experten zwischen Unternehmen und Lebenswelt, Frankfurt am Main, New York.

Deeke, Axel (1995): Experteninterviews – ein methodologisches und forschungspraktisches Problem, in: Experteninterviews in der Arbeitsmarktforschung, Beiträge zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Nürnberg, S. 7-22.

Faust, Michael (1998): Die Selbstverständlichkeit der Unternehmensberatung, in: Jürgen Howaldt/Ralf Kopp (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Organisationsberatung. Auf der Suche nach einem spezifischen Beratungsverständnis, Berlin, S. 147-181.

Faust, Michael (2000): Warum boomt die Managementberatung? – und warum nicht zu allen Zeiten und überall, in: SOFI-Mitteilungen Nr. 28, S. 59-85.

Faust, Michael/Jauch, Peter/Notz, Petra (2000): Befreit und entwurzelt. Führungskräfte auf dem Weg zum „internen Unternehmer", München und Mering.

Hardwig, Thomas (1998): „Lieber den Spatz in der Hand..."? – Industriesoziologen und Organisationsberatung, in: Jürgen Howaldt/Ralf Kopp (Hrsg): Sozialwissenschaftliche Organisationsberatung. Auf der Suche nach einem spezifischen Beratungsverständnis, Berlin, S. 109-121.

Howaldt, Jürgen (1998): Organisationsberatung als Aufgabe eines sozialwissenschaftlichen Forschungsinstituts. Bemerkungen zu einem neuen Selbstverständnis der Soziologie, in: Jürgen Howaldt/ Ralf Kopp (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Organisationsberatung. Auf der Suche nach einem spezifischen Beratungsverständnis, Berlin, S. 73-83.

Kotthoff, Hermann (1997): Führungskräfte im Wandel der Firmenkultur. Quasi-Unternehmer oder Arbeitnehmer, Berlin.

Lindner, Rolf (1984): Ohne Gewähr. Zur Kulturanalyse des Informanten, in: Utz Jeggle (Hrsg.): Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse, Tübingen, S. 59-71.

Meuser, Michael / Nagel, Ulrike (1991): ExpertInneninterviews – vielfach erprobt, wenig bedacht. Ein Beitrag zur qualitativen Methodendiskussion, in: D. Garz/K. Kraimer (Hrsg.): Qualitativ-empirische Sozialforschung: Konzepte, Methoden, Analysen, Opladen, S. 441-471.

Minssen, Heiner (1998): Soziologie und Organisationsberatung. Notizen zu einem komplizierten Verhältnis, in: Jürgen Howaldt/Ralf Kopp (Hrsg): Sozialwissenschaftliche Organisationsberatung. Auf der Suche nach einem spezifischen Beratungsverständnis, Berlin, S. 53-72.

Warneken, Bernd Jürgen/Wittel, Andreas (1997): Die neue Angst vor dem Feld. Ethnographisches research up am Beispiel der Unternehmensforschung, in: Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 93, S. 1-16.

Nachrichten aus dem Institut

Rena Giannakopulos

Foto: Sandra Schönbrunner

Rena Giannakopulos

Als Rena Giannakopulos im Herbst 1975 ihre Arbeitsstelle wechselte, hatte sie dafür ein ungewöhnliches Motiv: Sie wollte nicht nur anspruchsvollere, sie wollte vor allem auch mehr Arbeit. Die Stelle, die sie verließ, war allerdings so beschaffen, dass die Mischung aus Bequemlichkeit und Monotonie Frustrationen erzeugen musste – sie war Sekretärin eines Professors, der nur einmal in der Woche kurz auftauchte, und ihre wichtigste Aufgabe bestand darin, ihn bei Telefonanrufen zu entschuldigen. Das widerstrebte nicht nur ihrem auf Aktivität und Dynamik angelegten Naturell; es bot auch keinen Ausgleich zu der privaten Einsamkeit nach dem frühen Tod ihres Mannes.

Im Ludwig-Uhland-Institut fand *Gianna* (wie sie bald genannt wurde) eine Stellung, die mit einem breiten Aufgabenspektrum verbunden war und in der sie Verantwortung für vieles übernahm. Wie die Wissenschaftler in 'kleinen Fächern' oft die größten Gebiete abdecken müssen, so kommt auch auf die Sekretärinnen in 'kleinen Instituten' die größte Aufgabenfülle zu. Als Gianna vor etwas mehr als zwei Jahren ihren Abschied vom Institut nahm, war zu lesen, sie habe eigentlich alles gemacht – von A wie Ablage bis Z wie Zwischenprüfung. In der Tat: das Alphabet ließe sich ohne Schwierigkeit aufzählen und ausfüllen – B wie Bereitschaftsdienst, C wie Computerausstattung, D wie Dienstanweisung, E wie Exkursionsplanung, F wie Forschungsantrag, und so fort.

Es gab kaum etwas, für das sie sich nicht zuständig fühlte; ihr Büro war die Schleuse, durch die viele erst Eingang und Zugang zum Institut fanden. Sie arbeitete im Grunde nicht im oder am Institut, sondern sie

war nach ihrem Selbstverständnis das Institut oder doch ein ganz wesentlicher Teil davon. Sie hat das genossen und hat alle ihre Funktionen gerne ausgefüllt. Fast ein Vierteljahrhundert (vom Herbst 1975 bis zum Herbst 1998) war sie am Institut. Sie hat mit drei Direktoren zusammengearbeitet; sie kannte alle jetzigen und fast alle früheren Kolleginnen und Kollegen, und Generationen von Studierenden sind ihr begegnet.

Über der vielen Arbeit ist oft zu kurz gekommen, was auch wichtig für sie war: Freude an der Natur, Neigung zur Geselligkeit, ein gefühlvolles Verhältnis zu Tieren, Spaß an der Gartenarbeit. Wenigstens am Wochenende bot ihr das elterliche Grundstück in Dußlingen einen Ausgleich; und in den Ferien hatte sie das Privileg, dass ihr ein sicheres Quartier auf den Kanaren zur Verfügung stand, erst auf Gomera, dann in Teneriffa. Ihr Traum für den Ruhestand war es, vor allem dort das Leben zu genießen, unbeschwerter als es ihr vorher möglich war. Sie hat dann auch über schöne Tage und Erlebnisse berichtet, aber diese erfreuliche Erfahrung wurde bald beeinträchtigt durch eine schwere Krankheit – und wurde abgeschnitten durch den plötzlichen Tod am 6. Oktober 2000.

Im Ludwig-Uhland-Institut begegnet man auf Schritt und Tritt Spuren ihrer Arbeit. Aber auch über die amtlichen Dienstleistungen hinaus wird Gianna bei vielen durch Hilfestellungen, Wegweisungen und Freundlichkeiten in dankbarer Erinnerung bleiben.

HERMANN BAUSINGER

Rudolf Schenda

Rudolf Schenda ist tot. Er starb zu früh. Anlässlich seines 70. Geburtstags am 13. Oktober 2000 wurde er noch durch ein Symposion geehrt. Er fühlte sich am Abend nicht so ganz wohl, ging heim und legte sich nieder, wachte am Morgen auf und starb. Kein jäher Tod, aber fassungslos vor allem für die Familie und die Freunde. Da geht einer weg, ohne sich verabschieden zu können, ohne eine Ahnung durch Krankheit zu hinterlassen. Auch er selbst war auf einen endgültigen Abschied nicht gerüstet. Unfertige Texte in der Schublade zeigten an, dass er seine Arbeit fortsetzen wollte. Er hatte noch Wichtiges und Schönes zu sagen.

Unabgeschlossenes mochte er nicht. In der Edition von Texten war er geradezu pingelig. Er hatte eine Flasche Wein ausgelobt für ein fehlerfreies Manuskript in der Reihe des Instituts. Er war vermutlich der einzige, der eine Chance gehabt hätte, sie zu gewinnen. Genauigkeit war ein Lebensprinzip, und er bewies auch in Kleinigkeiten, dass dies für ihn keine zwanghafte Sekundärtugend war, sondern systematische Grundlage für große wissenschaftliche Türme. Ein anderes Fundament war das Sammeln. Sein Zettelkasten war sagenumwoben, aber es gab ihn wirklich. Das Alphabet war seine Grundordnung. Das ABC der Tiere, mein Lieblingsbuch, beginnt mit Adler und endet mit Ziege. Ungenauigkeiten wie ff in der Fußnote waren ihm ein Graus, nicht nachgewiesene Zitate konnten Empörung auslösen.

Eine Kultur des Wissens sah er als Aufgabe des Kulturwissenschaftlers, Lücken waren seine Gegner. Hermann Bausinger erzählt die Anekdote, wie sich Schenda im Vorstellungsgespräch entschuldigte, weil er nicht sardisch spreche. Von den Studierenden wollte er bei jeder Exkursion, die durch Ofterdingen führte, wissen, mit wem der Ort nichts zu tun habe. Beim Autofahren kam eine andere Seite heraus, sein Draufgängertum. Er fuhr einen NSU-Prinz, irgendwo und irgendwann „der Bergmeister" – und so fuhr er auch. Wir rasten einen Winter regelmäßig ins Staatsarchiv nach Ludwigsburg. Er arbeitete an seinem Opus magnum, dem „Volk ohne Buch", das 1970 erschien, mit dem er den wissenschaftlichen Durchbruch schaffte, und eine Berufung nach Göttingen ließ nicht mehr lange auf sich warten.

In der Tübinger Zeit entstand sein Gesellenstück. Zusammen mit Frau Susanne schrieb er über die Sizilianische Straße, die er in Monreale als DAAD-Stipendiat bewohnte und die er mit einer ethnographischen Dichte zum Leben erweckte, wie dies für jene Zeit in der Volkskunde unbekannt war. Bei der Darstellung des feuchten Winters wird es mir in der Erinnerung bis heute klamm. Die populäre Druckgraphik war ein anderes Spezialgebiet. Er hatte in einem Aufsatz 1000 Titel zusammengestellt und damit gezeigt, dass es sehr viele gibt und dass wissenschaftliche Zählungen eher zufällig sind. Mit einem großen Bus fuhren wir nach Epinal und Rudolf, den man später duzen durfte, bewies fortlaufend, dass „Alles-Wissen" keine bloße Tugend eines Märchenhelden ist, sondern auch die Dienstverpflichtung eines wissenschaftlichen Assistenten.

Volksfrömmigkeit war ein weiteres Thema, bei dem es auf eine Reise ging, zum Bogenberg und anderen heiligen Stätten. Schenda war nicht fromm, aber er hatte einen erlebbaren und erlernbaren Respekt vor populären Glaubensformen, der nur dann unterblieb, wenn Frömmigkeit dazu

diente, zur Verdummung beizutragen. Er war ein radikaler Aufklärer, der gelegentlich auch fundamentalistische Züge annahm, wenn es um Not und Unterdrückung ging. Das Elend der alten Leute war so ein Fall, in dem volkskundliche Veredelungsversuche harsch zurückgewiesen und jeder Verharmlosung energisch Widerrede geleistet wurde. Dafür hat er den Wilhelmine-Lübke-Preis erhalten, was – egal, wie skurril die Gattin des noch skurrileren Präsidenten unserer Republik gewesen war – eine wichtige Auszeichnung war, die den Richtigen traf.

Damals demonstrierte er die Nützlichkeit des ersten Gangs, zumindest am Berg. Er war realistisch genug, um Weltverwandlern zu widersprechen, aber er blieb lebenslänglich einer, der hartnäckig sein Ziel verfolgte, und das war nicht niedrig gesteckt. Die Lesestoffe der Beherrschten sind die herrschende Literatur, so hieß ein Titel aus den frühen 70er Jahren; damit war sein kulturpolitisches Credo formuliert. Es ging um ein Ende, zumindest eine Linderung der Ungerechtigkeiten in dieser Welt. Die schwierige Realisierung solch aufklärerischen Gedankenguts hat Rudolf Schenda in seiner Tübinger Zeit – und danach – unabhängig und klar betrieben. Die kleinen Leute waren historisch wie ethnographisch sein Forschungsfeld. Seine Arbeit verlor sich nicht in Windungen, sondern sie blieb aufrecht und lebensfrisch. Das Ludwig-Uhland-Institut hat ihm viel zu verdanken.

UTZ JEGGLE

Zum Fall eines Modellfalls. Nach einem Vierteljahrhundert wurde das Erscheinen der haspel-press eingestellt

Das Lob war stets einhellig und fiel zuweilen auch recht vollmundig aus: „haspel-press – die mutige Aufklärungsagentur" goutierte einmal die Ulmer „Südwestpresse", „medium" machte in unserer kulturwissenschaftlichen Nachrichtenagentur eine „Brutstätte für journalistische Produkte" aus und die „Stuttgarter Zeitung" vertraute stets auf die „ernst zu nehmende Informationsquelle". Aller Anerkennung zum Trotz – an dieser Stelle muss mitgeteilt werden, dass der Betrieb der in den letzten Jahren mehr krisengeschüttelten denn kreativen studentischen Presseagentur des

LUI nach einem Vierteljahrhundert und rund 1500 Artikeln zu kulturwissenschaftlichen Themen von A wie Abfall bis Z wie Zillertal eingestellt werden musste.

Eigentlich ärgerlich: Da wird bei jeder Gelegenheit von Hochschulpolitikern, Studierenden und Lehrenden in seltener Einmütigkeit nach mehr Praxisorientierung im Studium gerufen – in der haspel-press hatte man längst eine Institution, in der die journalistische Vermittlung kulturwissenschaftlicher Inhalte wie selbstverständlich eingeübt und praktiziert werden konnte. Hier war Routine, was von anderen als Innovation auf die pädagogischen Märkte der Modellversuche getragen wurde. Die haspel-press war freilich nicht nur nach dem Vorbild von creative-writing-Kursen eine Schreib-Spielwiese. Hier erhielten Studierende die Möglichkeit, für ein Honorar von immerhin 50 Mark und jenseits des Fußnotendiktats über diejenigen Kulturthemen zu schreiben, die einen im Studium ohnehin interessieren. Die haspel-press offerierte die ansonsten rare Gelegenheit, Theorie und Praxis zu verknüpfen und Themen nicht nur für einen Seminarschein zu bearbeiten, sondern obendrein für den Genuss einer Veröffentlichung. Dennoch dümpelte die Schreibschule und Nachrichtenagentur in den letzten Jahren nur noch träge vor sich hin. Die haspel-Redakteure und Redakteurinnen mussten zuletzt schreibwilligen Studierenden hinterherlaufen. Der Absatz stagnierte, und so bröckelte beharrlich auch das finanzielle Fundament des Unternehmens. Am Schluss sprach alles dafür, die haspel-press – auch wider besseres pädagogisches Wissen und allen Anhänglichkeiten zum Trotz – einzustellen. Der Institutsrat des LUI beschloss am 13. Dezember 1999 mit fünf gegen zwei Stimmen bei drei Enthaltungen das Aus.

Punktum. Dass es so kam, ist freilich immer noch schwer nachvollziehbar: Die Idee, die Einrichtung einer Schreibwerkstatt mit einer kulturwissenschaftlichen Informations- und Aufklärungsagentur zu verknüpfen, war gut. Hier konnten spätere Journalisten und Journalistinnen berufliche Vorerfahrungen sammeln, und für viele Medienleute war denn auch die haspel-press ein passendes Sprungbrett. Von hier aus gelangte wissenschaftliches Allerlei aus den Rubriken Alltagskultur, Jubiläen, Geburtstage und Kulturgeschichte lange Zeit in zwölf und später nur noch sechs Ausgaben pro Jahr aus dem Haspelturm in die große, weite Medienwelt. Die erste Ausgabe vom Juni 1976 spiegelt den fach- und bildungsreformatorischen Aufbruchsgeist der Zeit: Im Duktus aufgeklärter Alltagswissenschaft befreite ein Beitrag von Martin Scharfe den Brauch der Sonnwendfeuer vom mythenschweren Ballast des Uralten und stellte stattdessen seine Funktionalisierung und Ideologisierung im Nationalso-

zialismus in den Vordergrund. Andere befragten in diesen Anfangszeiten die Welt des Alltags aus immer wieder überraschender Perspektive: Eckart Frahm widmete sich dem „Siebenschläfer als Wetterprophet", Utz Jeggle erhellte „Wie der Blitzableiter nach Württemberg kam" und Karen Ellwanger stellte in einem kulturgeschichtlichen Gehversuch die gewichtige Frage „Warum hat der Schuh einen Absatz?"

In der haspel-press wurde gezeigt, dass es nichts gibt, was es immer schon gab. Gleichzeitig wurde demonstriert, dass es nichts gibt, was nicht von kulturwissenschaftlichem Interesse wäre: die Kulturgeschichte des Klos von der Plumpsvariante über den Nachttopf bis zur Erlebnistoilette, die Geburtsstunde des Kaugummiautomaten, die Auf- und Abstiege von Nylonstrumpf, Minirock und Lederhose, Tierfriedhöfe, Portraits von Idolen und Unbekannten, volkskundliche Hintergrundbeiträge zu Allerheiligen oder Himmelfahrt, Verzehrbares wie Müsliriegel oder Hundefleisch. In den Artikeln der 1970er, 1980er und 1990er Jahre über Tanzen von Rap bis Tango, Todesanzeigen und Heiratsannoncen, den Kult um Lady Di oder Bewegungsformen wie Fußball, Radeln oder Schwimmen wird so auch die theoretisch schon vollzogene und nun auch praktizierte Öffnung der EKW zu einer Alltagswissenschaft moderner Gegenwartskulturen sichtbar.

Mit einer solchen Institution, so die Erfahrungen der ersten Jahre, konnten etliche Fliegen mit einer Klappe geschlagen werden: Für das LUI war die haspel-press ein Schaufenster, in dem es Wissenschaft sichtbar und kulturwissenschaftliche Perspektiven auf journalistisch interessante Themen plausibel machen konnte. Die Erträge aus Forschung und Lehre blieben nicht länger diesseits der Schlossmauern, sondern wanderten zu zahlreichen Zeitungsredaktionen und Hörfunksendern. Das Studium erhielt so eine verbindliche Praxisorientierung, denn schließlich landen noch immer mehr als 20 Prozent der LUI-Absolventen und Absolventinnen in Medienberufen. Und wenn man dann via haspel-press die Gelegenheit erhielt, mit einem Artikel zugleich einen Schein zu erwerben, ein Honorar einzustreichen und schließlich noch eine Veröffentlichungsmöglichkeit zu haben, dann ist das im normalen Studienalltag eigentlich schon ein recht erkleckliches Erfolgserlebnis.

Und: Man übte in der Vermittlung wissenschaftlicher Inhalte die an deutschen Universitäten ansonten wenig kultivierte Tugend der Verständlichkeit. Betreut und betrieben wurde die haspel-press in der Regel von zwei studentischen Tutoren, die mit den Studierenden Themen ausguckten, konzeptualisierten und die Artikel schließlich so lange um- und überarbeiteten, bis sie Publikationsreife hatten. Der Prozess der Textgenese wurde nicht selten zum beiderseitigen Geduldsspiel, denn in dieser Betreuung saßen sich stets gestrenge und gewissenhafte Tutoren auf der einen Seite und eine unendlich vielfältige Schar an kleinen Egon Erwin Kischs und Gabriele Goettles auf der anderen Seite gegenüber, die ihre Artikelentwürfe bis ins letzte Komma als mindestens halbgenial verteidigten. Dennoch: Die Lernerfolge waren meistens groß, denn nicht selten war bis dato für die Studierenden unvorstellbar, dass ein einladender Artikeleinstieg oder eine gelungene Titelzeile schon mal zur schier unüberwindbaren Hürde werden kann. Unerschütterlich regierte dabei das Solidar-Prinzip: Für alle Artikel – gleichgültig, ob sie keinmal, einmal oder zwanzigmal von Zeitungen oder Radios übernommen wurden – wurde Einheitshonorar ausbezahlt.

Warum kam dennoch nach dieser Erfolgsgeschichte das Scheitern und obendrein noch in einer Zeit, da ständig mehr Praxisorientierung im Studium eingefordert wird? Über die Gründe kann nur spekuliert werden. Geändert hat sich sicherlich auch die Medienlandschaft, wo kulturwissenschaftliche Kompetenz nicht mehr als Privileg eines Universitätsinstituts beansprucht werden kann. Mit der Popularisierung der Geistes- und Sozialwissenschaften und der Verwissenschaftlichung der Alltage ist die Zahl der Journalisten gewachsen, die über kulturwissenschaftliche Themen genauso solide und oft genug auch weitaus professioneller schreiben können. Offenbar hat ein Institut, das sich bewusst der Öffentlichkeit öffnet, längst sein Monopol verloren. Das Thema „Kultur" ist kein exklusives Privileg mehr. Die Selbstverständlichkeit jedenfalls, hier Zuständigkeiten bei einem Institut wie dem LUI zu erkennen und zu nutzen, ist offenbar abhanden gekommen.

Das programmatische Anliegen der haspel-press war einst dasjenige, Phänomene von Kultur und Alltag zu entmystifizieren, und das hieß zuallererst, sie an ihre sozialen und ökonomischen Grundlagen rückzubinden. Genau dies aber ist in Prozessen der Kulturalisierung des Sozialen und Gesellschaftlichen nicht mehr gefragt. Kultur, so die gesellschaftliche Bedarfslage, die zuerst und am eindringlichsten von den Medien eingefordert wird, gerät stattdessen zum Ornament und Dekor. Volkskundliche Themen wie Muttertag oder Valentinstag, Wintersonnenwende oder Johannisfeuer, Adventskranz oder Fasnacht scheinen diesen Bedarf an neuen Harmlosigkeiten und Kuriositäten zu befriedigen. Liest man heute in den Wochenendbeilagen der Tageszeitungen Artikel zu volkskundlichen Themen, dann scheint man zuweilen just wieder da angekommen zu sein, wo die haspel-press Mitte der 1970er Jahre angesetzt hatte. Wie selbstverständlich wird da wieder von Bräuchen mit „heidnischen

Ursprüngen“ im Jargon des Uraltundimmerschondagewesenen berichtet. In den Medien vertreten die Volkskundler und Kulturwissenschaftler den Part der Unterhaltungsbranche.

So sinkt und verlagert sich beständig das Niveau der journalistischen Beiträge über kulturwissenschaftliches Inventar; die Intentionen sind offenkundig andere geworden. Auf dem Medienmarkt ist Komplexitätsreduktion gefragt; Karriere machen Bilder und Begriffe, die Unübersichtliches ordnen und Differenzen verwischen. Mit diesem Anpassungsdruck der Medien wurde die Stärke des kulturwissenschaftlichen Blicks – Alltagsnähe, Erfahrungsorientierung, Perspektive der Lebenspraxis – auch in der haspel-press zur Schwäche. Viele Beiträge betrieben zuletzt genau das, was in fachlichen Selbstthematisierungen immer wieder problematisiert wird: die Exotisierung der Selbstverständlichkeiten und die Erhöhung des Banalen. Oft genug waren die Beiträge in der haspel-press zuletzt diesem Trend denn auch bis zur Schmerzgrenze nachgegangen.

Dennoch bleibt da ein Widerspruch, der nicht ohne weiteres aufzulösen ist. Einerseits häufen sich am LUI wie auch an anderen volkskundlichen Instituten die Anfragen und Anrufe von Hörfunk- und Zeitungsredaktionen, die auf die Schnelle akademisch vorgetragenes Wissen über den Valentinstag, den Muttertag, Volksfeste, über den Ekel vor Innereien, die Geschichte der Biergärten, über Brauch und Tradition als schmuckes Ornament für die graue Nachrichtenwelt abrufen wollen. Dass die vorgetragenen Deutungen und Interpretationen möglichst mit dem Zusatz „Doktor“ oder „Professor“ nobilitiert sein sollen, mag zum Teil die gleichzeitigen Absatzschwierigkeiten der haspel-press erläutern, aber eben nur zum Teil. „Am Anfang war es nur ein Scherz“, erinnerte Mitinitiator Hermann Bausinger anlässlich des 20jährigen Jubiläums 1996 in einem Geburtstagsportrait der haspel-press von Yildiz Özcan an die Anfänge der LUI-Presseagentur, „und niemand dachte, dass dieses Ding ein halbes Jahr überlebt.“ Am Ende waren es 25 Jahre geworden. Immerhin.

FRIEDEMANN SCHMOLL

Leidbilder, nonkonforme Module und surprise

Anmerkungen zur Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Tübingen, 9. bis 11. November 2000

Nach 34 Jahren war das Ludwig-Uhland-Institut wieder Gastgeber der in zweijährigem Turnus veranstalteten Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (DGV). Die erste Zusammenkunft – damals sprach man noch, völlig unsensibel in Sachen politischer Korrektheit, von Hochschullehrertagungen – fand im April 1966 zum Thema „Das Volksleben unserer Zeit“ statt; der Sammelband mit Beiträgen und Diskussionsberichten erschien wenige Monate darauf und enthielt Orts-, Personen- und Sachregister.[1] Das diesmalige Thema war etwas launiger formuliert „Volkskunde '00. Hochschulreform und Fachidentität“ – vielleicht schien ja Galgenhumor angesagt. So ändern sich die Zeiten. Bestritten wurde die Tagung allerdings immer noch von den Professor-Innen; die in erfreulicher Zahl anwesenden Studierenden beschränkten sich aufs Zuhören, und nicht Habilitierte ergriffen im Plenum eher selten das Wort.

„Wie überleben wir die Hochschulreform?“, das kann man im Nachhinein sagen, wäre ein durchaus treffender Titel gewesen. Die Frage nach der „Mitte des Faches“ bewegte die Gemüter kaum. Wie unterschiedlich die Antworten aus den verschiedenen Instituten darauf auch sein mögen – alle Anwesenden sahen sich gleichermaßen den Bedrohungen ausgesetzt, die die laufenden Hochschulumbauten für ein „kleines Fach“ beinhalten. „Kleines Fach“, die Bezeichnung bedeutet Ähnliches wie die Aufnahme in die rote Liste der bedrohten Arten. Für das Wissenschaftsmanagement fallen darunter Disziplinen, die weder Lehrer ausbilden noch Diplome verleihen, Magisterfächer mithin, die zudem noch „keinen systematischen Anspruch“ (so der Wissenschaftsrat) erheben können. Die freundlichen Worte, die der Tübinger Rektor Eberhard Schaich in seiner Begrüßung für die Leistungen der „kleinen Fächer“ fand, konnten angesichts der Erfahrungen mit einer Reform, die gnadenlos die Anbetung des Fetischs der Vermarktbarkeit verlangt, nur kurzzeitig trösten.

[1] Populus Revisus. Beiträge zur Erforschung der Gegenwart [= Volksleben, Bd. 14]. Tübingen 1966.

Nun zählt das Vielnamenfach, das im Folgenden der Einfachheit halber als Volkskunde bezeichnet wird, ja wirklich nicht zu den Orchideen im Universitätsgestrüpp. Mit 6.000 Studierenden an 23 Instituten, die von 33 AmtsprofessorInnen betreut werden (so die Berechnung von Gottfried Korff), und angesichts stark steigender Anfängerzahlen an allen Standorten brauchen wir über fehlende Nachfrage nicht zu klagen. Faktisch verbirgt sich aber hier ein wesentliches Problem, das auch die Tagung durchzog. In den jeweiligen Hochschulen und meist auch in den Regionen anerkannt, in der akademischen Landschaft durch prominente Fachvertreter und originelle Studien durchaus positiv renommiert, wird das Gesamt aus Volkskunde, EKW, Europäischer Ethnologie, Kulturanthropologie doch nicht als eine kohärente und innovative Disziplin wahrgenommen, als ein etabliertes Hochschulfach, das selbstverständlich zum Kernbestand jeder Volluniversität gehört.
Gegen die Zersplitterung der Bezeichnungen existiert, so schien es, kein Patentrezept. Einigkeit herrschte, dass die gemeinsame, offensive Interessenvertretung durch die DGV um so nötiger ist, an der es in der jüngeren Vergangenheit doch in vieler Hinsicht mangelte. Konsens bestand weiter, dass es ein schärferes Bild zu erarbeiten gilt, welche Kompetenzen, welche „Expertise" uns in Hochschulen, Wissenschaftsverwaltung und Politik zugeschrieben wird; erst dann wird man systematisch diese Stärken in der Präsentation des Faches nach außen darstellen können. Das Potential der DGV-Kongresse etwa wird in dieser Hinsicht bisher ungenügend genutzt.

Soweit die Leid-Bilder (Ueli Gyr) von der Situation des Fachs, das mit professioneller Selbstreflexivität über die eigene Neigung zur Lamentation lamentierte. Knotenpunkt der Reformen, die es zu meistern gilt, ist die Frage der Einführung von Bachelor/Master-Studiengängen und die damit erforderte Modularisierung der Studiengänge. Hier sind, so der Eindruck des Berichterstatters, die meisten Lehrenden inzwischen bereit, ihr Herz über die Hürde zu werfen und die Herausforderung anzunehmen; nicht nur, weil sie unausweichlich ist, sondern weil darin auch Verbesserungsmöglichkeiten gerade für die Studierenden gesehen werden. Nicht Verschulung und Standardisierung müssen die Folge sein; in „nonkonformen Modulen" (Christine Burckhardt-Seebass) ist zukunftsfähig zu machen, was an methodischer Nachdenklichkeit auch für ein sechssemestriges Studium unverzichtbar erscheint.

Infolge föderaler Struktur und Hochschulautonomie stellt sich die Aufgabe praktisch für jedes Institut anders. Dennoch war man der Meinung, die DGV könne hier künftig mehr an Hilfestellung durch verbesserte Information und Zirkulation von Überlegungen und Modellen geben; nicht alle Räder müssten an jedem Institut neu erfunden werden. Konsens herrschte wohl auch darüber, dass angesichts der dünnen Personaldecke BA/MA-Studiengänge parallel zum Magisterstudium nicht zu empfehlen seien.

Alles Schlechte hat sein Gutes, weiß der bei uns ja nicht ganz unmaßgebliche Volksmund. Will sagen: Ein kleines Fach, das weder Staatsdiener noch Patentierbares ausstößt, setzt seine Zukunft, forciert selbstbewusst und rührend gläubig zugleich, auf Attraktivität und Nützlichkeit des etwas anderen Wissens, das die Volkskunde produziert. Das Infragestellen des fraglos Tradierten, die historische und ethnographische Aufdröselung des zur zweiten Natur Verfestigten, die hermeneutische Beleuchtung der Nischen und Grauzonen im alltäglich Praktizierten – Derartiges scheint doch weithin als Stärke des Fachs zu gelten, und in der innovativen, phantasievollen Entfaltung dieser Stärke wird die wichtigste Überlebensvoraussetzung gesehen. Wer über keine institutionelle Macht verfügt, kann und muss ungehemmt auf die Ressource wissenschaftlicher Originalität setzen.

Das wurde deutlich in der begeisterten Reaktion auf Utz Jeggles Abendvortrag „Die verlorene Spur. Zum Unbewussten in der Volkskunde". Der Beifall galt längst nicht nur der Eleganz, mit der Jeggle Gedanken der Psychoanalyse in ethnographisch fundierte Lesarten von Grenz- und Zwischenbereichen der Alltagspraxis umsetzte. Er war ganz wesentlich Selbstermunterung, Psychodoping, dass die Volkskunde intellektuell sich fit fühlt für harte Zeiten.

Der Wille zum Selbstbewusstsein wurde gestützt und genährt durch die Tagungsregie, die an den Schluss die Referate zweier auswärtiger Fachvertreter gesetzt hatte. Orvar Löfgren aus Lund präsentierte sich als weltweit geschätzter Volkskundler mit BA und ohne Habilitation sowie als Überlebender von fünf Hochschulreformen – and still going strong. Aus dem Feuerwerk der unkonventionellen Vorschläge für Studien, die nützliches Wissen über die postmoderne Gegenwart von new economy und sich kulturalisierender Gesellschaft gewinnen, leuchtete für den Berichterstatter am längsten das Stichwort „surprise". Solange die Volkskunde die intellektuelle Fähigkeit zu und die methodisch gegründete Freude an überraschenden Fragen und Sichtweisen kultiviert, wird sie leben.

Die Überlegungen des Wieners Reinhard Johler zur Zukunft der Volkskunde unter dem Titel „Ach Europa" rückten zwar keinen unbekannten Gegenstand ins Blickfeld. Doch mag viele Anwesende die un-

verblümte Feststellung überrascht haben, dass die deutsche Volkskunde im wissenschaftlichen Europa kaum präsent sei. Beschränkung auf muttersprachliches Publizieren galt Johler als eine Ursache, fehlender Bezug auf die „Anthropologisierung" der verwandten Disziplinen im Ausland als weitere, rudimentärer Austausch mit Lehrenden und Lernenden aus dem zwischen Serbien und Irland sich europäisierenden Europa als dritte. Die lebhafte Diskussion machte, wie zu erwarten, unterschiedliche Auffassungen deutlich. Aus der Sicht des Berichterstatters wollte Johler weder Heilslehre noch Heilmittel für das schwächelnde Fach anbieten. Doch wer unbekannte Felder, unbequeme Herausforderungen und schmerzliche Lernzwänge systematisch vermeidet, dem wird es vermutlich seltener zustoßen, dass er sich und andere überrascht.
Regie oder nicht – die Versammlung im Evangelischen Stift wurde durch das viertelstündliche Schlagen der Uhr unüberhörbar gemahnt. Woran? Darauf werden noch überraschende Antworten gesucht.

KASPAR MAASE

Nachrichten aus der „Tübinger Vereinigung für Volkskunde"

Der Hausverlag des Instituts hat seit dem letzten Ko'blatt zwei Bände herausgebracht:

- den Sonderband „Fehlalarm. Y2K und andere Apokalypsen", Begleitband zur gleichnamigen Projektausstellung, die ohne einen erheblichen Zuschuss der TVV nicht durchführbar gewesen wäre. Das kleine Gegengeschenk des Projekts: eine Ansichtskarte, die Schloss und LUI in apokalyptischer Sintflutsituation zeigt und auch nach der Ausstellung zum Preis von 1 DM erhältlich ist – beim Verlag, im Schlossmuseum und im Bürger- und Verkehrsverein.
- einen weiteren Studien&Materialien-Band: die Magisterarbeit von Thomas Krebs, betitelt „Platzverweis. Städte im Kampf gegen Außenseiter." Sie behandelt den Umgang mit Obdachlosen und anderen Randgruppen in der Stuttgarter City und wie die Betroffenen mit diesem Umgang umgehen.

Folgende EKW-Dissertationen sollen demnächst in der Reihe „Untersuchungen" erscheinen:

- die Doktorarbeit von Armin Heim über die Geschichte der Conradin-Kreutzer-Feiern in Meßkirch, sowie:
- die Dissertation von Sabine Besenfelder zur Frühgeschichte des Instituts, das 1933 (eben!) gegründet wurde.

In der Reihe „Studien&Materialien" werden als nächste Bände produziert:

- die Verhandlungen der Tübinger DGV-Tagung „Volkskunde 2000 – Hochschulreform und Fachidentität" vom November 2000, und:
- die Magisterarbeit von Renate Föll zur Jerusalemsehnsucht und Ostwanderung württembergischer Pietisten im 19. Jahrhundert.

Größere Veränderungen gab es im Verlags-Team: Unser ebenso fähiger wie freundlicher Hersteller Steffen Rompel, erfolgreich examiniert, ging zu einem noch berühmteren Verlag (I.C.B. Mohr/Paul Siebeck). Neu eingestellt wurden dafür Ria Schulze Wermeling und Gudrun Graichen. Leider verlassen hat uns auch Gaby Reichel, die effiziente Buchhalterin, die

nun zum Examen schreitet und ihre Aufgaben an Waltraud Lang (Sekretariat des LUI) übergeben hat. Treu geblieben sind uns zum Glück Annukka Stratmann (Herstellung) und Sylvia Takacs (Werbung). Erwähnt werden sollten auch zwei Experten, die wiederum unbezahlte und unbezahlbare Hilfe leisteten, einfach weil sie die hiesige Volkskunde unterstützen wollen: das Ehepaar Rager vom gleichnamigen Steuerberatungsbüro in Stuttgart.

Bei den Vorstandswahlen im Oktober 2000 wurden Wolfgang Müller (1.Vorsitzender) und Bernd Jürgen Warneken (Geschäftsführer) wiedergewählt. Neugewählt wurde Kaspar Maase als Kassier, der dieses Amt bereits kommissarisch verwaltet hatte.

Für zwei Jahre neu gewählt wurde auf der Mitgliederversammlung im letzten Oktober auch der TVV-Beirat. Ihm gehören nunmehr folgende Personen an: als auswärtige Mitglieder Wolfgang Alber, Dr. Markus Hug, Dr. Gustav Schöck, Prof. Dr. Wilfried Setzler, Dr. Thomas Vogel; als studentische Mitglieder Astrid Breith, Esther Hoffmann, Gaby Reichel, Steffen Rompel. Als Revisoren haben sich dankenswerter Weise wieder Thomas Brune und Dr. Karlheinz Rueß zur Verfügung gestellt.

War da noch was? Ja, ein erneuter Sonderverkauf, mit Extra-Plakat und Extra-Prospekt propagiert. Er hat sich gelohnt. Dennoch wird die TVV vorerst nicht an die Börse gehen.

Bernd Jürgen Warneken

Lehrprogramm im Sommersemester 2001

Vorlesung

Körperwelten im 20. Jahrhundert,
2 st., Do 11-13 (Hörsaal Neue Aula) *Linke*

Grundstudium

Zur Kulturgeschichte des Geschmacks
(= Grundzüge historisch-sozialwissenschaftlichen Argumentierens),
2 st., Mi 16-18 *König*

Kulturtheorien,
2 st., Di 9-11 *Linke*

Abfall: Der Umgang mit dem Unerwünschten,
2 st., Di 14-16 *Linke*

Playboy – Playgirl.
Zur Kulturgeschichte der Nacktheit in fotografischen Bildquellen,
2 st., Mo 11-13 *Hägele*

Der antisemitische Diskurs in der
bundesrepublikanischen Öffentlichkeit,
2 st., Mo 14-18, 14tägig (5 ET) *Hoffmann/Ulmer*

Religion als Ritual. Reliquienkult in Oberschwaben
(mit Exkursion), 2 st., Mi 9-11 *Korff*

Hauptstudium

Körpersprache. Vom Kopf des Körpers zum aufrechten Gang,
2 st., Mi 11-13 (5 ET) *Jeggle*

Heimatgeschichte Nagold,
2 st., Fr 11-13 (5 ET) *Jeggle*

Abwicklungen. Fachgeschichte im Rückblick,
2 st., Di 11-13 (5 ET) *Jeggle*

Die Kulturtheorie Bourdieus in der EKW,
2 st., Mo 9-11 *Timm*

"Shop till you drop?". Innenansichten der Konsumgesellschaft,
2 st., kompakt *Bormann*

Trench Art: Kreativität des Schützengrabens (Projekt I),
4 st., Di 16-20 *Korff*

100 Jahre Streit um "Schmutz und Schund" –
vom Groschenheft zum Internet (Projekt II),
4 st., Mo 16-20 *Maase*

Neues Altern (Projekt III),
4 st., Mi 14-18 (5 ET) *Schmoll*

„Sinnliche Aufklärung":
Englische Gärten in Deutschland (Exkursion),
Juni 2001, 5tägig *Warneken*

Kolloquien

Magisterkolloquium:
2 st., Do 16-18 *Alle Lehrenden*

Institutskolloquium: Neuere theoretische
Positionen in der EKW und Europäischen Ethnologie,
2 st., Do 18-20 *Alle Lehrenden*

Doktorandenkolloquium:
2 st., kompakt nach Vereinbarung *Alle Lehrenden*

SFB-Kolloquium
„Kriegserfahrungen" – Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit,
2 st., Fr 14-18 (14-tägig *Korff u.a.*

TVV Verlag

Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen

Helga Hager
Hochzeitskleidung –
Biographie, Körper und Geschlecht
Eine kulturwissenschaftliche Studie in drei württembergischen Dörfern

Die Autorin hat die Hochzeitskleidung als Medium gewählt, um einen konkreten, vielperspektivischen Einstieg in Lebensgeschichten zu finden. Sie führt dabei die Forschungsstränge Körper, Geschlecht, Kleidung und Dorf zusammen und erschließt sich so die Logik dörflicher Kultur zwischen traditionaler und moderner Welt.
344 Seiten · 20 Abb. · DM 42,-/EUR 21,50

Utz Jeggle
Judendörfer in Württemberg
Erweiterte Neuauflage
Mit einem Vorwort von Monika Richarz.

„Als dieses Buch 1969 erschien, stand die Erforschung der deutschjüdischen Geschichte noch ganz am Anfang. Es war überhaupt die erste größere Untersuchung über das Leben deutscher Juden auf dem Lande. (...) Auch nach 30 Jahren hat diese nun neu aufgelegte Pionierstudie nichts von ihrer Bedeutung verloren." (DIE ZEIT)
347 Seiten · DM 36,-/EUR 18,50

Utz Jeggle und Projektgruppe
Erinnerungen an die
Haigerlocher Juden
Ein Mosaik

Seit 1780 gab es im schwäbischen Haigerloch eine jüdische Siedlung, das Haag: kein Ghetto, eher ein Rückzugsgebiet, in dem die Juden kulturelle und religiöse Eigenständigkeit leben konnten. Nur eine Hand voll von ihnen überstand das KZ. Geblieben sind ihre Geschichte und ihre Geschichten – mörderische, versöhnliche und zukunftsträchtige.
432 Seiten · 65 Abb. · DM 32,-/EUR 16,50

Bernd Jürgen Warneken und Projektgruppe
Fehlalarm
Y2K und andere Apokalypsen

Den Vorbereitungen auf physische und metaphysische Fährnisse der „Jahrtausendwende" folgte kaum eine Nachbereitung. Dabei blieben durchaus einige Fragen offen, zum Beispiel: Wer hat eigentlich wem vor dem 1.1.2000 einen Hang zur Endzeitstimmung attestiert, und wozu dienten solche Zuschreibungen? Hatten die Befürchtungen vor dem Computercrash 2000 und die christliche Apokalyptik etwas miteinander zu tun? Und was sagt dieses große Schweigen post non-eventum?
130 Seiten · 41 Abb. · DM 25,-/EUR 12,80

Thomas Krebs
Platzverweis
Städte im Kampf gegen Aussenseiter

Platzverweise für Wohnungslose, Stadtverbote für Punks, Sperrbezirke für Drogensüchtige: Mit technischen und juristischen Vorkehrungen sucht man die Aussenseiter unserer Gesellschaft aus den herausgeputzten Innenstädten zu vertreiben. Die vorliegende Studie behandelt solche Praktiken am Beispiel Stuttgarts.
163 Seiten · 17 Abb. · DM 26,-/EUR 13,50

Bestellung unter:
Tel.: 07071 / 2974971
oder
07071 / 2975449
Fax: 07071 / 295330
info@tvv-verlag.de

Tübinger Vereinigung für Volkskunde e. V.
Tübingen, Schloss
http://www.tvv-verlag.de

»I be halt ez allaweil glaffa, sell isch d'Hauptsach.«

Ruth Stützle:
Die Botin.
Das etwas andere Leben der »Beuremer Elsa«

Die Biographie einer etwas wunderlichen Grenzgängerin: ein einzigartiges Stück Alltagsgeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts und für die heutigen Bewohner der Zollernalb und des Steinlachtals eine etwas andere Heimatgeschichte.
Für diese Arbeit wurde die Tübinger Kulturwissenschaftlerin mit dem ersten Landeskundepreis des Arbeitskreises für Heimatpflege im Regierungsbezirk Tübingen ausgezeichnet.

176 Seiten, 41 Abbildungen, DM 39,80.

Susanne Hirzel:
Vom Ja zum Nein
Eine schwäbische Jugend 1933 bis 1945.

Susanne Hirzel, eine schwäbische Pfarrerstochter, war mit Sophie Scholl befreundet und mit der »Weißen Rose« im Widerstand gegen das Naziregime.

320 Seiten, 26 Abbildungen, DM 24,80.

Dieter Buck:
Das große Buch vom Schönbuch

Der repräsentative Band zeigt in sehr ansprechender Form alles Wissenswerte zum Gebiet zwischen Tübingen und Stuttgart. Vorgestellt werden alle Gemeinden und Ortsteile sowie Sehenswertes, Merkwürdiges und Besonderes.

3. Auflage, 160 Seiten, 150 Farbabbildungen, fester Einband, DM 58,–.

Dieter Buck:
Ausflugsziel Schönbuch

30 Vorschläge für Wanderungen und Radtouren, auf denen man den Schönbuch in all seinen Facetten und mit seinen Sehenswürdigkeiten erleben kann. Wandern, Rad fahren, Entdecken, Bummeln in alten Fachwerkstädten, das Kloster Bebenhausen besichtigen, Besuche in Museen – das alles ist in diesem Buch beschrieben!

160 Seiten, 100 Karten und Farbabbildungen, DM 29,80.

Silberburg-Verlag

Schönbuchstraße 48
72074 Tübingen
Tel. 0 70 71 / 68 85-0
Fax 0 70 71 / 68 85-20
e-mail: info@silberburg.de
www.silberburg.de

»I be halt ez allaweil glaffa, sell isch d'Hauptsach.«

Ruth Stützle:
Die Botin.
Das etwas andere Leben der »Beuremer Elsa«

Die Biographie einer etwas wunderlichen Grenzgängerin: ein einzigartiges Stück Alltagsgeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts und für die heutigen Bewohner der Zollernalb und des Steinlachtals eine etwas andere Heimatgeschichte.
Für diese Arbeit wurde die Tübinger Kulturwissenschaftlerin mit dem ersten Landeskundepreis des Arbeitskreises für Heimatpflege im Regierungsbezirk Tübingen ausgezeichnet.

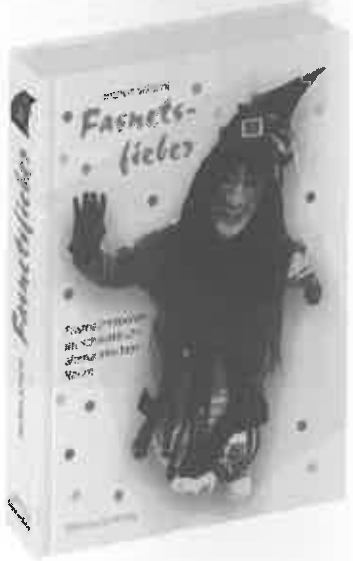
176 Seiten, 41 Abbildungen, fester Einband,
€ 19,90.

»Ich will kein Totenhemd im Sarg, ich will mein Narrenhäs tragen!«

Jochen Schicht:
Fasnetsfieber.
Fastnachtsboom im schwäbisch-alemannischen Raum.

Den Boom der schwäbisch-alemannischen Fasnet untersucht der Volkskundler Jochen Schicht am Beispiel des Balinger Narrenvereins »Loable« und erhielt ebenfalls den Landeskundepreis.
»Fasnetspapst« Professor Werner Mezger urteilte: »Als sorgfältige Mikrostudie angelegt, die auf umfangreicher eigener Feldforschung basiert, liefert Jochen Schichts Untersuchung eine ganze Reihe von Ergebnissen, die der aktuellen Brauch- und Festforschung neue, bislang selbst von deren arrivierten Vertretern kaum beachtete Perspektiven eröffnen.«

224 Seiten, 30 Abb., fester Einband,
€ 19,90.



Silberburg-Verlag

Schönbuchstraße 48
72074 Tübingen
Tel. 0 70 71 / 68 85-0
Fax 0 70 71 / 68 85-20
e-mail: info@silberburg.de
www.silberburg.de

TÜBINGER KORRESPONDENZBLATT

Herausgegeben im Auftrag der
Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V.

Nr. 53 Mai 2002

Utz Jeggle, Freddy Raphaël und TeilnehmerInnen eines Kolloquiums besichtigen den jüdischen Friedhof in Haigerloch im November 2001.

Inhalt

ULRICH HÄGELE: Fünfzehn Jahre Freundschaft 3

PATRICK SCHMOLL: Le statut anthropologique de l'image à l'ère du virtuel 22

MONIQUE SCHEER: Die Faszination der schwarzen Madonna: Wahrnehmung, Deutung und symbolischer Gebrauch vom 17. zum 20. Jahrhundert 37

NINA GORGUS: Der Tod Pierre Bourdieus in der französischen Presse 50

ELISABETH TIMM: Mehr Bourdieu! 55

Aus dem Institut 69

Aus dem Verein 73

Titelbilder: Ulrich Hägele
Redaktion: Ulrich Hägele
Satz und Layout: Solveig Annukka Stratmann
Druck: Gulde-Druck Tübingen

ULRICH HÄGELE

Fünfzehn Jahre Freundschaft

Die Kooperation des Ludwig-Uhland-Instituts für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen mit dem Laboratoire de sociologie de la culture européenne, Faculté des Sciences Sociales, Pratiques Sociales et Développement, Université Marc Bloch Strasbourg, 1986-2001

„Am Anfang stand kein Sonntagsspaziergang, sondern der Blick auf die Naziverbrechen."[1] Mit diesen Worten würdigte Utz Jeggle im Jahr 1996 beim zehnjährigen Jubiläum die Kooperation des LUI mit dem Straßburger Laboratoire de Sociologie de la Culture Européenne und seinem Direktor Freddy Raphaël. Der Zugang stellte das Trennende und nicht das Verbindende, das Schwierige und nicht das Einfache in den Vordergrund. Ein für beide Seiten nicht gerade leichtes Unterfangen. Galt es doch nicht nur, zwei Kulturen und zwei Sprachen, sondern auch zwei Vergangenheiten, die zudem noch durch einen breiten Strom getrennt sind, an einen Tisch zu bringen – und zwei Reisegewohnheiten. Denn zunächst fuhren die Tübinger nach Straßburg. Dies mag an der fast sprichwörtlichen Reisefreudigkeit der LUIaner gelegen haben, an der immer ausgezeichneten elsässischen Küche oder auch an dem komfortablen Quartier im Centre Culturel Saint Thomas, das kaum einen Wunsch offen ließ.

Den Straßburgern war es im Gegenzug nicht leicht gefallen, den Rhein in Richtung Tübingen zu überqueren. Anny Bloch-Raymond, von Beginn an mit dabei, meinte einmal, es verlange schon Mut, über den Fluß zu setzen und die „Avenue de la foret noir" regelmäßig und in beide Richtungen begehbar zu machen. Sie meinte weniger die praktischen Probleme, den plötzlichen Wintereinbruch im April mit zwanzig Zentimetern Neuschnee, Sommerreifen, querstehenden LKWs auf der Bergstraße im Schwarzwald, die das Ziel augenblicklich in weite Ferne rücken ließen. Gemeint waren die Verletzungen, die sich tief in die Beziehungsgeschichte zwischen dem Elsaß und Deutschland eingegraben hatten und deren Narben manchmal noch aufbrechen. Dabei sind es vor allem die persönlichen Schicksale, die die Zerrissenheit offensichtlich werden las-

[1] Utz Jeggle: Rede zum zehnjährigen Bestehen der Kooperation der Unis Straßburg/Tübingen. Undatiertes Manuskript (1996). LUI-Archiv.

sen. Freddy Raphaël und seine Kollegin Geneviève Herberich-Marx zitierten in einem ihrer Referate einen Elsässer: „Mein Großvater kämpfte im 70/71er Krieg auf französischer Seite, mein Vater im Ersten Weltkrieg auf deutscher, ich im Zweiten Weltkrieg zuerst auf französischer, dann auf deutscher. Ich war in russischer Kriegsgefangenschaft und wurde nach meiner Entlassung im Elsaß wie ein Gegner behandelt."[2] Diese biographische Tragödie wirft Schatten in die Gegenwart. Sie demonstriert das Unglück von Menschen, die in ihrer Heimat zwischen die politischen Fronten geraten waren. Die Ausweglosigkeit fördert Beklemmungen zu Tage, generationenübergreifend und auf beiden Seiten des Rheins.

Die Grenze, mit ihren Schwellen und Übergängen, das Aufbrechen, Überschreiten und Zurückkommen zieht sich als ein roter Faden durch die gemeinsamen Aktivitäten. So dauerte es nicht lange und wir vom LUI sahen uns mit einer anderen Grenze konfrontiert, die von heute auf morgen zumindest politisch nicht mehr existierte. Auch hier gab es Trennungslinien, ein Hüben und Drüben, Schwellen und Schwellen-Ängste. Vor allem diese Schwellen sollten zum immer wieder diskutierten Thema unseres Austausches werden. Utz Jeggle sagte einmal darüber: „Die Schwelle ist als Ort der Begegnung interessant, sie markiert eine Grenze zwischen Außen und Innen, zeigt an, daß ein anderes Territorium beginnt, daß die Trennungslinie aber ohne allzu große Schwellen-Angst überschreitbar ist."[3] Allzu leicht scheine oft der Eintritt, gleichwohl sei das Territorium der anderen ein Ort, der Fragen, Geheimnisse, Rätsel und Unwissenheit in sich berge.

Die Zusammenarbeit zwischen der Straßburger Gruppe um Freddy Raphaël und dem LUI gestaltete sich immer in konstruktivem Diskurs und sie war von Anfang an sehr herzlich. Ja, man konnte den Eindruck gewinnen, als hätten zwei wahlverwandte Partner endlich zueinander gefunden. Zwei Partner, die schnell an einem Strang zogen und auf ein gemeinsames Ziel hinarbeiteten. So kam zu den regelmäßigen gemeinsamen Kolloquien ein Rechercheprogramm, das versuchte, mit einem narrativen Konzept der Fragestellung nach der „Grenze im Kopf", also den projektiven Mustern, die das Bild des „Drüben" prägen, auf die Spur zu kommen. Die Grenze entpuppte sich schließlich als etwas nicht nur trennendes und zweiseitiges, „sondern ebenso als ein Zeichen für Vielseitigkeit. Ebenso wurde die Dialektik von Absperrung und Schutz, von Borniertheit und

[2] Freddy Raphaël, Geneviève Herberich-Marx: État présent des recherches sur la frontière. Mitschrift des Referats 1990.

[3] Utz Jeggle: Vorüberlegungen zu einem Projekt Grenze. Mitschrift des Referats 1990.

Recht auf Differenz deutlich."[4] Die Ergebnisse der gemeinsamen Studien zur Grenzerfahrung wurden schließlich in einer deutsch-französischen Publikation festgehalten, unter finanzieller und editorischer Unterstützung der Maison des Sciences de l'Homme in Paris.[5]

Die Grenze, vielseitige Metapher, wissenschaftliches Leitmotiv und zugleich Weg zur Erkenntnis, war auch danach in den Themen immer präsent. Ausgelotet wurde das Verbindende und Trennende von Identität und Authentizität, die politische und biographische Funktion von Namen, Gedenkstätten, Krieg und Kultur; im vergangenen Jahr schließlich die Möglichkeiten und Grenzen der Bilder.

Das 2001er Kolloquium soll nicht das letzte gewesen sein, aber Veränderungen werden kommen. Utz Jeggle ist in den Ruhestand getreten und auch Freddy Raphaël wird in naher Zukunft seinen Abschied vom Uni-Alltag nehmen. Beide haben unsere Kooperation in den vergangenen 15 Jahren maßgeblich geprägt und immer wieder vorangetrieben. Eine gute und dauernde Freundschaft zeichnet sich vor allem darin aus, daß man sie auch in Zeiten des Wandels pflegt und ihr vielleicht eine neue Richtung und damit Motivationen und neue Ziele verleiht. In diesem Sinne ist die nachfolgende Liste der Kolloquien mit ihren einzelnen Referaten kein Abgesang auf die Kooperation zwischen Straßburg und Tübingen, sondern eine Dokumentation für zukünftige gemeinsame Unternehmungen. Es ist eine Zwischenbilanz, die sich sehen lassen kann. Besonders zu danken ist an dieser Stelle dem DAAD, Programmabteilung Nord PROCOPE für seine finanzielle Unterstützung in den vergangenen Jahren. Dank vor allem an Utz Jeggle, Freddy Raphaël, Geneviève Herberich-Marx sowie Patrick Schmoll, die ihre Privatarchive öffneten und Unterlagen zur Verfügung stellten. Ein Dankeschön schließlich an Jan Trutzel, der auf dem Dachboden des LUI unermüdlich die Altregistratur nach alten Tagungsprogrammen durchforstete. Dabei wurde einmal mehr deutlich, daß die Empirischen Kulturwissenschaftler zwar oft analytisch-diskursive Fähigkeiten und inhaltliche Kreativität besitzen, dafür aber um so weniger buchhalterische Motivationen an den Tag legen. Vielleicht ist das auch ganz gut so.

[4] Utz Jeggle: Projekt „Anthropologie der Grenze". Schlußbericht. Computerausdruck, 19. Mai 1994. LUI-Archiv.

[5] Vgl. Utz Jeggle, Freddy Raphaël (Hg.): Kleiner Grenzverkehr. Deutsch-französische Kulturanalysen/D'une rive à l'autre. Rencontres ethnologiques franco-allemand. Paris 1997.

Französisch - deutsche Kolloquien 1986-2001

1986

Mai

Straßburg

Erstes informelles Treffen von Utz Jeggle, Friedemann Schmoll und Freddy Raphaël

Utz Jeggle:	Bericht über eine KZ-Gedenkstätte auf dem ehemaligen Flugplatzlagergelände Hailfingen/Tailfingen

1987

09. + 10. 11.

Tübingen

09.11.

Hermann Bausinger:	Die Arbeit des Ludwig-Uhland-Instituts

Le Travail de la mémoire

Freddy Raphaël:	Approche théorique
Geneviève Herberich-Marx:	La mémoire des incorporés de force
Juan Matas:	La mémoire des résistants communistes
Marie-Noële Denis:	Décor de vie et mémoire familiale

NS-Forschung am LUI

Utz Jeggle:	Einführung
Anka Oesterle:	Wissenschaftsgeschichte am Beispiel John Meier

Joachim Schlör:	Heimatgeschichte des NS – Einführung
Anne Denecke:	Exempel 1: Flüchtlings – Schicksal
Ute Bechdolf:	Exempel 2: Vergewaltigungen

10.11.

Représentation et pratique de l'éspace

Patrick Watier:	La ville chez Simmel et Weber
Josianne Ritz:	Diversification des modèles de développement rural
Anny Bloch-Raymond:	Société rural et développement local: la forêt
Bertrand Hell:	Pratique et représentation de l' éspace sauvage

Bürgerliche Kultur – Arbeiterkultur

Wolfgang Kaschuba:	Die Bedeutung der Straße für die bürgerliche Kultur
Gottfried Korff:	Transformation von Symbolen
Bernd Jürgen Warneken:	Demonstrationskultur

1988

23. + 24. 06

Straßburg

Image et représentation

23. 06.

Freddy Raphaël:	Introduction/Einführung
Bernard Woehl:	Mutations économiques et recompositions territoriales
Christian de Montlibert:	Crise de la sidérurgie: combinaisons et synchronisation des tensions
Christel Köhle-Hezinger:	Folklorisierung und Politik. Beobachtungen in Freilichtmuseen

Gottfried Korff:	Die Inszenierung als Interpretation. Zur Präsentation von Geschichte im Museum
Martin Roth:	Zur historischen Entwicklung von Darstellungsmethoden
Jean Hurstel:	La culture ouvrière entre le parc de loisir et la mémoire

24. 06.

François Steudler/Patrick Watier:	Représentations culturelles et sociales de la maladie
Anny Bloch-Raymond:	Représentation de la langue allmande: le récit littéraire, un témoinage, une expérience, une fiction
Wolfgang Kaschuba:	Ausstellungen und regionale/nationale Sinnstiftung
Jörg Kraus:	Die Geschichte einer Pulverfabrik. Eine Amateurausstellung in Rottweil

1989

31.01 + 01.02.

Tübingen

Besichtigung der Ausstellung „Wilde Masken" im LUI

31.01.

Gottfried Korff:	Über Definitionen und Impressionen, über das Projekt und die Ausstellung
Werner Mezger:	Neue Ansätze in der Erforschung der südwestdeutschen Fasnacht
Jörg Kraus:	Wie kommt die Hexe in die Fasnacht?
Hermann Bausinger:	„Wilde Musik" – eine Randnotiz

01.02.

Eve Cerf:	Dramaturgie et société. Le théâtre alsacien et le „Barabli"
Herbert Carl/Doris Kessler:	Anmerkungen zur Karnevalisierung politischer Protestformen
Freddy Raphaël:	Sociologie de la fête

1990

22. – 24. 04.

Straßburg

22.04.

Utz Jeggle:	Vorüberlegungen zu einem Projekt über die Grenze
Freddy Raphaël, Geneviève Herberich-Marx:	État présent des recherches sur la frontière
Hermann Bausinger:	Zur Wertigkeit von Grenzen

23. 4.

Arno Ruoff:	Sprache und Grenze, Trennungen und Überschneidungen
Marie-Noële Denis:	Le long cheminement de l'histoire d'une frontière jusqu'à nos jours
Gisela Welz:	Mein Freund, der Fluß
L. Meichler:	Projection – discussion du film de Mme et M. Meichler: No Hans' Land

24.4.

Eve Cerf:	Fantôme de la frontière ou le non-dit dans le théâtre de Germain Muller
Katharina Eisch:	Grenzen im Kopf – Grenzen im Raum

Monique Titz: Lieux et représentations polémiques de la frontière

1991

14. + 15. 03

Straßburg

Représentations et pratiques de la frontière

14.03

Freddy Raphaël: Introduction

Utz Jeggle: L'incidence de la conjoncture historique (fin du Mur, réunification, éclatement URSS) sur la mémoire et la représentation de la frontière

Exposé d'un chercheur de Tübingen et discussion

15.03

Eve Cerf: „Jean du Trou aux Moustiques". Un mythe transitionnel entre la France et l'Allemagne

Exposé d'un chercheur de Tübingen et discussion

Marie-Noële Denis: L'évolution des mariages frontaliers (1815 à nos jours)

1991

20. + 21. 11.

Tübingen

20.11.

Bernd Jürgen Warneken: „Aufrechter Gang" – Zur Geschichte einer Parole während des DDR-Umbruchs

Stéphan Jonas: Strasbourg ville ouvert 1871 – 1918. Lieu symbolique et communauté nouvelle

Joachim Schlör: An den Grenzen der Nacht

Filme:

B. Mangiant: Les Camps de silence (Les Milles und andere Lager, in denen Deutsche vor dem Mai 1940 interniert wurden)

Utz Jeggle/Ingolf Efler: Verlorene Zeit. Über den Besuch ehemaliger polnischer Zwangsarbeiter in Tübingen

21.11.

Anny Bloch-Raymond/

Alain Ercker: Le dépérissement forestier: definition du phénomène des frontières materielles aux frontières invisibles

Gottfried Korff: Hütchenspiele und Bananen. Alltägliche Symbol-Orientierungen in deutsch/deutschen Landen

1992

10. – 12. 05.

Straßburg

L'exotisme du proche/Die Symbolisierung der Nation

10. 05.

Spaziergang zum Wasigenstein, Maimont und Obersteinbach

Besuch des „Maison des Chateaux forts"

11.05.

Konrad Köstlin: Themenkreis „Exotisme du proche"

Jean Claude Richez: Villes – frontière et exotisme du proche

Nicole Kuprian:	Der Fährmann – ein naher Fremder
Colette Méchin:	Frontière des dialectes, frontière des usages
Jörg Kraus:	Hexenmasken in der Fasnacht
Stadtrundgang:	Jugendstil in Straßburg

12. 05.

Friedemann Schmoll:	Nationaldenkmal und kollektive Erinnerung
Jean François Ebeling/ Laurent Müller:	La frontière du Rhin vue d'Alsace. Une enquête en cours
Martin Rexer:	Fotografische Inszenierung von Bauernleben. Das Beispiel Lohss

1993

16. + 17. 05.

Tübingen

16.05.

Exkursion nach Horb, Nordstetten (Geburtshaus von B. Auerbach, jüdischer Friedhof), Kloster Kirchberg, Haigerloch (Wallfahrtskapelle, Gedenkstein an der ehemaligen Synagoge)

17.05.

Ute Bechdolf/Michi Knecht:	Who is Europe? Bericht über die Erasmus-Tagung in Tübingen
Anny Bloch-Raymond:	Réinventer les meubles régionaux. La représentation de l'authentique
Gottfried Korff:	Materialität des Erinnerns
Klara Löffler:	Erzählen von Krieg
François Steudler/Carole Thiry:	Développement local et prévention en matière de santé

1994

13. - 15. 04.

Straßburg

Revendications identitaires et culte l'authentique/Identität und Authentizität

13.04.

Visite guidée du Musée Oberlin de Waldersbach
Aménagement du paysage et modernité: Visite du Champ du Feu avec M. Wintz
Le patrimoine industriel: Visite d'un site industriel de la Vallée de la Bruche avec M. Jonas / R. Keller
Repas commun à la Rubanerie à la Claquette

14.04.

Gottfried Korff:	Überlegungen zur Authentizität
Freddy Raphaël:	„Ca sent si bon la France." De la pureté culturelle
George Bischoff:	La revendication identitaire dans l'architecture actuelle de l'Alsace
Katharina Eisch:	Une escapade vers l'Amérique à Halloween
Richard Keller:	L'identité et l'authenticité dans les écomusées et les musées de plein air
Franck Michel:	Le culte de l'authentique

15.04.

Martin Rexer:	Images du retour sur soi – die Fotografie der Heimat
Sophie Laval:	Exposé
Ulrich Hägele:	L'image authentique? Fotografie, Bild und Authentizität

1995

12. + 13. 02.

Tübingen
Wiederverzauberung der Welt

12.2.
Spaziergang auf die Wurmlinger Kapelle mit Gedichtrezitation

Geneviève Herberich-Marx/ Freddy Raphaël:	Approches de la notion de Wiederverzauberung
Stéphane. Jonas:	Expériences d'un sociologue transfrontalier face au réenchantement du monde

13.2.

Friedemann Schmoll:	Der Sturz ins Paradies. Die wiederverzauberte Natur.
Anny Bloch:	Paysage et réenchantements
Gottfried Korff:	Kultdynamisierung durch Kultdifferenzierung. Das Beispiel des Heiligen Rochus und Sebastian
Hardy Kromer:	Kontakte zum Himmel – Analyse eines Anliegenbuchs
Mohamed Chehhar:	L'affaire Rushdie

1996

28. – 30. 04.

Straßburg
10 Jahre Straßburg-Tübingen
„De l'autre côté du fleuve. Qui est de l'autre côté"/„Vom anderen Ufer des Flusses ... aber welches ist das andere?"

28.04.
Rathaus von Lembach
Führung durch ein Fort der Maginot-Linie (Four à Chaux)
Diskussion mit den Bürgermeistern von Obersteinbach (Alsace) und von Ludwigswinkel (Baden) über Grenzprobleme
Spaziergang
Abendessen im Residence Hotel, Obersteinbach

29.04.

Nina Gorgus:	Charmeur, Genie und Opportunist. Zu den Facetten des Georges Henri Rivière
Laurent Muller/ Geneviève Herberich-Marx:	Réflexions autour de l' Exposition Image de Soi, Image de l'Autre
Ulrich Hägele:	Bilder – Stereotypen – Faszinationen. Fotoillustrationen gegen den NS als Muster nationaler Identität in französischen Wochenzeitungen der dreißiger Jahre
Freddy Raphaël:	Le Livre, le Rire et le Blasphème. A propos du Nom de la Rose d'Umberto Eco
Joachim Schlör:	KanTon Iwrit: Arnold Zweig im Orient
Anny Bloch:	Des visages, de lieux, des mots
Friedemann Schmoll:	Einverleibung – Ausgrenzung. Nationale Fremd- und Selbstbilder in Fest und Denkmal vor dem Ersten Weltkrieg

Hermann Bausinger:	Laudatio auf Tübingen/Straßburg im Restaurant „Gourmet de l'Orangerie“

30.04.

Richard Keller:	Nouveaux regards anthropologiques portés sur l'Allemange
Franziska Becker:	Sowjetische Juden in Berlin. Bericht von einer Feldforschung
Monique Dubinsky:	Les rejets dans le Rhin des usines situées de part et d'autre du fleuve. Rives allemandes, rives françaises
Sabine Kienitz:	Der Kriegs-Körper. Jenseits aller Grenzen

1997

03. + 04. 11.

Tübingen

Steinerne Zeugen. Forschungspfade/La mémoire en pierres. Chantier de Recherches

03.11.

Führung durch die ehemalige Synagoge in Baisingen

Karlheinz Geppert:	Bericht über Geschichte und Rekonstruktion der ehemaligen Synagoge in Baisingen
Friedemann Schmoll:	Gedächtnis und Krieg. Zur Einführung
Geneviève Herberich-Marx/ Freddy Raphaël:	Présentation des axes de la recherche en Alsace

4.11.

Utz Jeggle:	Tübinger Untersuchungsfelder. Schandmale.
Christine Beil:	Kriegsmuseen in Berlin

Odile Fournier:	Monuments significatifs de la 2ème Guerre Mondiale à Mulhouse
Sabine Kienitz:	Die Mitarbeit der EKW am Tübinger SFB: Kriegserfahrung
Laurent Muller:	Exposé

1998

08. + 09.11.

Straßburg

Name und Identität

08.11.

Visite commenté du Musée de la Vie Juive dans la Champagne Alsacienne à Bouxwiller

Visite de Bouxwiller

Frédéric Luckel:	Le sauvetage du patrimoine culturel et historique dans le Parc du Nord.
Freddy Raphaël:	Namensforschung in Frankreich
Utz Jeggle:	Name und Identität. Anmerkungen zur Psychologie von Namen
Dominique Weill:	Fonctions du nom et du prénom dans la constitution du sujet humain: L'apport de la psychanalyse
Andrea Hoffmann:	Die Veränderung der jüdischen Vornamen im 19. Jahrhundert in einer schwäbischen Kleinstadt (Buchau)

09.11.

Gottfried Korff:	Die deutsche Vereinigung und die Straßennamen. Eine ganz spezielle Wende
Mme. Granet:	Le nom: une perspective juridique

Ulrich Hägele:	Jonny. Zur Ethnographie eines Namens
Martin Ulmer:	Présentation d'un projet de recherche: Tübinger Juden
Andrée Tabouret-Keller:	Le noms des langues
Marie-Noële Denis:	Nom, prénom et identité en Alsace rurale (18ème et 19ème siècle)
Colette Méchin:	Le nom: perspective anthropologique

1999

20. + 21. 04.

Tübingen

Krieg und Kultur/L'esthétisation du politique

20.04.

Karlheinz Geppert:	Die denkmalpflegerische Konzeption der ehemaligen Synagoge Baisingen
Gottfried Korff:	Der Tübinger Sonderforschungsbericht (SFB) „Kriegserfahrungen – Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit". Antragsverfahren, Themen, Methoden, Ziele
Odile Fournier:	La guerre et l'après-guerre dans la tableaux pédagogiques
Uli Linke:	Gewalt und Gedächtnis

Rundgang durch ein modernes urbanistisches Modell: Das „französische Viertel".
Führung: Andreas Feldtkeller

21.04.

Gabrielle Petitdemange:	Le corps de l'homme, la figure de la femme dans l'esthétisation de la guerre et de la mort

Alexandra Hillringhaus:	Militärmützen in der Weimarer Republik. Aspekte der Uniformierung der Zivilgesellschaft
Laurent Muller:	Associations et commémoration
Ralph Winkle:	Soldatenehre

2000

23. + 24.02.

Tübingen

Zur Archäologie dreier Kriege/De l'archéologie de trois guerres

23.02.

Friedemann Schmoll:	Grundsätzliche Anmerkungen zum Thema der drei Kriege
Gabrielle Petitdemange:	Kriegserinnerungen im städtischen Bereich. Strasbourg als Frontstadt
J. M. Favier:	Filmprojektion: C'est nous les Africains. Denk- und Grabmalpflege für die nordafrikanischen Soldaten im Elsaß
Kaspar Maase:	„Kriegsschund"
Ralph Winkle:	Das Feld der Ehre im Ersten Weltkrieg
Utz Jeggle:	Im Schatten des Krieges. „Arisierung" in Haigerloch

24.02.

Bruno Deltour/Karen Hoffmann:	Versteinerung einer Erinnerung 1967 – 1988
Sabine Kienitz:	Körper der Erinnerung. Kriegsinvalide in der Weimarer Republik
Uli Linke:	Phantasmen der Gewalt. NS-Erinnerungen in der Nachkriegsgeneration

2000

13. – 15. 11.

Straßburg

La recomposition des modalités/Glauben in der Moderne

13.11.

Gottfried Korff:	Religion im ersten Weltkrieg
Richard Lioger:	Les groupes ésotériques comme lieu du renouveau religieux

14.11.

Patrick Watier:	La confiance
Monique Scheer:	„Immaculata Militans"
Suzane Guth:	La guerre et la religiosité: les jeunes catholiques du Congo Brazzaville
Anna Dressler-Matysik:	Private Religion im deutsch-polnischen Vergleich
Juliette Bortmann-Juhl/Gwenael Juhl:	Pour une anthropologie de la croyance
Claudia Schlager:	„Herz Jesu/Sacre Coeur" – ein deutsch-französischer Vergleich

15.11.

Ralph Winkle:	Aberglauben im Ersten Weltkrieg
Patrick Schmoll:	Les modalités du croire dans les mondes virtuels

2001

11. +12.11.

Tübingen

Der Gebrauch der Bilder

11.11.

Führung durch das jüdische Quartier in Haigerloch

Gottfried Korff/Freddy Raphaël:	Der Gebrauch der Bilder. Annäherungen
Anny Bloch:	Les facades de la désobeissance: tags, graffs et fresques murales
Ulrich Hägele:	Über die Grenzen der Visuellen Anthropologie. Anmerkungen zu den Familienphotos aus dem Kriegsgefangenenlager Wieselburg/Niederösterreich (1914 -1918)
Marie-Noëlle Denis:	Les statues de l'Université Impériale de Strasbourg: culte et pédagogie du pangermanisme

12.11.

Caroline Brugiroux:	La confiance en l'image
Monique Scheer:	Schwarze Madonnen. Wahrnehmung, Deutung und symbolischer Gebrauch, 17. bis 19. Jahrhundert
Nicoletta Diasio:	Les anges aux coins de rues. Us et signes autour de l'effigie des jeunes accidents de la route à Rome
Isabell Schenk:	Krieg in der deutschen Gegenwartsforschung. Künstlerische Reflexionen über den massenmedialen und den militärischen Bildgebrauch
Patrick Schmoll:	Le statut anthropologique de l'image à l'ère du virtuel

Patrick Schmoll

Le statut anthropologique de l'image à l'ère du virtuel

Le virtuel: définitions et originalités

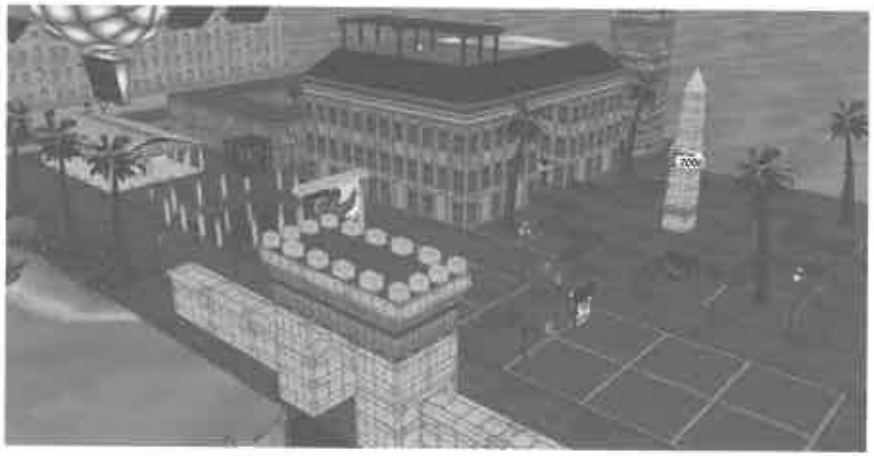
Classiquement, la réalité virtuelle se définit comme un système informatique capable de simuler, à travers des images de synthèse stéréoscopiques, des mondes tridimensionnels artificiels dans lesquels, par sollicitation de plusieurs de nos sens (vision, audition, mais aussi kinesthésie) on peut s'immerger et se déplacer avec des sensations corporelles.

L'imagerie de synthèse permet une représentation tridimensionnelle (3D) : un objet peut être représenté selon l'angle choisi, on peut le faire tourner sur lui-même, ou tourner autour de lui. Le point de vue de l'observateur peut être lui-même intégré dans la représentation : au lieu de regarder l'objet à l'écran, l'observateur coiffe un visiocasque, ou casque virtuel relié à l'ordinateur. Ses écouteurs et les écrans disposés devant ses yeux reconstituent un environnement 3D panoramique. Les capteurs enregistrent les mouvements de la tête pour retransmettre une sensation visuelle de déplacement dans l'espace. À un stade plus avancé d'immersion, le gant numérique ou la combinaison numérique permettent de donner du corps de l'observateur une représentation comme objet virtuel se déplaçant dans l'environnement, également virtuel, pour y saisir d'autres objets. Vêtu de la combinaison, l'observateur (qui devient opérateur) anime le personnage qui le représente dans l'espace virtuel. Des dispositifs de retour d'effort communiquent des sensations physiques : le poids, la texture, la densité des objets saisis, la résistance des obstacles.

La réalité virtuelle relève de la simulation du réel par l'image et de l'invention de mondes inactuels, qui a de tous temps préoccupé l'espèce humaine. En ce sens, la création de mondes virtuels ne fait que prolonger, en la renouvelant, la démarche de l'artiste ou du créateur de fiction. Elle réalise cependant un saut considérable par rapport aux arts traditionnels de la simulation, en raison de deux innovations essentielles : 1. les performances de la production infographique aboutissent à un réalisme de l'image proche de la confusion avec le réel, puisqu'on peut la toucher, en

faire le tour, dans un espace qui est lui-même une image, et 2. les techniques de communication électronique (le réseau) permettent de transformer ces mondes artificiels en espaces de rencontre entre plusieurs personnes se parlant et interagissant à distance.

Ces techniques ont des applications multiples dans la recherche et dans l'industrie. Mais dans le grand public, ce sont évidemment les applications à des espaces de rencontre, mondes virtuels 3D[1] et jeux vidéo massivement multi-joueurs[2] en ligne sur Internet, qui sont les plus connues. Des groupes aux contours imprécis se forment ainsi sur Internet, dont la majorité des participants ne se sont jamais rencontrés autrement que par messages sous pseudonymes et avatars interposés, mais qui échangent des informations, collaborent ensemble, et finissent par nouer une gamme



Une vue générale de *Cryopolis*, le site de rencontre de la Sté Cryonetworks, conceptrice de *Scol*, un moteur de navigation 3D qui s'impose comme l'un des standards actuels. Source : capture d'écran du site http://www.cryopolis.com/.

[1] Par exemple le *Village 3D* (http://www.levillage.org/), *Cryopolis* (http://www.cryopolis.com/) ou le *Deuxième Monde* (http://www.2nd-world.fr/). Ces sites demandent le téléchargement (gratuit) d'un petit moteur de navigation.

[2] Plusieurs dizaines de milliers de joueurs sont connectés dans le même espace virtuel. *Ultima Online* (http://www.uo.com/), un monde d'*heroic fantasy*, est le classique du genre. Nos propres observations portent sur *Mankind* (http://www.mankind.net/), un jeu de stratégie au sein duquel plusieurs dizaines de milliers de joueurs explorent et se rencontrent dans une galaxie de plus de 100 000 planètes.

Dans les mondes virtuels, les participants communiquent via des *avatars* qui les représentent dans l'espace 3D. Il peut s'agir de représentations anthropomorphes, comme dans les jeux vidéo, ou, comme ici (Cryopolis), de fenêtres en suspension qui peuvent se déplacer, et sur lesquelles chacun affiche sa photo ou une image de son choix. Source : capture d'écran du site http://www.cryopolis.com/.

étendue de relations, y compris affectives, qui peuvent durer des mois, voire se prolonger su3r plusieurs années. Des formes nouvelles de socialité apparaissent, qui préfigurent peut-être une mutation du lien social.

Les conséquences anthropologiques de ces retombées sociales sont encore mal évaluées, faute de recul par rapport à un phénomène encore récent et en cours d'émergence. Célébrées par les uns (Lévy, 2000), elles sont redoutées par les autres (Le Breton, 1999; Breton, 2000). Et c'est parfois dans la littérature de science-fiction (donc dans une autre forme de simulation, qui est une manière de se donner le recul nécessaire en se projetant dans le temps ou dans un espace fictif) qu'on trouve parfois les réflexions les plus pertinentes.

Le réalisme au risque de la confusion

La question du statut particulier des images virtuelles dans le rapport spécifique que l'homme entretient aux images est d'abord amenée par leur réalisme, c'est-à-dire par l'extrême *fidélité* de la représentation que ces images et leur environnement artificiel proposent de la réalité.

La fidélité d'une représentation résulte de la qualité de l'information fournie à nos récepteurs sensoriels : si nos sensations sont sollicitées par une simulation de la même manière qu'elles le sont par la perception d'un objet réel, nous en déduirons que la représentation est fidèle par rapport à la réalité. En ce sens, une image d'un objet dans un miroir, qui propose à notre perception visuelle une représentation exactement identique à celle que nous avons de l'objet réel, est ce qu'il y a de plus fidèle en matière de représentation visuelle.

Or, le virtuel introduit une révolution dans l'image, parce que la fidélité y est poussée jusqu'au point où son statut d'image, par essence *distincte* de la réalité qu'elle représente, est bousculé. L'assurance que nous avons que l'image dans le miroir, ou une photographie couleur, ne sont que des images, et non la réalité, tient essentiellement au fait que seule la perception visuelle est sollicitée. Notre assurance serait ébranlée si nous avions la possibilité également de toucher, sentir, voire goûter l'image en question. De ce point de vue, un film est plus réaliste qu'une photographie, d'une part parce que l'animation stimule indirectement, par identification, nos sensations proprioceptives, d'autre part parce que la sonorisation sollicite aussi notre ouïe. Il est clair qu'à mesure que nous vivons avec des images tridimensionnelles qui sollicitent de manière de plus en plus exacte, non plus une, mais l'ensemble de nos sensations corporelles, la frontière entre l'image et le réel devient problématique.[3]

Ph. Quéau (1993) souligne les deux types de problèmes que pose logiquement cette incertitude dans le rapport à l'image et, à travers elle, à la réalité :

1/ Une première forme de perturbation dans notre appréhension de la réalité pourrait nous conduire à *traiter les simulacres comme des objets et des êtres réels*. Les parents et éducateurs stigmatisent le risque de formes spécifiques de schizophrénie ou de solipsisme que provoqueraient, dans les jeux vidéo en particulier, un trop grand goût pour les créatures virtuelles qu'on y côtoie. La fuite hors du „véritable" réel, et le refuge dans des réels de synthèse pourraient effectivement fournir un paradis artificiel d'hallucinations virtuelles à toute une population que leur monde quotidien a cessé de faire rêver, notamment ceux qui sont forcés à l'oisi-

[3] Gottfried Korff rappelle que les images représentent ce qui est absent, tiennent lieu de ce qui n'est pas là, servent à montrer, voire à démontrer, ce qui ne peut pas être vu ou ce qui sera plus tard. Les fonctions instrumentales, symboliques ou religieuses de cette dialectique de la présence-absence sont évidemment bousculées dans le cas d'images qui *sont* ce qu'elles représentent.

veté par le chômage ou un temps libre sans moyens financiers pour l'occuper. Dans une logique de contrôle social, les mondes virtuels des jeux en lignes permettraient ainsi de parquer les populations à risque en occupant les esprits et les corps.

Nous soulignons cependant dans un autre travail (Schmoll, 2000) que le caractère spectaculaire des environnements créés par les techniques d'imagerie ne doit pas cacher que les mondes virtuels tirent leur consistance, et donc leur réalisme, d'abord et essentiellement du fait qu'ils permettent à des gens de se rencontrer et d'interagir. Les communautés virtuelles ont une réalité qui est d'abord psychologique et sociale. Cette réalité tient moins au réalisme des images qu'à l'édification à plusieurs d'un univers imaginaire partagé (Schmoll, 2001b). Les internautes et joueurs de jeux vidéo en ligne recherchent avant tout une forme originale de relation à autrui : les simulacres les intéressent moins que les contacts qu'ils nouent au sein de ces espaces. Ils se lassent d'ailleurs assez vite des interactions avec des créatures programmées par ordinateur et privilégient très vite les interactions avec les autres joueurs (Nachez & Schmoll, 2002).

2/ L'autre modification possible de notre appréhension de la réalité, inverse de la précédente, consisterait à *traiter le réel comme ayant aussi peu de consistance que les mondes virtuels*. Une interrogation existentielle traverse notre expérience des mondes virtuels, et même des contacts sociaux que nous y nouons : si je suis reconnu par d'autres dans l'identité factice que je leur propose, s'ils m'acceptent, non tel que je suis dans la réalité, mais tel que je prétends être, en quoi mon identité habituelle, celle par laquelle je suis reconnu dans le monde physique, est-elle plus „réelle" que mes identités virtuelles (Schmoll, 2001a)?

Cette question travaille un pan entier de la littérature de science-fiction, de Ph.K. Dick à W. Gibson, N. Stephenson et G. Egan, avec une référence récurrente aux philosophies et doctrines telles que l'hindouisme et le bouddhisme, pour lesquelles le monde réel est une illusion qui masque le vide de l'être.

Dans un autre registre, l'utilisation militaire de l'imagerie virtuelle, pour obtenir une représentation des objectifs à atteindre et piloter à distance les projectiles qui leur sont destinés, aboutit à une déréalisation de la violence. Historiquement et anthropologiquement, l'exercice de la violence a déjà été modifié par l'introduction des armes à projectiles, avec des distances de feu croissantes, et par les bombardements, qui permettent de faire l'économie de la confrontation directe, visuelle, entre l'agresseur et la victime. L'image virtuelle réintroduit d'une certaine

manière la représentation visuelle de l'antagoniste, mais au prix d'une complète abstraction de celui-ci, ce qu'exprime bien le vocabulaire militaire contemporain qui le désigne sous des termes tels que „la cible". Une terminologie aseptisée (on parle de „nettoyage") déréalise le „théâtre" des opérations, tandis que la succession des images sur les écrans évoque un jeu vidéo, dans lequel les protagonistes n'ont pas plus de consistance que des „bots" animés par l'ordinateur. Ce traitement de la réalité par l'image trouve son prolongement dans l'utilisation qui en est ensuite faite par la presse télévisée, comme on a pu l'observer à l'époque de la Guerre du Golfe[4].

Des représentations-objets

La confusion entre l'image et la réalité est renforcée par le fait que les images infographiques sont les formes sensibles de programmes informatiques sous-jacents, qui constituent avec elles des objets en tant que tels. Le virtuel modifie donc profondément notre notion de ce qu'est une représentation.

L'image d'un objet dans le miroir, ou une photographie, sont des représentations *analogiques*. Elles s'imposent à l'observateur en lieu et place de l'objet réel par l'effet d'une translation, point à point, entre la représentation visible de l'objet réel et celle de l'objet virtuel. L'image peut être plus ou moins précise, plus ou moins fidèle, en fonction de la qualité du miroir ou de l'appareil photographique, mais le principe de cette reproduction par analogie demeure. Le téléphone et la télévision transportent pareillement des représentations analogiques, le signal transmis étant analogue au phénomène représenté.

En revanche, les images de synthèse n'ont pas nécessairement de modèles originaux dans la réalité. Elles sont d'abord des représentations visibles de modèles conceptuels abstraits. Les images de synthèse sont calculées sur ordinateur à partir d'algorithmes et de données numériques diverses. „Synthétiser une image" revient à dire que toute l'information nécessaire à la création d'une image ou même d'une série d'images ani-

[4] Des artistes photographes comme Wolf Vostell ont proposé des travaux de montage et de retouche à partir de photographies de guerre de la période postérieure à 1960 : leurs œuvres mettent en valeur cette non-rencontre entre l'agresseur, la victime, et le spectateur distant que nous sommes. La réalité virtuelle porte cette logique à une forme d'aboutissement.

Un paysage généré par ordinateur, ici avec le logiciel *Terragen* : le réalisme de l'image n'est plus un indice de l'existence réelle de son sujet. Source : http://frederic.beziers.free.fr/. © Frédéric Béziès.

mées est contenue, sous forme symbolique, dans la mémoire de l'ordinateur, et qu'il n'est donc pas nécessaire de faire appel au monde „réel" pour les créer. Elles se présentent donc aux sens comme des images, mais, à la différence des images photographiques ou vidéographiques qui sont issues de l'interaction de la lumière réelle avec des surfaces photosensibles, celles-ci ne sont que l'expression sensible de ce qui est d'abord un langage. Les images tridimensionnelles „virtuelles" ne sont pas des représentations analogiques d'une réalité déjà existante, ce sont des simulations numériques de réalités nouvelles (Quéau, 1993).

Ce n'est donc pas que le réalisme des images virtuelles qui perturbe notre appréhension de la réalité. Les images analogiques peuvent, elles aussi, être très réalistes. On peut très bien imaginer que dans l'avenir des représentations holographiques pousseront le réalisme jusqu'à permettre une reproduction tridimensionnelle animée des objets, avec possibilité de „toucher" ces derniers. Il n'en demeurera pas moins une différence essentielle entre un hologramme dont le modèle existe quelque part dans le

monde physique, et un objet virtuel dont le modèle n'existe que sous forme de données numériques dans un ordinateur, et qui est donc l'expression propre de ce modèle.

Le réalisme impressionnant des personnages du film d'animation *Final Fantasy* illustre, à partir de l'exemple d'acteurs de cinéma entièrement virtuels, ce que pourrait donner d'ici peu nos relations avec des agents intelligents interactifs, représentés à l'écran de l'ordinateur par des visages ou des corps de synthèse. Une image dans le miroir ou une photographie sont des représentations d'objets réels, dont elles ne sont donc que les doubles analogiques. L'image virtuelle est une création originale qui ne renvoie à aucun objet réel lui ressemblant. Comme un tableau ou une sculpture, elle est à la fois l'image et son support, un objet en tant que tel, ayant une réalité propre, même si celle-ci est essentiellement numérique, à savoir des lignes d'écriture dans un programme. Il y a donc dans les objets virtuels une consistance forte, l'image n'étant que la forme visible d'un programme sous-jacent qui est comme son identité.

Téléprésence et télévirtualité

Cette différence essentielle entre l'analogique et le virtuel fonde l'écart entre deux philosophies en matière de télécommunication : la *téléprésence* et la *télévirtualité* (Quéau 1993, Veillon 1997). La téléprésence est réalisée par les moyens de télécommunication qui permettent de communiquer à distance avec un interlocuteur en ayant de lui une image la plus fidèle possible, acoustique dans le cas du téléphone, acoustique et visuelle dans le cas du visiophone et de son application-phare qu'est la visioconférence.

Dans la télévirtualité, la communication est établie entre les interlocuteurs par l'intermédiaire d'images de synthèse qui les représentent, et qui peuvent agir avec d'autres objets virtuels dans un environnement entièrement simulé. Alors que la téléprésence, empruntant ses techniques à la télévision, n'échange que les images vidéo et les voix des participants, la télévirtualité permet un travail coopératif sur des objets virtuels, par l'entremise de clones.

En pratique, les usages de la télévirtualité risquent dans l'avenir de ne pas se cantonner à des espaces latéraux, soit ludiques, soit hautement technologiques comme les sondes martiennes, mais d'investir massivement les domaines courant de la téléconversation et de la téléconférence, actuellement réservés au téléphone et à la télévision. Des impératifs de

coût et de rapidité des transmissions pourraient conduire à introduire une dimension télévirtuelle dans les liaisons actuelles de téléconférence, en remplaçant l'image vidéo „réelle" du participant par un clone virtuel lui ressemblant. On peut déjà prévoir que ces clones virtuels deviendront de plus en plus „réalistes", dans le rendu des expressions du visage et de la gestuelle, en utilisant les retombées des recherches en infographie et notamment des techniques de placage de textures en temps réel.

Il est évident que se faire représenter par un clone de synthèse, même ressemblant, impliquera une évolution notable des habitudes vis-à-vis de notre propre „image". L'image virtuelle, reconstituée à partir d'algorithmes gérés par un ordinateur, fût-elle aussi fidèle qu'une photographie, n'en restera pas moins une simulation, et non une représentation analogique. Il sera alors intéressant d'étudier si, comme un vêtement, elle aura tendance à reculer à l'arrière-plan du champ de la conscience, ou si son essence hétérogène provoquera une sensation persistante de dédoublement (Méchin & al., 2001) que le sujet gèrera comme il conduit un véhicule.

Ph. Quéau souligne également que la médiation d'images de synthèse dans une téléréunion introduit un double écart objectif dans la relation à autrui, qui ne peut manquer d'avoir une traduction dans l'intersubjectivité : d'une part, chacun est irréductiblement „différent" de son image, d'autre part, cette image, construite d'un côté par l'émetteur, n'est pas nécessairement identique à celle qui est reconstituée de l'autre côté par l'ordinateur du destinataire. On peut imaginer que chacun pourra avoir à sa disposition la possibilité d'introduire des paramètres de décodage imposant que le clone de son interlocuteur se présente à la réception sous un aspect différent : avec ou sans moustache, avec une couleur de peau fantaisiste, avec des comédons graisseux surnuméraires. Celui qui est en contact avec un interlocuteur à qui il offre à l'émission, de chez lui, une image différente de ce qu'il est, devra ne pas oublier que cette image apparaît elle-même modifiée à sa réception dans l'univers de son interlocuteur.

Des éléments fondamentaux de notre relation avec les autres hommes, comme la notion de „présence", se trouveront mis en question par des pratiques virtuelles qui défient aujourd'hui les prévisions. Les lieux virtuels dans lesquels nous serons de plus en plus appelés à évoluer changeront de multiples façons la perception du corps.

L'image dans la constitution du sujet humain

La centralité des questions que pose le statut de l'image à l'ère du virtuel tient à la fonction tout aussi centrale qu'ont les images dans la formation de notre identité d'être humain. C'est cette même centralité qui justifie le thème de notre interrogation commune de sociologues, d'ethnologues, d'historiens, d'anthropologues, de psychologues ou de philosophes, sur l'image : les images nous font fonctionner.

Sans pouvoir ni vouloir développer sur l'importance de l'image en psychologie, je rappellerai seulement quelques points essentiels.

Les images, dans leur définition de *Gestalt* sensorielles, jouent un rôle primordial chez les êtres vivants en général, dans la communication entre eux et dans leur développement, et ce d'autant plus qu'ils sont plus évolués. On pense en particulier aux signaux qui déclenchent les comportements individuels d'accouplement ou d'agression, ou les conduites collectives grégaires, ou encore l'établissement précoce des liens familiaux par „empreinte" des premiers objets à la naissance (Lorenz, 1965). La méthode des éthologistes qui permet de les objectiver consiste précisément à les remplacer par des images stricto sensu, en l'occurrence des *leurres* qui reproduisent sur des figurines de papier les formes et les couleurs des stimuli effecteurs et provoquent les mêmes réactions.

Les humains sont, davantage encore que les autres êtres vivants, soumis à l'empire des images. J. Lacan, dans son texte sur le stade du miroir (1949), a été l'un des premiers à mettre un accent particulier sur le fait que l'enfant ne voit à l'origine dans l'autre, dans l'image du miroir ou dans sa mère, qu'un semblable avec lequel il se confond. Il resterait rivé à cet état de choses, celui d'une relation immédiate et sans distance à l'autre (ce qui se produit dans la psychose) si la médiation d'un tiers (l'autre parent) ne l'introduisait à l'ordre du langage et de la culture, terrain symbolique commun par lequel passe la relation humaine.

Être humain, c'est se dégager de l'emprise imaginaire de l'autre. Et c'est en même temps se dégager de l'emprise de l'image en tant que telle : la distanciation opère dans le sujet, à la fois d'avec l'objet et d'avec l'image, et permet de faire la différence entre l'image et l'objet qu'elle représente. La conscience naît de la résistance à l'évidence des choses : le sujet prend ses distances d'avec les objets en s'en abstrayant, en ayant sur elles un point de vue, des représentations, qui introduisent du jeu dans les images spontanées qu'il s'en fait.

Neil Fleming, un des personnages du film *Final Fantasy, The Spirits Within* (Columbia Pictures, 2001) : le personnage n'a pas d'existence en dehors du „script" qui l'anime, mais demain, ce script pourrait être écrit par un „agent intelligent" dont l'image serait ainsi la manifestation sensible. Source : http://www.finalfantasy.com/. © Sony Pictures Entertainment.

Les images ont donc toujours un statut ambigu. Leur élaboration exprime la tentative de se représenter les choses, même abstraites, comme c'est le cas dans la production iconographique. Mais l'image est aussi porteuse d'un risque de confusion avec la réalité, dont le mythe de Narcisse, ou les manifestations iconoclastes, expriment bien l'inquiétude. De ce point de vue, en donnant consistance et vie aux images, le virtuel prête manifestement à un possible retour, sous des formes hypermodernes, à des pratiques idolâtres et magiques.

Le virtuel, un exercice pour l'esprit

On pourrait penser que la réalité virtuelle, en introduisant une confusion entre le simulacre et la réalité physique, faisant de l'image un objet tangible, menace la conscience de basculer dans la psychose ou le solipsisme. C'est en partie vrai : le risque existe. Mais il n'est pas moins vrai que la conscience et la subjectivité naissent sur le terreau d'une paradoxale fragilité. L'être humain danse sur le fil tendu entre son extrême fascination pour l'image, d'une part, et les efforts de l'intelligence pour se dégager de cette fascination, d'autre part. Il ne dispose pas de la neutralité innée des autres mammifères vis à vis de ses représentations : il peut aussi bien s'y soumettre sans distance, dans la folie individuelle, le mimétisme, le grégarisme ou l'adulation collective des idoles, que réaliser les œuvres les plus élevées, notamment artistiques, qui attestent de sa capacité tout à fait originale à en jouer.

Il semble donc que, plus grand est le danger que les images précipitent l'esprit dans l'obscurité de la fascination, plus élevé est le résultat s'il arrive à se déprendre de leur piège. Nos sociétés modernes font une place historiquement sans précédent aux images de toutes sortes et de toutes formes, produisant les conduites que l'on connaît, de soumission aux figures médiatisées par la publicité ou la propagande. Mais en même temps, la modernité se caractérise par cette capacité accrue des individus et des sociétés à la réflexivité, au travail de l'intelligence sur les représentations du monde et de soi-même. Plus individualiste, et sans doute plus seul, certes, l'homme moderne a aussi une conscience plus aiguë de lui-même, et une conduite plus adaptée à des environnements changeants.

Cette duplicité de notre rapport aux images explique par exemple qu'on puisse les „détourner" de deux manières très différentes : la propagande et la publicité fabriquent des images qui nous manipulent, tandis que la caricature et certaines formes de l'art fabriquent des images qui nous enseignent comment les images nous manipulent. Dans cet esprit, bien que les mondes virtuels puissent être pour l'esprit un miroir aux alouettes, un piège fascinatoire (et en fait, *parce qu*'ils peuvent l'être), ils sont en même temps une opportunité pour la pensée de franchir un nouveau seuil dans le dépassement des schémas dans lesquels l'homme occidental moderne vit depuis des siècles… et peut-être depuis Euclide.

Un exemple: la relation à l'espace dans l'imagerie virtuelle

En effet, les images virtuelles nous permettent par exemple de résister à l'évidence, à la banalité euclidienne de l'espace normé où nous vivons.

La caractéristique la plus saillante des images virtuelles est de donner le sentiment d'une immersion dans l'image. Dans ses formes les plus complexes, l'environnement virtuel est un véritable „espace de synthèse", dans lequel on peut avoir le sentiment de se déplacer physiquement. Cette impression de déplacement physique peut s'obtenir de différentes manières mais le plus souvent elle est donnée par la conjonction de deux stimuli sensoriels, l'un reposant sur une vision stéréoscopique totale et l'autre sur une sensation de corrélation musculaire, kinesthésique et proprioceptive, entre les mouvements réels du corps et les modifications apparentes de l'espace artificiel dans lequel on est plongé.

Ph. Quéau souligne à ce sujet que le virtuel interroge notre rapport spontané à l'espace tel qu'il est posé classiquement par Kant. Pour Emmanuel Kant, l'espace est une représentation nécessaire *a priori* qui sert de fondement à toutes les intuitions extérieures : *on ne peut jamais se représenter l'absence d'espace*. L'espace est même la condition de possibilité des phénomènes, comme il est la condition subjective de notre sensibilité. L'espace ne représente, ni une propriété des choses en soi, ni ces choses dans leurs rapports entre elles. Il est la condition préalable de la relation du sujet aux objets.

En revanche, dans les mondes virtuels, l'espace n'est plus une représentation a priori. Il est lui-même une image, que l'on doit modéliser de la même façon que les objets qu'il „contient". On peut donc parfaitement imaginer de construire des mondes virtuels qui, au lieu de se conformer aux lois d'un espace euclidien, correspondent à celle d'un espace de Riemann ou de Lobatchevsky ou même d'un espace aux propriétés arbitraires. Il est possible d'introduire des dimensions autres que celles, spatiales et temporelle, de l'expérience commune. La dimension d'échelle permet par exemple à l'observateur de se projeter vers un point d'une carte, d'agrandir cette dernière jusqu'à découvrir un paysage, et de poursuivre sa descente vers l'infiniment petit, ou de remonter vers l'infiniment grand pour s'éloigner de la terre, puis du système solaire, puis de la galaxie et considérer l'univers dans sa globalité. Il est aussi possible de contrôler le ralenti ou l'accéléré du temps, d'ajouter des dimensions spatiales, etc.

Cette démarche intellectuelle met en oeuvre un méta-raisonnement. Elle introduit, suivant Ph. Quéau, ce que Lacan aurait appelé une „schize", un paradoxe de l'espace-temps, une faille dans notre logique de représentation, qui nous donne une leçon en matière de perception émotionnelle de nos relations spatiales avec les objets et l'espace. Cette schize apparaît du fait de la rupture avec notre perception spontanée du monde, elle nous permet par une sorte „d'insight", d'illumination intuitive, de nous extraire de nos cadres de pensée habituels.

Conclusion

La conscience naissant de la distance aux choses, les réalités virtuelles renouvellent nos manières de nous distancier. Elles nous obligent à nous méfier des apparences, du semblant dont le virtuel est entièrement tissé. Précisément parce que les images virtuelles proposent un inquiétant réalisme, elles suscitent en nous autant de fascination que de distanciation. Les images virtuelles interrogent de manière tangible, concrète, notre rapport au réel. Elles nous incitent à aiguiser notre attention, à effiler notre regard. Elles nous donnent à penser que le monde réel pourrait bien être lui-même une image, puisqu'elles paraissent si bien en simuler les apparences et les profondeurs. Elles nous apprennent par l'exemple que les autres que nous rencontrons sur le Réseau pourraient être (et sont effectivement) différents de ce qu'ils paraissent et prétendent être. Elles transforment nos conduites en nous rendant plus intelligents et plus stratèges.

Bibliographie

Breton Ph. (2000), *Le culte de l'Internet : une menace pour le lien social ?*, Paris, La Découverte.

Heim. M. (1993), *The metaphysics of Virtual Reality*, New-York, Oxford University Press.

Lacan J. (1949), Le stade du miroir comme formateur de la fonction du Je, conférence publiée *in* J. Lacan, *Écrits*, Paris, Seuil, 1966, pp. 93-100.

Le Breton D. (1999), *L'adieu au corps*, Paris, Métailié.

Lévy P. (1995), *Qu'est-ce que le virtuel ?*, Paris, La Découverte.

Lévy P. (2000), *World philosophie. Le marché, le cyberespace, la conscience*, Paris, Odile Jacob.

Lorenz K. (1965), *Über tierisches und menschliches Verhalten. Aus dem Werdegang der Verhaltenslehre*, trad. fr., 1970 : *Trois essais sur le comportement animal et humain*, Paris, Seuil.

Méchin C. & al. (2001), *Le corps, son ombre et son double*, Paris, L'Harmattan.

Nachez M. & Schmoll P. (2002), Les Player Killers. Formes et significations de l'incivilité dans les jeux vidéo en ligne, *Revue des Sciences Sociales*, 29, pp.

Quéau Ph. (1993), *Le virtuel, vertus et vertiges*, Paris, Champ Vallon, INA.

Rheingold H. (1993), *La réalité virtuelle*, Paris, Dunod.

Schmoll P. (2001b), Les espaces textuels partagés. Nouvelles formes d'écriture, nouvelles formes de communication, *in* Buridant C., Kleiber G. & Pellat J-Ch. (eds), *Par monts et par vaux : itinéraires linguistiques et grammaticaux. Mélanges de linguistique générale et française offerts à Martin Riegel*, Leuven-Paris, Peeters, pp. 351-364.

Schmoll P. (2000), Les mondes virtuels, entre imagerie et imaginaire, *Sociétés*, n° 70, pp. 33-46.

Schmoll P. (2001a), Les *Je* on-line. L'identité du sujet en question sur Internet, *Revue des Sciences Sociales*, 28, pp. 12-19.

Veillon F. (1997), Les environnements virtuels partagés, Conférence au Centre Beaubourg Georges Pompidou, Paris, 7 janvier 1997, in *Rencontres-Média*. http://www.internetactu.com/archives/dossiers/Ntic/vthese/ARTICLES.htm

Romans

Dick Ph. K., *A Maze of Death*, 1970. Trad. fr. *Au bout du labyrinthe*, Paris, Laffont, 1972.

Dick Ph. K., *The Man in the High Castle*, 1962, Trad. fr. *Le maître du Haut Château*, Paris, Laffont, 1974.

Dick Ph. K., *Ubik*, 1969. Trad. fr., Paris, Laffont, 1970.

Egan G., *Permutation City*, 1994. Trad fr. *La cité des permutants*, Paris, Laffont (le Livre de Poche), 1996.

Gibson W., *Neuromancer*, 1984. Trad. fr. *Neuromancien*, Paris, La Découverte, 1985.

Stephenson N., *Snow Crash*, 1992. Trad. fr. *Le samouraï virtuel*, Paris, Laffont, 1996.

Monique Scheer

Die Faszination der schwarzen Madonna: Wahrnehmung, Deutung und symbolischer Gebrauch vom 17. zum 20. Jahrhundert[1]

Bei meiner ersten Begegnung mit einer schwarzen Madonna habe ich mich sofort gefragt: Warum ist sie schwarz? – und es ist nicht nur mir so gegangen. Ich konnte es in zahlreichen Berichten[2] lesen und weiß es aus persönlichen Gesprächen, dass der Anblick einer schwarzen Maria Fragen auslöst, die immer nach dem gleichen Muster gestrickt sind: Stammt die Darstellung aus Afrika? Soll die Madonna wie eine Afrikanerin aussehen? Oder man fragt sich, falls bekannt ist, dass diese Bilder zum größten Teil aus dem katholischen Europa des 12. bis 17. Jahrhunderts stammen: Entspricht der Hautton der damaligen Vorstellung einer Jüdin aus dem antiken Palästina? Sprich: Die Assoziationen, die sich beim Anblick einer schwarzen Madonna aufdrängen, haben etwas mit einer Darstellung von Ethnizität zu tun. Für uns ist ganz klar, dass Hautfarbe in erster Linie ein Zeichen von Rassenzugehörigkeit ist. Gleichzeitig ist unsere kollektive Vorstellung von Marias Aussehen nicht etwa von den Kultbildern des Mittelalters, sondern eher von der Bildtradition der hohen Kunst (und sicher auch der populären religiösen Kunst des 19. Jahrhunderts, etwa den Bildern der nazarenischen Schule oder den Lourdes-Madonnen) geprägt, in der sie immer mit heller Haut dargestellt wird. Also neigen wir dazu zu glauben, die Farbe müsse symbolisch gemeint sein. Interessanterweise galten gerade solche schwarzen Bilder, in der Zeit ihrer intensivsten Verehrung als besonders authentische Abbildungen von Maria.

[1] Der Wortlaut dieses Artikels hält sich eng an meinen Vortrag beim Tübingen-Straßburg-Kolloquium vom November 2001 und stellt die Zusammenfassung eines englischen Aufsatzes (American Historical Review, Dez. 2002) dar, dessen Druck in den USA in Vorbereitung ist.

[2] Für so manchen Forscher steht diese Frage am Anfang seiner Beschäftigung mit dem Thema, siehe z.B. Moss/Cappannari, S. 53; Kröll, S. 175; Birnbaum, S. 41.

„Das Rätsel der schwarzen Madonnen" – so der deutsche Untertitel der bestverkauften Monographie zu diesem Thema[3] – ist neu. Bis zum späten 18. Jahrhundert waren in den katholischen Ländern die größten Wallfahrtsorte solche, die eine schwarze Madonna in ihrem Mittelpunkt hatten: in Frankreich (in Le Puy und Chartres), Spanien (in Guadalupe und Montserrat), Italien (in Loreto), Bayern (in Altötting), Polen (in Czestochowa) und der katholischen Schweiz (in Einsiedeln; siehe Abb. 1), um nur die wichtigsten Beispiele zu nennen. Sie heißen auch so: die „schwarze Muttergottes von Altötting," zum Beispiel (Abb. 2); in Montserrat heißt sie „La Morenita" (Abb. 3); in Frankreich gibt es viele Bilder, die „La Noire" oder „La Brune" genannt werden, usw. Daran ist auch nichts Rätselhaftes. Ich halte es sogar für höchst unwahrscheinlich, dass ein Bild, das als irgendwie anormal empfunden wurde, zum zentralen Fokus der Marienverehrung im 17. und 18. Jahrhundert werden könnte. Populäre Kunst, und ganz besonders die populäre religiöse Kunst, setzt geradezu auf Vertrautes und Affirmatives. Menschen sind zu Hunderttausenden dorthin gepilgert mit ihren Krankheiten, Sorgen und Nöten, nicht aus Sensationslust an einer irgendwie rätselhaften Darstellung der Muttergottes. Diese Empfindung der schwarzen Madonna als „unerklärlich", „mysteriös" und „enigmatisch" liest man vielfach in der Literatur des 20. Jahrhunderts, die davon ausgeht, dass die Farbgebung intendiert war – allerdings nur in der außerkirchlichen Literatur. Unter katholischen Autoren wird das Phänomen mehr oder weniger verschwiegen, jedenfalls stark heruntergespielt. Lehrmeinung ist, dass die Farbe zufällig, z.B. durch die Einwirkung von Kerzenruß, entstanden sei. Verglichen mit der unproblematischen Akzeptanz der Farbe in der populären Frömmigkeit der barocken Epoche scheinen beide Haltungen – die Exotisierung wie die Verleugnung – einen fundamentalen Wandel in der Wahrnehmung dieser Bilder zu bedeuten, einen Wandel, von dem ich glaube, dass er mit der Wahrnehmung von schwarzer Hautfarbe generell zusammenhängt, insbesondere mit ihrer Entwicklung zu einem Zeichen für Rasse.

Das Thema unser diesjährigen Tagung lautet: Der *Gebrauch* der Bilder. Aber ich möchte heute nicht über den kultischen Gebrauch der schwarzen Madonnen sprechen, der sich sowieso nicht von dem der nicht-schwarzen unterscheidet. Vielmehr geht es mir um die Veränderung in der Wahrnehmung der Bilder und wie sie sich auf das Verständnis ihrer Schwärze und ihre Einsetzbarkeit durch die Kirche auswirkte. Das beginnt mit dem Versuch einer Rekonstruktion, ab wann schwarze Madonnen als solche überhaupt wahrgenommen wurden. Dann möchte ich ein paar Überlegungen darüber anstellen, welche Deutungsmuster für sie relevant waren, die in populären Erzählungen zur Verfügung standen, und in welchem Verhältnis sie zu dem einsetzenden theologischen Diskurs über schwarze Madonnen stehen. Dieser leitet einen grundsätzlichen Wandel in der Wahrnehmung dieser Bilder ein, die dann vom wissenschaftlichen Rassendiskurs eingeholt wird. Schließlich möchte ich kurz auf die symbolische Bedeutung von schwarzen Madonnen *heute* zu sprechen kommen.

Die Kulte um schwarze Madonnen sind wahrscheinlich nicht ganz so alt wie die Bilder selbst. Die sind nämlich zwischen dem 12. und 15. Jahrhundert entstanden, und (obwohl die Literatur das anders suggeriert) sie wurden vermutlich nicht von Anfang an als wundertätige Gnadenbilder verehrt. Die Datierung der zahlreichen Kopien, die von diesen Bildern gemacht wurden, spricht auch dafür, dass der bildfokussierte Kult erst in gegenreformatorischer Zeit richtig anhebt. Viel schwieriger zu bestimmen ist allerdings, ob die ursprünglichen Kultbilder von Anfang an

Abb. 1

[3] Begg; vgl. auch den Titel einer französischsprachigen Publikation von Jacques Huynen, „L'Enigme des Vierges Noires".

schwarz waren. In gewisser Weise stellt genau diese Frage den zentralen Streitpunkt in der Diskussion über schwarze Madonnen seit dem 19. Jahrhundert dar. Vor allem Anthropologen, verglei-chende Religionswissenschaftler, Tiefenpsychologen und *französische* Volkskundler (die sich am intensivsten mit diesen Objekten, die in ihrem Land besonders zahlreich sind, beschäftigt haben) gehen von einem intendierten und bewussten Umgang mit schwarzen Madonnen aus, deren Kulte sie als die Fortsetzung derjenigen um vorchristliche Muttergottheiten interpretieren. Die *deutsche* Volkskunde jedoch hat sich bisher der Meinung der Theologen angeschlossen, die Bilder seien ursprünglich „normal" gewesen und erst mit der Zeit dunkel geworden. Dieser Unterschied lässt sich vermutlich durch das verstärkte Bemühen insbesondere der deutschen Volkskunde, sich von „Kontinuitätstheorien" zu distanzieren, erklären.[4]

Wer Recht hat, d.h. ob die Bilder von Anfang an schwarz waren, lässt sich nicht feststellen. Es sind von keinem Bild Kaufverträge erhalten, weder Aufträge an die Künstlerwerkstatt noch Arbeitsprotokolle, die beweisen würden, dass die Madonna von Anfang an schwarz konzipiert war. In den frühesten Dokumenten aus der Betrachterperspektive, zum Beispiel Mirakelbüchern, wird die Farbe aber auch nicht erwähnt. Reisende und Pilger des 15. und 16. Jahrhunderts erwähnen in ihren Berichten das Gnadenbild kaum; eine detaillierte Beschreibung fehlt sowieso. Wenn irgend etwas über das Bild gesagt wird, dann ist es der Hinweis auf seine wunderbare Herkunft. Legenden über die Bilder, die erst im 17. Jahrhundert systematisch gesammelt und schriftlich festgehalten wurden, erzählen auch alle dasselbe. Zwischen Legenden um schwarze und nicht-schwarze Madonnen gibt es keinen Unterschied – alle benutzen die gleichen Formeln und Motive. Meistens geht es um das hohe Alter des Bildes, das entweder durch seine Begegnung mit wichtigen heiligen Personen plausibilisiert oder dadurch nahegelegt wird, dass das Bild auf wunderbare Weise irgendwo gefunden wurde, wo es jahrhundertelang versteckt gewesen war. Nur eine einzige Legende scheint eine besondere Beziehung zu den schwarzen Madonnen zu haben. Sie erzählt, dass der Heilige Lukas, der Evangelist, Maria zu ihren Lebzeiten porträtiert habe. Einige schwarze Madonnen (nicht alle) gelten als Lukasbilder, zum Beispiel das Bild aus Czestochowa. Es stammt eigentlich aus Siena und wird auf das Ende des 14. Jahrhunderts datiert. Erzählt wird aber, dass Maria dafür in

[4] Ein Bemühen, das bekanntermaßen erst auf die jüngere Geschichte des Faches zutrifft. Den Ursprung der „Kontinutitätstheorie" bezüglich schwarzer Madonnen findet man bei Grimm, S. 195.

ihrem Haus in Nazareth Modell saß. Die Tafel stammt von einer Tischplatte, die ihr Mann Joseph gebaut haben soll. Nach einer weiteren Legende ist das Haus selbst von Engeln im Jahr 1294 nach Loreto in Italien getragen worden. In diesem Haus, als *Santa Casa* ehemals ein sehr prominentes Ziel der Marienwallfahrt in Europa, steht auch eine schwarze Madonna, diesmal eine Plastik, die als Lukasbild gilt.

Explizit wird in den Legenden die Hautfarbe der Bilder nicht thematisiert. Das kann man als Hinweis darauf verstehen, dass die Bilder nicht von Anfang an schwarz waren – man kann es nicht mit Sicherheit wissen. Aber vielleicht liegt es daran, dass die dunkle Farbe einfach nicht als erwähnungs- und erklärungsbedürftig angesehen wurde, weil sie nahtlos in das Schema hineinpasste, das die Legenden bereitstellten: zwar waren nicht alle alten Bilder schwarz, aber *wenn* sie es waren, dann gehörte das einfach zu dem hohen Alter des jeweiligen Bildes dazu und/oder zu dessen Herkunft aus dem Heiligen Land, wo andere Bäume (mit dunklerem Holz) wachsen.

Vielleicht sind Repräsentationen, d.h. Bilder von den Kultbildern, eine zuverlässigere Quelle ihrer Wahrnehmung. Votivtafeln in Altötting, zum Beispiel, zeigen eine schwarze Madonna – aber erst ab ca. 1700; davor wird das Gnadenbild mit heller Haut dargestellt. Liegt das daran, dass, wie vor Ort berichtet wird, die Madonna ursprünglich gar nicht schwarz war, sondern erst mit der Zeit durch die Einwirkung von Kerzenrauch dunkel wurde? Der Vergleich mit einer etwa 30 km entfernten Wallfahrtskapelle stellt diese Hypothese in Frage: Dort wird eine Kopie der Einsiedler Muttergottes verehrt, und bei den noch erhaltenen Votivtafeln sieht man das gleiche Muster: bis ca. 1700 eine weiße Madonna, danach eine schwarze. Kann es sein, dass auch hier, bei einem 150 Jahre jüngeren Bild, das bei weitem nicht den Zulauf hatte wie in Altötting, *zur gleichen Zeit* die Kerzen ihre Wirkung gezeigt haben, und dass die Votivtafeln dies reflektieren? Nein, ich denke, dass die Votivtafeln nicht einen „tatsächlichen" Zustand des Bildes widerspiegeln, sondern seine *Wahrnehmung* – und ich bin der Meinung, dass die Bilder erst ab 1700-1750 eine schwarze Madonna deshalb zeigen, weil erst dann das Wahrnehmungs- und Deutungsschema „schwarze Madonna" existierte. Wie könnte es entstanden sein, und welche Bedeutung hatte es?

Ich glaube, die Entstehung der schwarzen Madonnen hängt stark mit der Förderung des Bilderkults, besonders durch die Jesuiten in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, zusammen. Wie gesagt, die Legenden um wundertätige Marienbilder wurden erst im 17. Jahrhundert gesammelt, und zwar unter genau diesen Vorzeichen, nämlich der Revitalisierung des

Abb. 2

Bilderkults – oder war es überhaupt eine *Re*vitalisierung? Eine der Hauptfiguren in diesem Zusammenhang ist Wilhelm von Gumppenberg, S.J. Im Jahr 1650 fasste er den Entschluss, ein Verzeichnis sämtlicher wundertätiger Marienbilder zu erstellen: den *Atlas Marianus*. Sieben Jahre später erschien die erste Ausgabe – da zählte er 50 Gnadenstätten, zu denen die meisten Bilder, die wir hier erwähnt haben, gehörten – an erster Stelle stand Loreto, an zweiter das für die Gesellschaft Jesu sehr wichtige Bild von Santa Maria Maggiore, später als *Salus populi romani* bekannt. In der Zwischenzeit wurden aber alle Ordensbrüder von der Kongregation angehalten, bei Gumppenbergs Unternehmung Hilfe zu leisten, und 1672 konnte er einen Atlas herausgeben mit 1200 wundertätigen Bildern von Maria in der ganzen Welt. Darin sind die schwarzen Madonnen **zwar** in den meisten Fällen nicht explizit als solche bezeichnet, aber es ist der Beginn einer Zeit, in der das *Bild* ins Zentrum der kultischen Inszenierung rückt. Von den mittelalterlichen Quellen, in denen die Beschreibungen der Gnadenbilder recht lose und austauschbar wirken, bekommt man den Eindruck, dass damals das Bild eher Nebensache war. Dieser Eindruck

täuscht nach Meinung der Mittelalterhistorikerin Gabriela Signori nicht: Sie vertritt in einem demnächst erscheinenden Aufsatz die These, dass es im Spätmittelalter gar keine „wundertätigen Marienbilder" gab, dass dies eine „invention of tradition" durch die Gegenreformation sei. Diese habe sehr viel Geld, Geist und Energie darin investiert, dem *religiösen* Bild zu einer neuen Identität als *wundertätigem* Bild zu verhelfen, wozu sie vorzugsweise ‚alte' bzw. mittelalterliche Wallfahrtsbilder benutzt habe. Der *Atlas Marianus* sollte die Macht der Bilder vor Augen führen, und er argumentierte mit Legenden. Wenn meine Vermutung stimmt, dass die schwarze Farbe mancher Bilder mit den legendären Elementen „uralt" und „authentisch" implizit in Zusammenhang gebracht wurde, dann macht es Sinn, dass die Jesuiten begonnen haben, die Farbe bewusst einzusetzen, und darüber hinaus, dass gerade die Bilder, denen sie die höchste Bedeutung zumaßen, *schwarze* waren. Die schwarze Madonna stellte eine ‚Ikonisierung' der gegenreformatorischen Phantasie von einem präreformatorischen, einheitlichen Christentum dar, an das jesuitische Reformer wie Gumppenberg anknüpfen wollten.

Und dennoch, angesichts der überwältigend negativ belegten Farbe schwarz – schwarz war ja der Teufel, und in der mittelalterlichen Ikonographie wurden die Sünder, die Verdammten mit schwarzer Haut dargestellt – konnten die Geistlichen die Deutung der Farbe nicht auf gut Glück den Gläubigen überlassen. Deutungshilfe fanden sie vor allem in einem Vers aus der hebräischen Bibel. Im Hohen Lied des Salomon, einem Zwiegespräch zwischen zwei Verliebten, sagt die Braut: „Ich bin schwarz, aber schön." Diese Stelle war schon seit dem 2. Jahrhundert Gegenstand intensiver Exegese; seit dem 12. Jahrhundert war es gang und gäbe, in der Braut des Hohenlieds Maria zu sehen. Insofern wurden die schwarzen Madonnen durch die Anwendung dieses Verses in eine bestehende theologische Tradition eingebunden. Auch an dem kleinen bayrischen Wallfahrtsort, vom dem vorhin die Rede war, wurde diese Interpretation in einer Predigt angeboten. 1726, im 100. Jubeljahr der Wallfahrt, erklärte der Pfarrer Benedikt Krumb, weshalb die Madonna schwarz ist: weil es ein Zeichen ihrer Demut sei, wie bei der Braut des Hohenlieds.[5] Die Feststellung, dass das erste erhaltene Votivbild mit einer schwarzen Madonna 13 Jahre nach dieser Predigt entstanden ist, hat mich zu der Überlegung verleitet, ob vielleicht solche Predigten das Bewusstsein unter den Wallfahrtsbesuchern für die schwarze Farbe als we-

[5] Quelle ausführlich zitiert und kommentiert in Lechner (1971).

sentlichen Bestandteil des Bildes erst geweckt hat. Allgemeiner gefragt: Werden die schwarzen Madonnen erst als schwarz wahrgenommen, wenn auf die Bedeutung ihrer Schwärze hingewiesen wird?

Die Verwendung der Phrase *„nigra sum sed formosa"* bedeutet allerdings eine gewisse Verschiebung: Man spricht nicht mehr von einem schwarzen Bild der Maria, sondern von einem Bild einer schwarzen Maria. Noch wird die Farbe allegorisch verstanden, aber die Interpretation der Madonna als Bild einer schwarzen Frau markiert den Anfang eines Prozesses, der zu konfligierenden Enkodierungen des schwarzen Inkarnats und schließlich zum Verschwinden seines authentisierenden Charakters führt.

Bis Ende des 15. Jahrhunderts wurde bei der Darstellung afrikanischer Menschen in der populären Kunst, wie Jean Devisse es formulierte, mehr Rücksicht auf symbolische Aspekte als auf anthropologische Korrektheit genommen.[6] Um es etwas verkürzt zu formulieren: Für mittelalterliche Europäer gehörten Afrikaner in erster Linie zu der recht großen und vielfältigen Gruppe der Nicht-Christen, ob Heide oder Muslime, und diese religiöse Kategorie war signifikanter als die Kategorie Hautfarbe. Das sieht man auch am mittelalterlichen Begriff „Mohr", der religiös ziemlich eindeutig ist, dafür aber in Bezug auf Hautfarbe recht diffus, umfasste er doch mehr oder weniger alle Menschengruppen auf dem afrikanischen Kontinent, sowie aus dem Nahen Osten, der Türkei, etc. Angesichts der Ambiguität in der visuellen und linguistischen Repräsentation afrikanischer Menschen wäre die Frage, ob der dunkle Hautton bei einem „wahren Abbild" Mariens ihre ethnische Zugehörigkeit präzise widerspiegelt, eher sekundär, wenn sie überhaupt gestellt würde. Vielleicht ist das Aufkommen der nigra sum-Deutung der Beginn dieser Fragestellung, aber eine, die es noch schafft, die Gegensätze, die sie aufbaut, zu überbrücken.

Ambiguität und mehrfache Kodierung von schwarzer Hautfarbe werden gegen Ende des 18. Jahrhunderts durch den neuen wissenschaftlichen Diskurs über die „Menschenrassen" verdrängt. Dieser begann um 1735, als Carl von Linné die Hautfarben der Menschheit in ein System mit den vier Temperamenten faßte, d.h. die Menschen in vier Gruppen nach Farbe einteilte: weiß, schwarz, rot und gelb. Unser heutiger Begriff „Kaukasier" stammt von Johann Friedrich Blumenbach, der in den 1770er Jahren das fünfgliedrige Rassen-System entwickelte. Um diese Zeit setzt sich eine Vorstellung von „weißen" und „schwarzen" Menschen durch, und als Bezeichnung für Afrikaner wird der Begriff „Mohr" um 1800 durch das Wort „Neger", eine Entlehnung aus den romanischen Sprachen, die die Farbkodierung beinhaltet, ersetzt.[7]

Die wissenschaftliche Übereinkunft, dass Hautfarbe Rasse signalisiert, zeigt sich im außerkirchlichen Diskurs über schwarze Madonnen erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Vorher ist es unter denjenigen Intellektuellen, die die Religion im allgemeinen (und den Katholizismus im besonderen) als rückständig und antiaufklärerisch kritisieren, üblich, schwarze Madonnen einfach als hässlich zu betrachten, wie etwa bei Henry Swinburne, der in seinen Erinnerungen an eine Reise durch Italien 1783 schreibt: „There are in Italy and elsewhere some dozens of black, ugly Madonnas".[8]

Wie Swinburne lehnt auch der deutsche Schriftsteller Theodor Mundt die Glaubwürdigkeit der Legenden ab. Er hat in seinen 1840 veröffentlichten Impressionen einer Reise nach Czestochowa nur Spott für die Pilger und ihre Glaubensformen übrig. Aber das Anstößige an dem Bild ist nicht mehr nur ihre „Hässlichkeit": Die „schwarze Maria", wie er sie immerzu nennt, evoziert für ihn nichts als ethnische Assoziationen. Die Lukaslegende findet er absurd, natürlich auch, dass die Heilige Helena das Bild gefunden haben soll – „Genug, dass man von dieser schwarzbraunen Abbildung der Mutter Gottes zuerst in Byzanz vernommen, wo allerhand ägyptische und äthiopische Elemente dazu mitgewirkt haben mögen, der Jungfrau Maria dies Colorit zu geben."[9] Es scheint mir nicht unwahrscheinlich, dass ihm eine Meinung über schwarze Madonnen vertraut war, die Goethe bereits 24 Jahre zuvor publiziert hatte: „Wie sich aber die tristeste aller Erscheinungen eingeschlichen, daß man, wahrscheinlich aus ägyptischen, äthiopischen, abyssinischen Anlässen, die Mutter Gottes braun gebildet ... mag sich bey besonderer Bearbeitung der Kunstgeschichte jenes Theils genauer nachweisen lassen."[10]

Hier sieht man, wie, zunächst im Rahmen einer rationalistischen Kritik katholischer Glaubensformen, die schwarze Haut der Madonna beginnt, afrikanische Herkunft zu signalisieren. Ich meine, dass mit der weiteren Verbreitung des Denkmodells der „Menschenrassen" diese Wahrneh-

[6] Devisse, S. 136.

[7] Zur Entwicklung des Rassenbegriffs im deutschsprachigen Raum vgl. Gilman und Martin.

[8] *Travel in the Two Sicilies* Vol. I, (London, 1783), S. 123; zitiert in Moss/Cappannari, S. 64-5.

[9] Mundt, S. 234.

[10] Goethe, S. 75f.

mung sich ebenfalls verbreitet hat. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wäre es zunehmend schwieriger geworden, zu erklären, weshalb ein vom Leben geschaffenes Bild der Maria sie als Afrikanerin darstellt. Selbst für Gläubige hätte die Verengung der Hautfarbe zum Rassemerkmal den ehemaligen Status der schwarzen Madonnen radikal unterminiert. Die Farbe, einst ein Zeichen der Verehrungswürdigkeit, wurde nicht mehr so verstanden wie im Fall der Madonna von Chastreix, die 1892 restauriert wurde und dabei eine frische Schicht schwarzer Farbe bekam: Danach soll sich die Kirchengemeinde beschwert haben, dass ihre Madonna in eine „Negerin" verwandelt worden sei.[11] Diese Wahrnehmung konnte zwar in die allegorische Bedeutung der Hautfarbe, die die nigra sum-Deutung anbot, integriert werden – wie in einem französischen theologischen Lexikon von 1850, in dem das Gesicht einer Madonna als „schwarz wie

Abb. 3

[11] B. Craplet, „Vierges romanes", *Richesses de la France, Le Puy-de-Dôme* 44 (1960): 66-68. Zitiert bei Forsyth, S. 21.

eine Äthiopierin, und dennoch anmutig" beschrieben wird.[12] Aber die authentisierende Wirkung der Farbe war weg und damit auch die Basis für einen bewussten (oder unbewussten) Einsatz der Bilder als besonders „ranghoch". Schwarze Madonnen wurden somit genau zu den Rätseln gemacht, als die sie noch heute gelten.

Die Beschäftigung mit Marienbildern bleibt eine jesuitische Tradition bis ins 20. Jahrhundert, als die Autorität in Sachen marianischer Bildkult Stephan Beissel hieß. 1909 veröffentlichte er seine Meinung zu den schwarzen Madonnen, die ganz dem positivistischen Geist verpflichtet ist: „Ihre schwarze Gesichtsfarbe verdanken nicht wenige dieser Bilder einem Zufall. Viele Farben (besonders der zur Herstellung der Fleischfarbe verwendete Zinnober und Mennig sowie das hie und da als Untergrund benutzte Silber) werden nämlich mit der Zeit schwarz. Wahrscheinlich dunkelten die Gesichter vieler Madonnen stark nach und wurden so zuletzt tiefbraun. Andere Bilder dieser Art standen Jahrzehnte, sogar Jahrhunderte inmitten zahlreicher Kerzen, durch deren Rauch sie geschwärzt wurden."[13] Etwas polemisch bemerkt er weiter: „Man muß doch die christlichen Künstler als sehr eigenartige Leute ansehen, wenn man glaubt, um eine Gottesmutter mit ihrem Kinde darzustellen, hätte es ihnen nicht genügt, irgend eine gute Mutter mit ihrem Kinde zu beobachten und sie zu idealisieren, sie hätten sich nicht zu helfen und zu raten gewußt, bis sie eine Isis gefunden, aus der sie dann eine Gottesgebärerin gemacht hätten."[14]

Die Theorie von seiten der Vergleichenden Religionswissenschaft, dass die schwarzen Madonnen die Erbinnen vorchristlicher Göttinnen seien, die ebenfalls schwarz dargestellt wurden, muss die Kirche mit Vehemenz abwehren, weshalb sie die „wissenschaftliche" Erklärung bevorzugt. Offenbar wird die nigra sum-Deutung nicht mehr als stark genug gewertet, um diese Bilder zu deuten. Es ist besser, man erklärt das Schwarze weg, mit Hinweis auf die „eigentliche" Farbe darunter. Dies wird bis heute so praktiziert, wie die Meldung aus der spanischen Zeitung *El Mundo* zeigt: „„La Moreneta' es blanca" schreiben sie am 15. April 2001, und dpa meldet dazu: „Die schwarzbraune Madonna von Montserrat ist in Wirklichkeit weiß" (26.4.01)

[12] Artikel „*Pélérinage*" in *Encyclopédie théologique*, Bd. 43, Paris 1850, S. 715, zitiert in Turner/Turner (1978), S. 46.

[13] Beissel, S. 345

[14] Ebenda, S. 346.

Was ist heute der symbolische Wert von schwarzen Madonnen? Am meisten an ihnen interessiert sind zur Zeit Anhänger einer eher antikirchlichen, meist frauenzentrierten Religiosität.[15] Aber die Madonna hat nach wie vor auch einen traditionell-religiösen Wert: Die aktuell weltweit größte Marienwallfahrt ist der Jungfrau von Guadalupe in Mexiko-Stadt gewidmet. Sie gilt als schwarze Maria, auch wenn sie vom Typus her eher unüblich ist. Das Bild ist nach einer schwarzen spanischen Madonna benannt, deren Kult zur Zeit der „Entdeckung" Mexikos hoch im Kurs war und die als besondere Schutzfrau der Conquistadores nach Mexiko eingeführt wurde. Die Ikonographie des mexikanischen Bildes, auch und gerade der dunkle Hautton, steht in bester europäischer Tradition. Dennoch gilt sie unter Mexikanern als eine der ihren, weil sie in dunkler Gestalt auftritt.[16] Das Bild ist nach einer Erscheinung Mariens spontan auf den Mantel des Sehers aufgedruckt gewesen, ist also wieder ein „wahres Abbild". Hier ist die Symbolkraft von dunkler Haut als ethnisches Merkmal vorhanden, die unmittelbar an die europäische Tradition (schwarz als authentisch) anknüpfen konnte.

In Einsiedeln geschieht vielleicht so langsam etwas Ähnliches: Im Gespräch mit einem Benediktinerpater dort habe ich zwar zunächst auch zu hören bekommen, die schwarze Farbe sei „zufällig" – quasi „aus Versehen" – entstanden. Später aber meinte er, die tamilischen und afrikanischen Flüchtlinge, die in Einsiedeln aufgenommen werden und häufiger in der Kirche zu sehen seien, würden sich vielleicht darüber freuen, dass dort die Muttergottes in Gestalt einer schwarzen Frau verehrt wird. Es scheint möglich, dass der Multikulturalismus in Europa wieder neue Deutungsebenen für die schwarzen Madonnen eröffnet.

[15] Das heißt, die Gruppe, die in den schwarzen Madonnen die Nachfolgerinnen der vorchristlichen Göttinnen sieht. Vgl. etwa Begg, Birnbaum, Kröll.

[16] Einiges über die Wahrnehmung der Jungfrau von Guadalupe in den Interviews zitiert in Andersson. Siehe auch Poole.

Abbildungsnachweis

Haag, Herbert u.a.: Maria. Kunst, Brauchtum und Religion in Bild und Text. Freiburg/Basel/Wien 1997, S. 187 u. 205.

Literatur

Andersson, Daniel: The Virgin and the Dead. The Virgin of Guadalupe and the Day of the Dead in the Construction of Mexican Identities. Göteborg 2001.

Begg, Ean: The cult of the black virgin. London 1985 (dt: Die unheilige Jungfrau. Das Rätsel der schwarzen Madonna. Bad Münstereifel 1989).

Beissel, Stephan: Geschichte der Verehrung Marias in Deutschland während des Mittelalters. Ein Beitrag zur Religionswissenschaft und Kunstgeschichte. Freiburg i. B. 1909.

Birnbaum, Lucia Chiavola: Black madonnas. Feminism, religion and politics in Italy. Boston 1993.

Devisse, Jean: The Image of the Black in Western Art, Vol. II. From the Early Christian Era to the 'Age of Discovery'. Part 1 – From the Demonic Threat to the Incarnation of Sainthood. Cambridge/London 1979 (Publications of the Menil Foundation, Inc. Ladislas Bugner, Hg.).

Forsyth, Ilene: Throne of wisdom. Wood sculptures of the Madonna in Romanesque France. Princeton 1972.

Gilman, Sander: On Blackness without Blacks. Essays on the image of the Black in Germany. Boston 1982.

von Goethe, Johann Wolfgang: Ästhetische Schriften 1816-1820. Über Kunst und Altertum I-II. Hrsg. v. Hendrik Birus. Frankfurt/M. 1999 (Sämtliche Werke. Briefe Tagebücher und Gespräche. Bd. 20).

Grimm, Jacob: Deutsche Mythologie. Graz 1968 (Nachdruck der 4. Auflage von 1875-8).

Huynen, Jacques: L'Énigme des Vierges Noires. Paris 1972.

Kröll, Ursula: Das Geheimnis der schwarzen Madonnen. Entdeckungsreisen zu Orten der Kraft. Stuttgart 1998.

Lechner, Martin: „Schön schwarz bin ich". Zur Ikonographie der schwarzen Madonnen der Barockzeit. In: Heimat an Rott und Inn. (Ohne Ort) 1971, S. 44-61.

Martin, Peter: Schwarze Teufel, edle Mohren. Hamburg 1993.

Moss, Leonard W./Cappannari, Stephen C.: In quest of the black virgin: she is black because she is black. In: James J. Preston (Hg.): Mother Worship. Theme and Variations. Chapel Hill 1982, S. 53-74.

Mundt, Theodor: Völkerschau auf Reisen, Band 1. Stuttgart 1840.

Poole, Stafford: Our Lady of Guadalupe. The origins and sources of a Mexican national symbol, 1531 – 1797. Tucson 1996.

Signori, Gabriela: Das spätmittelalterliche Gnadenbild: Eine nachtridentinische Invention of tradition? In: David Ganz/Georg Henkel (Hg.): Rahmen-Diskurse. Kultbilder im konfessionellen Zeitalter (in Vorbereitung).

Turner, Victor/Turner, Edith: Image and pilgrimage in Christian culture. Anthropological perspectives. Oxford 1978.

Nina Gorgus, Paris

Der Tod Pierre Bourdieus in der französischen Presse

„Die Soziologie ist ein Kampfsport", postulierte Pierre Bourdieu 2001 in dem ihm gewidmeten gleichnamigen Dokumentarfilm, „und zwar deshalb, weil sie defensiv ist und keine Schläge austeilt". Was die Reaktionen auf Bourdieus Tod betrifft, so hatte man eher den Eindruck, dass die französische Presse dieses Diktum nicht übernehmen wollte.

„Etwas, was noch viel schwerer zu ertragen ist als das Verschwinden einer der zentralen Vordenker unserer Zeit – und für einige unter uns, eines engen Freundes, ist das Ritual der Zelebrierung seines Todes, dem sich einige Medien nur wenige Stunden nach dem Ende Pierre Bourdieus zugewandt haben." (Le Monde, 31. Januar 2002) Jacques Bouveresse, Professor am Collège de France, bemerkte weiter, dass weder die obligatorischen Lobreden noch die mit Gemeinheiten, ja Heimtücke gewürzten Äußerungen fehlten, die als notwendig erachtet würden, um den Eindruck von Überparteilichkeit und Objektivität zu erwecken – jene Praxis, die der Presse zu eigen sei, um einem unbeliebten Intellektuellen eine, wenn auch den Umständen entsprechend zurückhaltende, Lektion zu erteilen.

Bouveresse wollte in seinem Beitrag dem seiner Meinung nach verzerrten Bild von Bourdieu in den Medien entgegentreten, das diese nach dessen Tod vermittelten. Da Bourdieu überraschend starb und kaum jemand von seiner Krebskrankheit gewusst hatte, erschienen die ersten publizierten Reaktionen als sehr willkürlich und verkürzt dargestellt, so dass man das Statement von Bouveresse, dem weitere Stimmen folgten, nachvollziehen kann. Während die einen um einen großen Verlust trauerten, nutzten andere, v.a. Journalisten, den Anlass, eine polemische Abrechnung vorzunehmen und auf Konflikte hinzuweisen, die Bourdieu nicht müde war auszulösen. Nicht so sehr Bourdieus wissenschaftliche Tätigkeiten standen dabei im Mittelpunkt, sondern vor allem sein politisches Engagement, das er 1993 mit dem Buch „Das Elend der Welt" eingeleitet hatte. In den neunziger Jahren setzte sich Bourdieu auch mit der Rolle der Medien in der Gesellschaft auseinander. Die Journalisten fühlten sich von Bourdieus Kritik stark angegriffen; die Polemiken gewannen an Schärfe. So meinte denn auch die Kolumnistin Françoise Giroud

im Gegensatz zu Bouveresse süffisant: „Wenn man sieht, wie die Presse den Tod von Bourdieu behandelt, dann denkt man sich, dass sie wahrlich nicht nachtragend ist!“ (Le Nouvel Observateur, 31. Januar 2002).

In den Printmedien ist Bourdieu auf der Titelseite. Die Zeitungen und Zeitschriften räumen ihm einen breiten Raum ein. So stellt etwa Le Monde ein Dossier zusammen, das mehr als sechs Seiten umfasst – über ein Fünftel des Gesamtumfangs. (Le Monde, 26. Januar 2002) Kollegen, Mitstreiter und Freunde sind zu Stellungnahmen eingeladen. Bourdieu erscheint zweigeteilt: In erster Linie als „un homme de combat“. Einer, der Front gegen die Allmacht der Medien machte – insbesondere mit der Veröffentlichung zweier Vorlesungen über das Fernsehen im Jahr 1996. Zugleich war er, seit er im Dezember 1995 den Streik der Eisenbahner unterstützt und sich für soziale Bewegungen in Frankreich, aber auch für die Anti-Globaliserungskampagnen eingesetzt hatte, durch die Medien zu einer international bekannten Figur geworden. In zweiter Linie versucht man sein Werk innerhalb der Sozialwissenschaften zu situieren, wobei einzelne Kollegen aus dem In- und Ausland – aus Deutschland etwa Jürgen Habermas und Wolf Lepenies – als Gastautoren wirkten. Bourdieus einzelne Werke werden einer kritischen, aber ausgewogenen Betrachtung unterzogen, mit sehr positiven Beurteilungen.

Die Tageszeitung „Libération“ (26. Januar 2002) beschäftigt sich mit dem konfliktfreudigen Bourdieu. Schon die Titel der ihm gewidmeten Artikel weisen darauf hin: „Pierre Bourdieu, Tod eines kämpferischen Soziologen“, „Militanter Wissenschaftler“, „Von Schülern und Feinden“. Im letztgenannten Beitrag wird auf die vehementen Auseinandersetzungen zwischen Bourdieu und seinen Studenten und Kollegen hingewiesen, die im Buch einer ehemaligen Schülerin laut Untertitel über den „soziologischen Terrorismus des Pierre Bourdieu“ kulminierte. Die Wochenzeitschrift „Nouvel Observateur“ schien noch eine größere Rechnung mit Bourdieu offen zu haben: Der Wissenschaftler hatte mit einer Forschungsgruppe im Jahr 1994 das Magazin analysiert und den Journalisten Parteilichkeit vorgeworfen. Die Ergebnisse wurden in den „Actes de la recherche en sciences sociales“ publiziert. Jetzt schlug der „Nouvel Observateur“ zurück. Das Blatt druckte einen Auszug aus einem unveröffentlichten Manuskript „Ich war fünfzehn. Pierre über Bourdieu“[1]. Der Autor hatte den Text im November 2001 seinem langjährigen Mitarbeiter und Freund Didier Eribon mit dem Hinweis geschickt: „Ne pas faire circuler.“ Die Veröffentlichung löste einen Eklat aus. Die Familie war erzürnt – weniger ob des Vertrauensbruchs von Eribon und der fehlenden Abdruckerlaubnis, als vielmehr deshalb, weil der „Nouvel Observateur“ in begleitenden Artikeln und im Editorial Bourdieu reißerisch und diffamierend darstellt hatte. Der Vorwurf: Das Magazin mache aus dem Tod ein Geschäft. (Le Monde, 9. und 21. Februar 2002)

[1] Erscheint im Juni 2002 bei Suhrkamp mit dem Titel „Pierre Bourdieu über Pierre Bourdieu“.

Während Jean Daniel, der Direktor des Journals, noch einmal auf die schwierigen Beziehungen zwischen dem „Nouvel Observateur“ und Bourdieu verwies, sparte Kollege Julien Juillard nicht mit klaren Worten: Er titelte seine Chronik mit „Das Elend der Soziologie“ und sprach von einem „eklatanten Misserfolg“ des Pierre Bourdieu, dem er darüber hinaus noch eine „soziale Eifersucht“ unterstellte. (Le Nouvel Observateur, 31. Januar 2002) – Die Entschuldigung in der folgenden Ausgabe war für die Familie wenig zufriedenstellend und eine Auseinandersetzung vor Gericht ist nicht ausgeschlossen. Die Frauenzeitschrift Elle (4. Februar 2002) schließlich schreckte nicht davor zurück, „Pierre Bourdieu in 10 Lektionen“ aufzubereiten. Das Magazin, das dem Soziologen die „Erscheinung eines Hollywoodschauspielers der 1950er Jahren“ attestierte, wollte damit eine „kleine Dechiffrierung“ von Werk und Mensch bieten. Der Unterpunkt „Feinde“ nennt Namen wie die der „fast thinkers“ Bernard-Henri Lévy oder Alain Finkielkraut. Im „Fan-Club“ wird Bourdieu zum „Guru der sozialen Bewegungen“. Als „Losungswort“ stehe für Bourdieu: „Die Klappe aufmachen.“ Nicht zuletzt erhält man eine Zusammenfassung über „sein Basis-Konzept der Herrschaft: Die Gesellschaft ist ein Herrschaftssystem, in dem die Beherrschten sogar vergessen, dass sie es sind“.

In einer zweiten Welle meldeten sich dann in der Presse jene wie der eingangs zitierte Bouveresse zu Wort, die ‚ihren‘ Bourdieu in den bislang publizierten Artikeln nicht wiederfanden. So stellte die Schriftstellerin Annie Ernaux eine große Distanz zwischen dem fest, was die Medien vermittelten, und der großen Trauer, die Tausende von Forschern, Lehrern, Studenten bzw. Menschen jeden Hintergrunds fühlten, als sie vom Tode des Wissenschaftlers erfuhren. (Le Monde, 6. Februar 2002) Für Ernaux bedeutete die Lektüre von Werken wie „Die Erben“ oder „Die feinen Unterschiede“ einen „heftigen ontologischen Schock“. Weiter schreibt sie: „Es bleibt für mich ein Rätsel und es macht mich traurig, dass das Werk von Bourdieu, für mich ein Synonym von Freiheit, (...) als Unterwerfung unter soziale Determinanten wahrgenommen werden konnte“. (Le Monde, 6. Februar 2002)

In gleicher Manier weisen etwa Christophe Charle und Daniel Roche, Historiker am Collège de France, auf die Bedeutung von Bourdieus Werk für die Historiographie hin. Beide beschreiben die Wechselwirkungen seiner soziologischen Arbeiten mit den Geschichtswissenschaften. Nicht zuletzt bringen sie die zwei Seiten Bourdieus wieder zusammen, die die Medien so fein säuberlich getrennt hatten: den „politischen Bourdieu" und den „wissenschaftlichen Bourdieu". Er selbst hatte sich kürzlich noch auf einem Kongress in London dahingehend geäußert, dass es keine Wissenschaft ohne Engagement, kein Engagement ohne Wissenschaft für ihn gebe. „Das war für ihn die doppelte Aufgabe des Intellektuellen." (Le Monde, 6. Februar 2002)

Anne-Marie Thiesse hat bei Pierre Bourdieu studiert und Anfang der neunziger Jahre drei Semester am Ludwig-Uhland-Institut verbracht. Für die Soziologin und Literaturwissenschaftlerin füllte Bourdieu stets die beiden Seiten eines „engagierten Intellektuellen" und eines „Soziologen-Philosophen" aus. Sie behält ihn als hervorragenden Pädagogen in Erinnerung, da er ihr persönlich neue Wege der Forschung eröffnet habe. Bourdieu war es auch, der ihr die Veröffentlichung des ersten Artikels ermöglicht hatte. Und sie erinnert sich an eine Seminarsitzung über „Die feinen Unterschiede", die sie am LUI leitete. Das Buch stand zwar schon übersetzt in der Bibliothek, Pierre Bourdieu sei aber für die meisten noch kein Begriff gewesen.

Elisabeth Timm

Mehr Bourdieu!

Statt eines Nachrufs: Plädoyer für Kulturtheorie

Die Bedeutung von Pierre Bourdieu für die Empirische Kulturwissenschaft darzulegen, das ist, so meint man vielleicht zunächst, Eulen nach Athen getragen.

Ein Blick auf die Rezeption seines Werks im Fach jedoch fördert einen anderen Befund zutage: Es handelt sich vielmehr um eine oft auf wenige Schlagworte („Distinktion", „kulturelles Kapital", „die feinen Unterschiede") reduzierte Zurkenntnisnahme.[1] Prüft man die relevanten Jahrgänge der Zeitschriften des Fachs (Zeitschrift für Volkskunde, Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, Jahrbuch für Volkskunde, Bayerische Blätter für Volkskunde, Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Kieler Blätter zur Volkskunde) wird offenbar, daß beispielsweise den „feinen Unterschieden" nur eine einzige Rezension gewidmet worden ist: Lediglich in den Weimarer Beiträgen findet sich (hier allerdings auch erst vier Jahre nach dem Erscheinen der deutschen Übersetzung) 1986 eine Besprechung. Irene Dölling würdigte die Arbeit als „differenzierten Ausbau der theoretisch-methodischen Voraussetzungen für die empirische Analyse von Lebensweise"[2]; gleichzeitig kritisiert sie in deutlicher Distanz zur DDR-Kultur-

[1] Siehe dagegen (neben der Diskussion in Frankreich) die sehr viel intensivere Auseinandersetzung insbesondere auch mit Bourdieus theoretischer Arbeit in den britischen Cultural Studies (siehe Anm. 3) und in der US-amerikanischen Diskussion (einen Überblick mit Nachdruck der zentralen Texte bietet hierzu die vierbändige, von Derek Robbins herausgegebenen Zusammenstellung „Pierre Bourdieu" (London u.a. 2000)). Auch in der deutschsprachigen Soziologie wurde Bourdieu früh und eingehend rezipiert (z. B. Axel Honneth: Die zerrissene Welt der symbolischen Formen. Zum kultursoziologischen Werk Pierre Bourdieus. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 36 (1984), S. 147-164; Beate Krais 1983: Bildung als Kapital. Neue Perspektiven für die Analyse der Sozialstruktur? In: Reinhard Kreckel (Hg.): Soziale Ungleichheiten (= Soziale Welt, Sonderband 2). Göttingen, S. 199-220).

[2] Irene Dölling: Rezension zu: Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. In: Weimarer Beiträge 32 (1986) 4, S. 700-703; hier, S. 701 (dort auch das Folgende).

theorie, daß „Gegenkultur" nach Bourdieu „unmöglich" sei – eine Kritik, die der Ablehnung Bourdieus durch manche Vertreter der britischen Cultural Studies sehr ähnlich ist.[3]

Nun läßt sich die Rezeption eines Werks nicht ausschließlich an den ihm gewidmeten Rezensionen messen. Gleichwohl erscheint dieser Befund symptomatisch, und er gilt sicher nicht nur für Bourdieu, sondern liegt daran, „daß Kulturtheorie in der Volkskunde seit langem kein Thema mehr ist"[4]. Trotz der wenig eingehenden Beschäftigung ist zumindest der Name Bourdieus und vor allem der Titel (aber oft auch nur der) „die feinen Unterschiede" Gemeingut im Fach geworden. Daß damit die Relevanz dieses Soziologen und Ethnologen für das Fach noch nicht erschöpft ist, und inwiefern das Bourdieusche Werk gerade für die Kulturanalyse des Alltags fruchtbar gemacht werden kann, haben im Fach erst wenige ausgelotet.[5]

Deshalb mag Bourdieus Tod im Februar diesen Jahres als Anlaß dienen, seine Bedeutung für das Fach in Erinnerung zu rufen, aber auch einen empirisch-kulturwissenschaftlich informierten kritischen Blick auf sein Werk zu werfen.[6] Am Beginn steht eine Erörterung der gängigsten Kritiken an Bourdieu ((1) Determinismus, (2) veraltete Gesellschaftsanalyse am Beispiel Frankreich, (3) Nichtberücksichtigung der Kategorie Geschlecht), dann folgen kritische Anmerkungen zu Bourdieus (4) Begriff der Reflexion von Datenerhebung und Forschung und (5) zu seinen Fernseh-Thesen. Am Schluß stehen weiterführende Aspekte seines Werks, und zwar Bourdieu (6) der Konstruktivist, (7) der Sozialpsychologe und (8) der Verfechter einer Wissenschaft von Gesellschaft.

Bourdieu!

Ebenso wie in der Soziologie beschränkt sich auch die kulturwissenschaftliche Kritik an Bourdieu oft darauf, knapp zu verweisen, (1) daß Bourdieu seine Praxistheorie aus dem „Entwurf einer Theorie der Praxis"

[3] Z.B. Paul Willis: Cultural Production Is Different from Cultural Reproduction is Different from Social Reproduction Is Different from Reproduction. In: Interchange 12 (1981), S. 48-67; Frow, John: Accounting for Tastes. Some Problems in Bourdieu's Sociology of Culture. In: Cultural Studies 1, 1 (1987), S. 59-73.

[4] Kaspar Maase: Vorwort zur vierten Auflage. In: Hermann Bausinger, Utz Jeggle, Gottfried Korff, Martin Scharfe: Grundzüge der Volkskunde. Darmstadt 1999, S. VII-XXI; hier, S. XIVf.

in den „feinen Unterschieden" zu einem deterministischen Modell habe verkommen lassen und darauf, (2) „die feinen Unterschiede" vor allem als (zudem veraltetes) Werk über französische Verhältnisse zu lesen sowie auf die Invektive, (3) daß bei Bourdieus Kulturanalyse die Kategorie Geschlecht zu wenig oder gar nicht berücksichtigt sei. Dabei sind außerhalb der deutschsprachigen Volkskunde/Kulturwissenschaft instruktive und weiterführende Kritiken gerade zu diesen drei Punkten erarbeitet worden. Sie geben die Möglichkeit, für eine weitere und intensivere Nutzung des Bourdieuschen Ansatzes zu plädieren:

(1) Die US-amerikanische Kulturanthropologin Deborah Reed-Danahay schlägt eine Lesart von Bourdieus Werk unter dem Titel „occidentalism" vor.[7] Sie macht damit einsichtig, weshalb er im „Entwurf einer Theorie der Praxis" streng praxeologisch argumentiert, während die Subjekte in den „feinen Unterschieden" lediglich als Exekutierende gesellschaftlicher Strukturen erscheinen. Diese Diskrepanz liest sie nicht als eine zeitliche Entwicklung in Bourdieus Werk, sondern als zwei Seiten einer Medaille, die sie in Orientierung an Edward Said „orientalism/oc-

[5] Über eine schlagwortartige Zitierung Bourdieus hinaus gehen in der Kulturwissenschaft vor allem folgende Arbeiten: Hanns-Eckart Opdenhoff: Vom guten Geschmack kleiner Leute. Über die Aneignung ästhetischer Praxisformen von Studeninnen und Studenten aus der Arbeiterschicht. Unveröff. MA am LUI der Universität Tübingen 1985; Andrea Erne: Jeans und Perlen. Eine empirische Untersuchung zum Kleidungs- und Lebensstil von Akademikern der 68er-Generation. Unveröff. MA am LUI der Universität Tübingen 1987; Andrea Holthusen: Die Kultur der Kulturwissenschaftler. Empirische Untersuchungen zum „Fachhabitus" von Juristen und Kulturwissenschaftlern. Unveröff. MA am LUI der Universität Tübingen 1989; Andrea Hauser: Dinge des Alltags. Studien zur historischen Sachkultur eines schwäbischen Dorfes. Tübingen 1994; Stefan Beck: Umgang mit Technik. Kulturelle Praxen und Kulturwissenschaftliche Forschungskonzepte. Berlin 1997; Thomas Fliege: Bauernfamilien zwischen Tradition und Moderne. Eine Ethnographie bäuerlichen Lebensstile. Frankfurt/Main 1998; Franziska Roller: Gebremste Lust. Zum Lebensalltag von Frauen in der Stadt. Unveröff. Diss. Universität Tübingen 1998; Helga Hager: Hochzeitskleidung – Biographie, Körper und Geschlecht. Eine kulturwissenschaftliche Studie in drei württembergischen Dörfern. Tübingen 1999; Elisabeth Timm: Ausgrenzung mit Stil. Über den heutigen Umgang mit Benimmregeln. Münster 2001.

[6] Ich beschränke mich im folgenden im wesentlichen auf die deutschsprachige Kulturwissenschaft und übergehe auch Bourdieus Arbeiten zur Philosophie.

[7] Deborah Reed-Danahay 1995: The Kabyle and the French: Occidentalism in Bourdieu's Theory of Practice. In: James G. Carrier (Hg.): Occidentalism. Images of the West. Oxford 1995, S. 61-84.

cidentalism" nennt. Es sei kein Zufall, sondern Bourdieus „image of the west" ebenso wie sein „image of the east", daß sich in den beiden Hauptwerken auf der einen Seite Kabylei/Alltag/Praxis/persönliche Beziehungen/Vergangenheit bzw. Tradition und auf der anderen Seite Frankreich/Erziehungssystem/Struktur/Institution/Zukunft wie zwei völlig unterschiedliche Welten gegenüberstehen. (So lasse Bourdieu beispielsweise das System der Koranschulen und staatlichen Schulen in Algerien, das auch die von ihm untersuchte Kultur betraf und betrifft, in der Analyse völlig außen vor.) Durch dieses Rückbeziehen von Bourdieus Kulturanalysen in Frankreich und in der Kabylei auf seine eigene gesellschaftliche Position gelingt ihr eine erkenntnisfördernde und differenziertere Kritik als die vordergründige Ablehnung der „feinen Unterschiede" als eine deterministische Kulturanalyse des französischen Spezialfalls von Gesellschaft.[8]

(2) Nicht nur solch theoretische Arbeit und Feldforschung in Frankreich, sondern auch empirische Forschungsergebnisse zur BRD zeigen, daß Kritik an den „feinen Unterschieden" als einem vergangenen und/oder französischen gesellschaftlichen Status quo verhaftet auch bundesdeutsche Realität verkennt: So konnte man einige Wochen lang in den Medien als eines der Hauptergebnisse der PISA-Studie zum Bildungssystem in Europa lesen, daß es nirgendwo auf dem Kontinent eine so deutliche Korrelation zwischen der sozialen Herkunft und dem Schulbildungsabschluß gibt wie in der BRD. Dies strafte viele, auch unter dem Titel Wissenschaft aufgestellte Behauptungen einer grundlegenden Revolutionierung gesellschaftlicher Ungleichheit im Bildungssystem seit den 1950er Jahren Lügen.[9] Es wäre eine lohnende kulturwissenschaftliche Forschungsaufgabe, das Verschwinden dieses Faktums der Studie aus all den nun mit heißer Nadel gestrickten politischen Programmen zur Verbesserung der Bildungssituation nachzuzeichnen und mit Bourdieu als theoretischem Sockel zu interpretieren, um was für einen kulturellen Umgang mit gesellschaftlicher Ungleichheit es sich hierbei handelt. Bourdieus klassentheoretischer Ansatz zur Kulturanalyse verkennt also keineswegs gesellschaftliche Realität – im Gegenteil, er

[8] Empirisch hat Reed-Danahay zudem eine Feldforschung in einem Dorf unternommen, die vor allem den Umgang mit dem Bildungssystem zum Gegenstand hatte und in diesem Punkt also nicht Bourdieus Strukturperspektive auf die französische Gesellschaft übernimmt, sondern diese durch einen Blick auf die Praxis erweitert (Deborah Reed-Danahay: Education and Identity in rural France. The Politics of Schooling. Cambridge 1996).

bietet das Handwerkszeug zu untersuchen, wie gerade bestimmte soziale Realitäten (alltags)kulturell geformt, z.B. vergessen oder verleugnet werden, und welche individuellen und politischen Umgangsweisen sich aus dieser Zumutung ergeben. Dies müßte gerade die Empirische Kulturwissenschaft interessieren, die als Grundfrage immer wieder zum Thema hat und hatte, „wie in den kulturellen Formen und Medien des Alltags Herrschaft und Privilegien praktiziert und legitimiert werden"[10].

(3) Daß Bourdieu lange keine Arbeit verfaßt hat, in deren Titel das Schlagwort Frauen- oder Geschlechterforschung vorkam, hat vielfach dazu verleitet, ihn der Nichtberücksichtigung der Kategorie Geschlecht zu verdächtigen. Hierzu ist festzustellen, daß er allein in den feinen Unterschieden anhand einer Vielzahl empirischer Beispiele immer wieder die Frage nach dem Verhältnis der Gesellschaft strukturierenden Kraft von Klasse und Geschlecht aufgreift, und daß sich hier für ihn eher ein Unentschieden zwischen beiden Dynamiken abzeichnet. In einem Interview erklärte er später denn auch diese Frage für wissenschaftlich nicht beantwortbar: „Aber vielleicht müssen wir dieses Problem schlicht und einfach fallenlassen, weil wir nicht die Mittel haben, es zu entscheiden. Was wir beobachten, das sind immer gesellschaftlich und geschlechtlich konstruierte Habitus."[11] Eingehendere feministische Kritiken haben dem-

[9] Bourdieu nennt die Postulate von „Konsumgesellschaft" und ähnlichen Charakterisierungen eine Spezialität von „‚philosophes' ou ‚sociologues' mal socio-analysés" (Pierre Bourdieu: Les structures sociales de l'économie. Paris 2000, S. 224). Es sei daran erinnert, daß es neben den auch mediale Aufmerksamkeit genießenden Postulaten von „Risikogesellschaft" (Beck) oder „Erlebnisgesellschaft" (Schulze) nach wie vor eine empirisch fundierte Sozialstrukturanalyse gibt, die gesellschaftliche Ungleichheit detailliert untersucht: Michael Vester: Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Vollst. überarb., erw. u. aktualis. Fassung der 1. Auflage. Frankfurt/Main 2001. Vester kommt zum Ergebnis, daß vieles, was als sozialer Aufstieg von Personen aus unteren sozialen Schichten gilt, tatsächlich vertikale Verschiebungen im sozialen Raum sind. Als tatsächliche soziale Aufstiege seit dem Zweiten Weltkrieg rubriziert er lediglich wenige Prozent der Bewegungen im sozialen Raum.

[10] Maase, Vorwort zur vierten Auflage, S. X.

[11] Pierre Bourdieu, Irene Dölling u. Margareta Steinrücke: Eine sanfte Gewalt. Pierre Bourdieu im Gespräch mit Irene Dölling und Margareta Steinrücke. In: Irene Dölling/Beate Krais (Hg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt/Main 1993, S. 218-230; hier, S. 225.

entsprechend das Habitus-Konzept weiterentwickelt und verstanden als ein nützliches Modell zur Erklärung dafür, wie Geschlecht buchstäblich gemacht wird.[12]

Bourdieu?

Grundsätzliche kulturwissenschaftliche Vorbehalte gegen Bourdieus Thesen zeichnen sich vor allem im Bereich der (4) Methoden und der (5) Medienforschung ab:

(4) Bourdieu entwickelte eine „wissenschaftliche Reflexivität", in der er zwar fordert, „das wissenschaftliche Feld selbst zum Subjekt und Objekt der reflexiven Analyse zu machen"[13]. Letztendlich jedoch geht er davon aus, daß der Einfluß der Beobachtungsposition auf das Forschungsobjekt neutralisiert werden kann und muß, um Erkenntnisse zu gewinnen.[14] Hierin folgt er, worauf Stefan Beck hingewiesen hat, der französischen Epistemologie und bemüht sich um die Objektivierung der „allgemeinen" und der „speziellen universitären Bedingungen der wissenschaftlichen Erkenntnis".[15] Dieses Verständnis sozialwissenschaftlicher Reflexivität führt dann auch zu gewissen blinden Flecken in Bourdieus eigener Arbeit. In „La domination masculine" beispielsweise findet man in den Fußnoten einen zum Teil veralteten und Frankreich-zentrierten Stand der Forschung, so daß Bourdieu hier sozusagen das Rad

[12] Bridget Fowler: Pierre Bourdieu and *La Domination Masculine*. o.D. URL: http://www.iran-bulletin.org/mascul.htm [10.03.2002]; Beate Krais: Geschlechterverhältnis und symbolische Gewalt. In: Gunter Gebauer/Christoph Wulf (Hg.): Praxis und Ästhetik. Neue Perspektiven im Denken Pierre Bourdieus. Frankfurt/Main 1993, S. 208-250; Toril Moi: Appropriating Bourdieu. Feminist Theory and Pierre Bourdieu's Sociology of Culture. In: Derek Robbins (Hg.): Pierre Bourdieu, vol. IV. London u.a. 2000, S. 314-341.

[13] Pierre Bourdieu: Narzißtische Reflexivität und wissenschaftliche Reflexivität. In: Eberhard Berg/Martin Fuchs (Hg.): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt/Main 1993, S. 365-374; hier, S. 366.

[14] Seiner Einschätzung an Teilen der damals aktuellen Methoden-Diskussion um „writing culture" als „Ausbruch von Narzißmus nach langen Jahren positivistischen Verdrängung" (ebd.) kann man allerdings aus der in der Volkskunde/Kulturwissenschaft schon vor längerer Zeit gewonnenen Einsichten in Probleme der Datengewinnung (Utz Jeggle: Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse. Tübingen 1984) zustimmen.

[15] Beck, Umgang mit Technik, S. 77f.

des „doing gender" und der Naturalisierung gesellschaftlicher Verhältnisse neu erfinden kann: „La force particulière de la sociodicèe masculine lui vient de ce qu'elle cumule et condense deux opèrations: elle legitime une relation de domination en l'inscrivant dans une nature biologique qui est elle-même une construction sociale naturalisée."[16] Wahrscheinlich resultiert dieser Umgang mit der Geschlechterforschung auch aus seiner Ablehnung der ethnomethodologischen Schule, die er in jedem seiner Texte mindestens einmal als subjektivistisch kritisiert, und auf die die theoretische Erarbeitung des Konzept vom „doing gender" zurück geht.[17] Vermutlich spielt jedoch auch seine eigene männliche Wissenschaftspraxis eine Rolle, ist doch Bourdieus Einschätzung seines Beitrags zur Geschlechterforschung eher ein enactment der Kategorie Geschlecht als dessen Analyse: „Und wenn ich dazu gebracht wurde, mich explizit damit auseinanderzusetzen, dann deshalb, weil ich mit der feministischen Literatur bekannt wurde und den Eindruck hatte, ich könnte hierzu etwas beitragen. Ich hatte den Eindruck, daß die Idee der symbolischen Gewalt etwas war, das in der theoretischen Begründung der feministischen Kritik noch fehlte. Nicht, daß ich gedacht hätte, die feministische Kritik sei nicht von Interesse, weit entfernt. Je mehr Arbeiten von Historikerinnen, Soziologinnen, Ethnologinnen usf. ich lese, desto mehr denke ich, daß es mit der feministischen Kritik eine gänzlich neue, enorme empirische Arbeit gibt, die einen bedeutenden Schritt voran in den Sozialwissenschaften darstellt. Aber mir scheint, daß eine systematische und kohärente theoretische Konstruktion fehlt, die alle diese Ergebnisse empirischer Forschung begründen könnte. In meinem Artikel habe ich eine solche Konstruktion versucht."[18] Bourdieu situiert sich hier als Mann und Wissenschaftler mit Überblick, der das von Frauen etwas kopflos zusammengesammelte empirische Material mit einer ordentlichen Theorie befruchtet – wodurch die Frage entsteht, warum er die vorliegenden theoretischen Arbeiten nicht zur Kenntnis genommen hat.

[16] Pierre Bourdieu: La domination masculine. Paris 1998, S. 29. Dieses Buch ist seit einigen Jahren in deutscher Übersetzung angekündigt, bis jetzt jedoch nicht erschienen. Eine stark gekürzte deutsche Fassung ist schon vor einigen Jahren erschienen: Pierre Bourdieu: Die männliche Herrschaft. In: Irene Dölling/Beate Krais (Hg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt/Main 1993, S. 153-217.

[17] Candace West, Don Zimmermann: Doing Gender. In: Gender & Society 1,2 (1987), S. 125-151.

[18] Pierre Bourdieu, Irene Dölling u. Margareta Steinrücke: Eine sanfte Gewalt, S. 218.

Aus dem Bourdieuschen Beharren auf einer singulären, letztlich zu objektiven Daten gelangenden Erkenntnisposition resultieren dann auch folgerichtig seine jüngste Selbst-Situierung als Sprecher der Marginalisierten im „Elend der Welt" („Wir legen hier Zeugnisse vor, die Männer und Frauen uns hinsichtlich ihrer Existenz und ihrer Schwierigkeiten zu existieren anvertraut haben") und die methodische Prämisse, „Verzerrungen" „in der Struktur der Befragung" „zu kontrollieren"[19]. In der volkskundlichen Kulturanalyse wurde demgegenüber ein Verständnis qualitativer Forschung entwickelt, das in Anlehnung an die Ethnopsychoanalyse versucht, die Beziehung zwischen Forschenden und Erforschten selbst als Datum des Untersuchungsgegenstandes zu begreifen.[20] Diese Arbeit an den sozialwissenschaftlichen Methoden der Datenerhebung und Interpretation wird jedoch in der Sozialwissenschaft (wie die Ethnopsychoanalyse insgesamt) praktisch nicht zur Kenntnis genommen, so daß (wie beispielsweise auch Bourdieu und seine équipe) Erörterungen zum „qualitativen", „verstehenden" oder „hermeneutischen Interview" immer wieder am Punkt Null beginnen.

(5) Angesichts seines praxeologischen Ansatzes verwundert auch Bourdieus Schrift „Über das Fernsehen" (Frankfurt/Main 1998). Darin postuliert er: „Es (das Fernsehen, d. Verf.) kann zeigen, und dadurch erreichen, daß man glaubt, was man sieht."[21], es stelle „eine besonders

[19] Pierre Bourdieu et al.: Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz 1997, insbes. S. 13ff. u. 779ff. Inwiefern es gerade in den im „Elend der Welt" abgedruckten Interviews nicht gelungen ist, „die symbolische Gewalt, die durch die Interviewbeziehung zur Ausübung kommen kann, so weit wie irgend möglich zu reduzieren", und inwiefern diese Probleme auch nicht in der Analyse und Interpretation des Materials reflektiert werden, hat Nonna Meyer (allerdings auch aus einer eher positivistischen, am naturwissenschaftlichen Wissenschaftlichkeitbegriff orientierten Position heraus) mit dem Fazit „la misère de la sociologie" dargestellt (Nonna Mayer: L'entretien selon Pierre Bourdieu. Analyse critique de La misere du monde. In: Revue française de sociologie XXXVI (1995), S. 355-370). Interessanterweise kommt sie zum Ergebnis, daß die Interviews von Abdelmalek Sayad, Francine Muel-Dreyfus und Rosine Christin, also von ForscherInnen, die qua kultureller Herkunft und/oder qua Geschlecht sich nicht (ausschließlich) in gesellschaftlich hegemonialen Positionen befinden, den Kriterien eines qualitativen Interviews, das den Befragten auch tatsächlich für ihre Erfahrungen Raum bietet , am nächsten kommen (ebd., S. 363).

[20] Jeggle: Feldforschung; Katharina Eisch, Marion Hamm (Hg.): Die Poesie des Feldes. Beiträge zur ethnographischen Kulturanalyse. Tübingen 2001.

[21] Ebd., S. 27.

schädliche Form symbolischer Gewalt" dar.[22] Hier kann man aufgrund empirisch-kulturwissenschaftlicher Forschung und unter Berufung insbesondere auf die Arbeit der britischen Cultural Studies doch einwenden, daß die Analyse des Medieninhalts die Beobachtung der Medienrezeption nicht erübrigt, und daß die Konzeptualisierung des Publikums als passives Opfer die komplexere Realität der Mediennutzung nicht faßt.

Bourdieu ...

(6) Bourdieus Werk zeichnet sich dadurch aus, daß er schon lange mit einer Vielzahl von Prämissen arbeitete, die in der Sozialwissenschaft und Kulturanalyse erst Jahrzehnte später zum Gemeingut geworden sind. So könnte man ihn als einen Konstruktivisten avant la lettre bezeichnen. Er definierte beispielsweise im „Entwurf einer Theorie der Praxis" „Natur" als „Kultofakt"[23] womit bereits zu Beginn der 1970er Jahre, ähnlich wie in Bausingers Postulat von 1971, daß „Natur und Natürlichkeit ein fiktiver Grenzwert ist"[24], eigentlich schon all das gewußt war, was die Sozialwissenschaften Jahrzehnte später versuchten zu begreifen und was dann im wesentlichen (Foucault als große Ausnahme) in der ethnomethodologischen, US-amerikanischen Sozial- und Kulturforschung entwikkelt und in den anderen nationalen Disziplinen übernommen wurde. Die Bourdieuschen Arbeiten über die Kabylei, zusammengefaßt im „Entwurf einer Theorie der Praxis", sind sozusagen eine Beweisführung dafür, daß jede gesellschaftliche Realität ein Konstrukt in dem Sinne ist, daß sie durch Wahrnehmungen geprägt wird, die wiederum sozial strukturiert sind. Als Lehrsatz lautet das bei ihm so: „Jede gesellschaftliche Ordnung weist die Tendenz auf – allerdings auf unterschiedlicher Stufe und mit je anderen Mitteln -, ihren spezifischen Willkürcharakter zu naturalisieren."[25] Und während für manche jede gesellschaftliche Realität bei konstruktivistischen Ansätzen völlig zu verschwinden scheint („Manche ziehen aus dem, was man über diese Transformationen der Wahrheitsspiele hat sagen können, den Schluß, man habe gesagt, daß nichts existie-

[22] Ebd., S. 21.

[23] Pierre Bourdieu: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft. Frankfurt/Main 1979, S. 329.

[24] Hermann Bausinger: Volkskunde. Von der Altertumsforschung zur Kulturanalyse. Darmstadt 1971, S. 24.

[25] Bourdieu, Entwurf einer Theorie der Praxis, S. 324.

re (...).“[26]), macht Bourdieu klar, daß die „Vorstellungen (...) von dieser Wirklichkeit (...) zur Hervorbringung nur allzu realer Wirkungen beitragen“[27]. Anlaß für diese Darstellung war für Bourdieu das damals in Frankreich dominante Paradigma des Strukturalismus, der gesellschaftliche Ordnungen als eine Emulation quasi kulturell-unbewußter oder sogar allgemein-menschlicher Ordnungssysteme betrachtete. Bourdieu dagegen zeigte in seiner Arbeit über die Kabylei, daß gesellschaftliche Ordnung stets den Interessen ganz bestimmter Gruppen entspricht (meist die, die mehr Kapital egal welcher Sorte als andere akkumulieren können). Diese gesellschaftliche Ordnung entsteht eben gerade nicht (wie viele Strukturalisten meinten) durch die Befolgung eines Regelsystems, sondern mittels feiner alltäglicher Strategien, nach denen jeweils nur die Handlungsformen als „richtig“, „natürlich“, „angemessen“ oder „regelgerecht“ erscheinen, die manchen Gruppen[28] Kapital gleich welcher Sorte einbringen. Bourdieu kritisiert deshalb grundsätzlich, daß der Strukturalismus „vergessen“ habe, daß Verwandtschaftssysteme ebenso wie jedes andere gesellschaftliche Ordnungssystem „auf Befriedigung materieller und symbolischer Interessen abzielen“[29]. Dennoch sind Gesellschaft und Kultur kein Komplott, kein Ergebnis der geheimen Machinationen irgendwelcher Herrscher. Bourdieu betont: „Es geht nicht darum, an die Stelle einer Erklärung qua Regel die Erklärung qua Interesse **zu** setzen. (...) Denn die letzte List der Regel besteht gerade darin, **vergessen** zu machen, daß ein Interesse, der Regel zu gehorchen, oder genauer: vorschriftsmäßig zu sein, überhaupt existiert.“[30]

(7) Inspirierend für eine Empirische Kulturwissenschaft, die sich der kulturellen Gestaltung von Gefühlen widmen möchte, sind auch Bourdieus keimhafte sozialpsychologische Überlegungen. So bezieht er

[26] Michel Foucault: Freiheit und Selbstsorge. Gespräch mit Michel Foucault am 20. Januar 1984. In: Helmut Becker, Lothar Wolfstetter, Alfred Gomze-Müller, Raúl Fornet-Betancourt (Hg.): Freiheit und Selbstsorge. Gespräch 1984 und Vorlesung 1982. Frankfurt/Main 1985, S. 9-28; hier, S. 24f.

[27] Pierre Bourdieu: Die Abdankung des Staates. In: Ders. et al.: Das Elend der Welt, S. 207.

[28] Ich verwende hier die undeutliche Umschreibung Gruppen, weil diese erst entsprechend der vor allem akkumulierten Kapitalart spezifiziert werden können in z.B. Klassen oder Klassenfraktionen (basierend auf kulturellem und/oder ökonomischem Kapital) oder Familien/Verwandtschaftsgruppen (basierend auf symbolischem Kapital insbesondere in Gesellschaften, in denen ökonomisches Kapital kaum akkumuliert wird).

[29] Bourdieu, Entwurf einer Theorie der Praxis, S. 78.

[30] Ebd., S. 216.

beispielsweise das Phänomen der Eifersucht auf die Kapitalstruktur der Individuen: Der Gegensatz, „der sich stets zwischen den aufsteigenden Klassen – früher das Bürgertum, heute das Kleinbürgertum – auftut: Auf der einen Seite Erwerb, Akkumulation, Schatzbildung, kurz, ein Besitzhunger, der ständig mit ängstlicher Sorge um den Besitz verbunden ist, besonders um die Frau, diesen Gegenstand eifersüchtiger Tyrannei des Eigentümers, die aus Unsicherheit herrührt; auf der anderen Seite nicht nur Prunk, Verschwendung und Großzügigkeit, die zu den Reproduktionsbedingungen des sozialen Kapitals gehören, sondern auch Selbstgewißheit, die sich vor allem in höfischer Galanterie und der Eleganz der freien Sitten zeigt und Eifersucht verbietet, die das Liebesobjekt als Besitz behandelt: ganz so, als bestünde das Hauptprivileg der zu Eigentümern Geborenen darin, die Unsicherheit nicht zu kennen, die die Erwerbsmenschen (...) heimsucht, weil sie vielleicht nur zu gut wissen, daß ‚Eigentum Diebstahl ist', um nicht den Diebstahl ihrer Besitztümer zu fürchten.“[31] Das vermittelt eine Ahnung davon, daß eine kulturanalytische Sozialpsychologie des Alltagslebens möglich wäre, die nicht auf platte Postulate vom kollektiven Unbewußten reduziert wird. Auch wenn Bourdieu selbst sich fast nie explizit oder sehr zurückhaltend[32] auf die Psychoanalyse bezieht, so findet man in seinen Arbeiten doch eine Fülle von Beispielen dafür, wie „die in Dingen und natürlich auch Personen objektivierten gesellschaftlichen Verhältnisse von einem jeden unmerklich inkorporiert werden“[33]. Bourdieu zeigt, daß es keinen point zero gibt im Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft, und in diesem Sinne kann sein Werk auch als eine sozialwissenschaftlich informierte, kritische Theorie des Subjekts gelesen und benutzt werden.

(7) Bourdieu führt vor, wie man gesellschaftliche Strukturen berücksichtigt, ohne in einen deterministischen Objektivismus zu verfallen, und wie man das Handeln der Subjekte in Rechnung stellt, ohne die ihnen eigene „Spontantheorie des Handelns“[34] zu übernehmen, „was letztlich

[31] Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. 7. Auflage Frankfurt/Main 1994, S. 517.

[32] „Ich möchte jetzt nur dazu sagen, daß die individuelle Geschichte noch in ihrer tiefsten Einzigartigkeit und bis in ihre sexuelle Dimension hinein sozial determiniert ist.“ (Pierre Bourdieu: Wie die freien Intellektuellen befreien? Gespräch mit Didier Eribon. In: Pierre Bourdieu: Soziologische Fragen. Frankfurt/Main 1993, S. 66-76; hier, S. 74.)

[33] Ebd., S. 138.

[34] Bourdieu, Entwurf einer Theorie der Praxis, S. 150 (dort auch das folgende Zitat).

darauf hinausläuft, die kleinbürgerliche Sicht gesellschaftlicher Beziehungen als etwas, was man macht und was man sich macht, auf das Niveau einer Theorie der sozialen Welt zu erheben". Auch für die Empirische Kulturwissenschaft ist zu wünschen, daß sie sich, gerade weil sie den Alltag zum Forschungsgegenstand hat, nicht „Spontanethnologie" oder „Spontansoziologie"[35] betreibt, die sich von Alltagsanschauungen über Gesellschaft kaum unterscheidet, sondern daß sie die beobachteten kulturellen Phänomene eingliedert in ein tieferes und theoretisch informiertes Verständnis von Gesellschaft und Kultur. Daß Bourdieu eine „mitunter etwas komplizierte Sprache"[36] verwendet, liegt genau daran, daß sich seine Sozialwissenschaft und Kulturanalyse von der „Primärwahrnehmung sozialer Welt"[37] unterscheidet – was man von vielen Arbeiten, die in den letzten Jahren unter dem Titel „Lebensstilforschung" erschienen sind, nicht gerade behaupten kann. Von Bourdieu kann man gerade lernen, welche intellektuelle Arbeit und welcher Wissensbestand notwendig sind, um von einer oberflächlichen Privatmeinung über Gesellschaft und Kultur zu einer wissenschaftlichen Darstellung ihrer Dynamiken zu gelangen.

Schließlich erhielten die Bourdieuschen Überlegungen zur Reform der Bildungssysteme seit den 1960er Jahren mit der derzeitigen Diskussion um die beschlossene Novellierung des Hochschulrahmengesetzes eine neue Aktualität: Die Bildungsreform hatte zwar zur formalen Öffnung aller Bildungswege für alle geführt. Diese Öffnung jedoch konnte erstens aufgrund der nicht nur auf finanziellen Grenzen, sondern auch auf kulturellen und sozialen alltäglichen Ausschlußmechanismen beruhenden gesellschaftlichen Ungleichheit nicht von allen genutzt werden. Zudem, und unter anderem darüber forschte Bourdieu seit den 1960er Jahren, wurde die Zahl der den nun vermehrt erwerbbaren Titeln entsprechenden Stellen nicht erhöht: „Hierin liegt einer der Mechanismen, die zusätzlich zur Logik der Vererbung kulturellen Kapitals bewirken, daß die höchsten schulischen Einrichtungen, und ganz besonders die, die auf die Positionen ökonomischer und politischer Macht hinführen, so exklusiv wie in der Vergangenheit bleiben, und daß diesem weitgehend für alle geöffneten und trotzdem streng für einige reservierten Bildungssystem das

[35] Ebd., S. 112.

[36] Wolfgang Kaschuba: Einführung in die Europäische Ethnologie. München 1999, S. 155.

[37] Bourdieu, Die feinen Unterschiede, S. 735.

Kunststück gelingt, den Anschein der ‚Demokratisierung' mit der Wirklichkeit der Reproduktion zu vereinen, die sich auf einer höheren Stufe der Verschleierung, also mit einem höheren Ergebnis an gesellschaftlicher Legitimität vollzieht."[38] Aus diesem Grund spricht Bourdieu bereits in den „feinen Unterschieden" im Zusammenhang mit der Bildungsreform von der „geprellten Generation"[39], welche die nun ohne finanzielle Hürde zugänglichen (gleichwohl entwerteten) Schul- und Universitätsabschlüsse erwarb, und nun enttäuscht und wütend feststellt, daß diese Titel nicht halten, was sie versprachen. Hier wünschte man sich, bei allem Respekt vor Bourdieus Arbeit, aber doch, daß er (der Zukunft von Sozialwissenschaft und Kulturanalyse zuliebe) nicht recht gehabt hätte ...

[38] Pierre Bourdieu, Patrick Champagne: Die intern Ausgegrenzten. In: Das Elend der Welt, S. 527-533; hier, S. 531f.

[39] Bourdieu, Die feinen Unterschiede, S. 241ff.

Aus dem Institut

Im Oktober 2001 hat sich Utz Jeggle vorzeitig in den wohlverdienten Ruhestand verabschiedet. Sein Abgang ist für das LUI ein großer Verlust. Seine gewitzten und immer brillanten Diskussionsbeiträge, seine überaus beliebten Seminare und seine freundschaftliche und liebenswerte Art, die er im Kollegenkreis und gegenüber den Studierenden an den Tag legte, werden uns sehr fehlen. Wir hoffen, dass er als Pensionär möglichst oft auf einen Besuch ins LUI kommt. Möge er auch in Zukunft die Zeit finden, vor allem unsere Straßburg/Tübingen-Kolloquien, die er mit Freddy Raphaël einst initiiert hat, tatkräftig zu unterstützen.

Nach ihrer dreijährigen Professorinnen-Zeit am LUI kehrte Uli Linke im Sommer 2001 wieder an die Rutgers University, New Jersey (USA) zurück. Sie wäre gerne noch länger am LUI geblieben, doch ihre Beurlaubung wurde von amerikanischer Seite aus nicht verlängert.

Jubilieren durfte im September 2001 Hermann Bausinger an seinem 75. Geburtstag. Eine Feier im Doppelpack gab's für Moni Leibfarth: Im September 2001 hatte sie ihr 25 jähriges Dienstjubiläum und im Januar 2002 wurde sie 50.

Sabine Besenfelder, erfolgreiche Absolventin des Instituts, frisch gebackene Doktorin und Autorin der neuesten TVV-Produktion „Staatsnotwendige Wissenschaft. Die Tübinger Volkskunde in den 1930er und 1940er Jahren" vertrat im Wintersemester 2001/02 die vakante Assistentenstelle. Seit April 2002 arbeitet sie bei der Wirtschaftsförderungsgesellschaft Region Stuttgart als Assistentin der Geschäftsleitung.

Im Wintersemester hat Ulrich Hägele sein DFG-Projekt „Fotografie und Volkskunde" unterbrochen und die ebenfalls noch vakante C4-Stelle des LUI vertreten. In Zusammenarbeit mit dem Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien konzipierte er die Ausstellung „Zensurierte Bildergrüße", die im Wiener Museum vom 30. Januar bis 24. März zu sehen war. Seine Stelle am LUI läuft zum 30. Juni aus.

Friedemann Schmoll beendete sein Studienprojekt „Neues Altern. Ethnographische Variationen über die letzten Lebensabschnitte" mit einer Buchpublikation, die er gemeinsam mit StudentInnen erarbeitet hat. Mit Bravour meisterte er im Februar seine Habilitation. Herzlichen Glückwunsch! Der Titel seiner Antrittsvorlesung am 11. Februar 2002 lautete: „‚Multikulti im Tierreich'. Über das Fremde in der Kultur". Seine Stelle läuft Ende des Sommersemesters aus.

Am 1. März 2002 hat Reinhard Johler die lange Zeit unbesetzte C4-Professur angetreten. Er kam aus Wien an den Neckar und hat sich, wie man hört, mit seiner Familie bereits in Tübingen eingelebt – von einigen

bürokratischen Hindernissen abgesehen: Das hiesige Landratsamt verweigerte seinem Peugeot die Zulassung mit der Begründung, das Modell existiere gar nicht. Im März wählte der Institutsrat Reinhard Johler einstimmig zum neuen Direktor des LUI.

Die akademische Ratsstelle teilen sich seit April 2002 Kaspar Maase und Bernd Jürgen Warneken für weitere vier Jahre.

Im Sommersemester gibt es wieder eine Ausstellung im Haspelturm. Dann nämlich ist das Projektseminar von Gottfried Korff über „Trench Art. Kleines aus dem Großen Krieg" abgeschlossen. Die Schau kann vom 26. April bis zum 16. Juni 2002 im Haspelturm besichtigt werden. Öffnungszeiten: Mo-Fr 12-18 Uhr, Sa-So 10-18 Uhr. Mit einem dicken Dankeschön gratulieren wir Gottfried Korff ganz herzlich zu seinem (runden) Geburtstag im Mai.

Die freigewordene Stelle von Utz Jeggle vertritt in den kommenden beiden Semestern Susanne Regener. Sie studierte an den Universitäten Kiel und Hamburg Europäische Ethnologie/ Volkskunde, Soziologie, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte und habilitierte sich 1999 in Bremen mit der Arbeit „Fotografische Erfassung. Zur Geschichte medialer Konstruktion des Kriminellen". Zur Zeit arbeitet sie an einem Forschungsprojekt über „Menschenbildentwürfe in der europäischen Psychiatrie". Im Sommersemester 2002 startet sie ein zweisemestriges Projekt über Webcams.

Ulrich Hägele

Aus dem Verein

Die Homepage des Vereins hat ein neues Gesicht bekommen. Christian Takacs, der Sohn unserer „Werbeleiterin" Sylvia Takacs, hat uns die neuen Seiten erstellt. Unter www.tvv-verlag.de können Sie sich das Bücherprogramm abrufen und bestellen. Per e-mail sind wir unter info@tvv-verlag.de zu erreichen.

Die Tübinger Vereinigung für Volkskunde hat seit dem letzten Ko'blatt mehrere Publikationen veröffentlicht.

In der Reihe „Untersuchungen" sind folgende Bände erschienen:
Band 92: *Utz Jeggle (Hg.): Erinnerungen an die Haigerlocher Juden. Ein Mosaik.*
Band 93: *Katharina Eisch und Marion Hamm (Hg.): Die Poesie des Feldes.* Festschrift für Utz Jeggle zum 60. Geburtstag.
Band 94: *Sabine Besenfelder: „Staatsnotwendige Wissenschaft". Die Tübinger Volkskunde in den 1930er und 1940er Jahren.*

In der Reihe „Studien & Materialien" kam heraus:
Gudrun M. König und Gottfried Korff (Hg.): Volkskunde '00. Referate und Diskussionen der Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde im Herbst 2000 in Tübingen.

Als Sonderbände erschienen die Produkte zweier Projektseminare:
Kaspar Maase (Hg.): Prädikat wertlos. Der lange Streit um Schmutz und Schund, sowie:
Friedemann Schmoll (Hg.): Grauzone. Ethnographische Variationen über die letzten Lebensabschnitte.

Im Lauf der nächsten Wochen und Monate sollen fertig werden:
In der Reihe „Untersuchungen" die Dissertation von Armin Heim über die Conradin-Kreutzer-Gedenkfeiern in Meßkirch: *„O Kreutzer, theurer Meister ...".* In der Reihe „Studien&Materialien" die Magisterarbeit von Renate Föll: *Sehnsucht nach Jerusalem. Zur Ostwanderung schwäbischer Pietisten.*

Als erstes aber wird der von Gottfried Korff und Projektgruppe verfaßte Sonderband *„trench art"* erscheinen, der Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung, die vom 25. April bis 16. Juni im Haspelturm laufen soll.

Ein neuer Gesamtkatalog wurde fertiggestellt und an alle Mitglieder verschickt. Hierin finden Sie alle z. Zt. lieferbaren Veröffentlichungen der TVV. Auf der inneren Umschlagseite sind die ab 2002 gültigen Euro-Mitgliedsbeiträge abgedruckt: Der Jahresbeitrag beträgt 36 EUR (Studierende 21 EUR), die Bände der StuM-Reihe können für jährlich 21 EUR (Studierende 16 EUR) abonniert werden.

Neu ins TVV-Team gekommen sind Astrid Schubring und Gregor Julien Straube, die mit Annukka Stratmann für die Buchherstellung zuständig sind. Leider wird uns Sylvia Takacs verlassen, die sich die letzten drei Jahre sehr engagiert um die Werbung, den Schriftentausch und die Betreuung der Homepage gekümmert hat. Ihre Nachfolgerin ist Christine Lehmann-Kilic.

WALTRAUD LANG

Sabine Besenfelder

„Staatsnotwendige Wissenschaft"

Die Tübinger Volkskunde in den 1930er und 1940er Jahren

Das Tübinger „Institut für deutsche Volkskunde" war das erste Volkskunde-Institut, das explizit mit nationalsozialistischer Ausrichtung gegründet wurde.

Die vorliegende Studie vollzieht die Geschichte seiner Gründung und Einrichtung nach. Und sie macht – anhand bislang unbekannter archivalischer Quellen und der im Haus noch vorfindlichen Sachzeugnisse – den Alltag des Instituts greifbar. In diesem Rahmen wird auch den Lebensläufen der MitarbeiterInnen und Studierenden nachgegangen. Besonderes Gewicht wird dabei auf die Biographie von Gustav Bebermeyer gelegt, der nicht nur Gründungsdirektor des Instituts war, sondern auch Gleichschaltungskommissar der Tübinger Universität. Die Untersuchung diskutiert die Arbeit der Tübinger Wissenschaftler im Kontext regionaler und nationaler NS-Wissenschaftspolitik.

598 S., zahlreiche Abb., EUR 29,50

Erschienen als Bd. 94 der Reihe
Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts

Zu bestellen unter:
Tel.: 07071 / 2974971
oder
07071 / 2975449
Fax: 07071 / 295330
info@tvv-verlag.de

Tübinger Vereinigung für Volkskunde e. V.
Tübingen, Schloss
http://www.tvv-verlag.de

TVV Verlag

»I be halt ez allaweil glaffa, sell isch d'Hauptsach.«

Ruth Stützle:
Die Botin.
Das etwas andere Leben der »Beuremer Elsa«

Die Biographie einer etwas wunderlichen Grenzgängerin: ein einzigartiges Stück Alltagsgeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts und für die heutigen Bewohner der Zollernalb und des Steinlachtals eine etwas andere Heimatgeschichte.
Für diese Arbeit wurde die Tübinger Kulturwissenschaftlerin mit dem ersten Landeskundepreis des Arbeitskreises für Heimatpflege im Regierungsbezirk Tübingen ausgezeichnet.

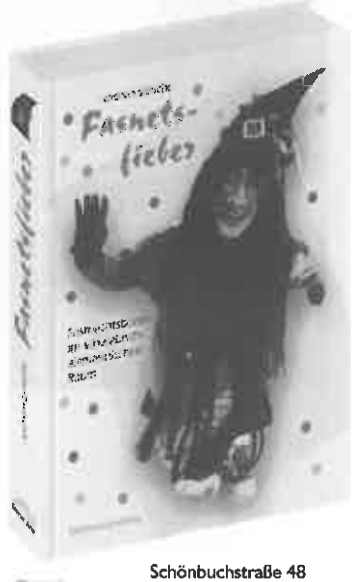
176 Seiten, 41 Abbildungen, fester Einband,
€ 19,90.

»Ich will kein Totenhemd im Sarg, ich will mein Narrenhäs tragen!«

Jochen Schicht:
Fasnetsfieber.
Fastnachtsboom im schwäbisch-alemannischen Raum.

Den Boom der schwäbisch-alemannischen Fasnet untersucht der Volkskundler Jochen Schicht am Beispiel des Balinger Narrenvereins »Loable« und erhielt ebenfalls den Landeskundepreis.
»Fasnetspapst« Professor Werner Mezger urteilte: »Als sorgfältige Mikrostudie angelegt, die auf umfangreicher eigener Feldforschung basiert, liefert Jochen Schichts Untersuchung eine ganze Reihe von Ergebnissen, die der aktuellen Brauch- und Festforschung neue, bislang selbst von deren arrivierten Vertretern kaum beachtete Perspektiven eröffnen.«

224 Seiten, 30 Abb., fester Einband,
€ 19,90



Schönbuchstraße 48
72074 Tübingen
Tel. 0 70 71 / 68 85-0
Fax 0 70 71 / 68 85-20
e-mail: info@silberburg.de